

Prälat Josef Swidnitzki

**HINTER GITTERN
FÜR FATIMA**

Pastoral auf gefährlichen Pfaden

2026

Vorwort

Bei einem gemeinsamen Besuch im Spätherbst 2000 in der russischen Großstadt Tscheljabinsk im Ural lernten wir, Gottfried Prenner und ich, Prälat Josef Swidnitzki kennen. Seit 2001 kommt er Jahr für Jahr eine Zeit nach Pinkafeld, seit Corona auf mehrere Monate, seit dem Ukrainekrieg lebt Prälat Josef Swidnitzki bei der Familie des Vaters. Die Gläubigen in Pinkafeld kennen ihn, weil er regelmäßig bei der Sonntagsmesse in der Pfarrkirche konzelebriert.

Vor zwölf Jahren machten wir, ich mit zwei jungen Leuten vom Kosovo, aus einem handgeschriebenen Manuskript, in dem der Priester sein dramatisches Leben in der ehemaligen Sowjetunion aufgezeichnet hatte, ein kleines Buch. Nach Korrektur und Übersetzung in eine leichter lesbare Sprache mittels *ChatGPT* kann es als spannende und bewegende Lektüre nunmehr hier einem größeren Leserkreis zugänglich gemacht werden.

Josef B. Streibl

Meine Familie und Kindheit

Murafa

Ich bin ein Hirt

Der Krieg

Nach dem Krieg

Das kirchliche Leben

Der Weg zum Priestertum

Ich bin ein einfacher

„Schwarzarbeiter“ Ich bin Soldat Ich
bin frei!

Arbeitsstelle im Schiffshafen

Meine Freunde in Riga

Mein Priesterstudium

Ich bin Student an der Uni

Ich bin Organist
Ich bin Priester – sub secreto!
Die Primiz
Pastoraler Dienstag
Ökumene
Ich bin Vikar
Nach Ostasien
Ein Weg nach Duschanbe, Mittelasien
Ein Konflikt
In Eurasien hin und her
Pater Albinas Dumbliauskas
Mission von Ost bis West, von Nord bis Süd
Mein Kreuzweg
Arbeitslager
Die Freiheit
Usbekistan
Erfahrungen mit Moslems
Das erste Mal im Ausland
In Sibirien
Die bekannten Priester
Geistliche und materielle Rückschläge
Die Wunder und die kleinen Dinge
Unsere byzantinische Kirche
Meine linke Lunge
Der Weg zum Untergrund Nummer 2
Ich bin Jesuit
Zu Hause im August 1998

Meine Familie und Kindheit

Das Licht der Welt erblickte ich am Abend des 25. Dezember 1936 in der Ukraine in dem Dorf Penkowka, etwa 15 Kilometer von Murafa entfernt. Dort, in der Nähe von Winniza in der Landschaft Podolien, befand sich eine Bahnstation namens Jaroschenka. Jaroschenka war die Heimat meiner Mutter, während Murafa die Heimat meines Vaters war.

Mein Großvater verlor früh seine Eltern und begann bereits mit 14 Jahren als Schwerarbeiter auf der Baustelle der Eisenbahnlinie Kiew – Odessa unter einem deutschen Hauptmeister aus Odessa zu arbeiten. Als dieser sah, wie schwer der hungrige Junge arbeitete, erbarmte er sich und nahm den jungen Leonard in seine Familie als Hausangestellten zur Betreuung der Pferde auf. Nach dem Tod des Hauptmeisters kehrte Leonard zu seinen Tanten in die Heimat zurück. Meine Mutter erzählte, dass mein Großvater nicht nur perfekt Deutsch sprach, sondern auch auf Deutsch betete.

Mit 40 Jahren heiratete mein Großvater und erwarb ein 40 Hektar großes Grundstück. Meine Großmutter brachte 14 Kinder zur Welt, von denen 12 aufwuchsen und heirateten. Meine Mutter, Sofia, war die Älteste. Mein letzter Onkel verstarb im Jahr 2002.

Mein Vater Anton stammte aus Murafa. Seine Familie war viel ärmer als die meiner Mutter. Als Witwer mit zwei Kindern heiratete er im Jahr 1920 meine damals 18-jährige Mutter. Ich bin das siebente Kind in unserer Familie. Fünf Kinder verstarben in der Kindheit. Die älteste Schwester verstarb 1999.

Bis 1929 lebten meine Eltern in Murafa. Im Jahr 1929 begann die Kollektivierung unter Gewalt. Da meine Eltern es ablehnten, in die Kolchose einzutreten, wurden sie mit drei Kindern vom Regime aus ihrem eigenen Haus ausgesiedelt. Mein Vater fand Arbeit in der Ziegelfabrik in Penkowka.

Ab 1922, insbesondere aber 1929, waren die Kommunisten grausamer als Tiere. Sie erhoben Steuern auf alles, von jedem Baum und jeder Frucht. Viele Menschen wurden ohne Gerichtsverfahren verhaftet und in der Nacht erschossen. Im Jahr 1929 wurde die Kirche geschlossen. Der Priester wurde festgenommen. In diesem Jahr entging mein Vater zweimal nur knapp der Verhaftung. Einmal umklammerte meine Mutter mit den Kindern auf den Knien und unter Tränen die Hände und Füße des NKWD, des Volkskommissars für innere Angelegenheiten, der daraufhin den Vater bleiben ließ.

1932/33 durchsuchten bewaffnete Gruppen der Kommunisten mit Polizei und Soldaten jedes Haus und jede Wohnung. Sie raubten alles: Getreide, Mehl, Fleisch, Selbst für die Kinder blieb kein Kilo übrig. Die große Hungersnot raffte bis zu zwölf Millionen Menschen dahin. Die Bedingungen waren in der Ukraine schlimmer als in Russland. Menschen aßen Katzen, Mäuse, sogar Hunde, und Kinder sowie Erwachsene suchten nach Zweigen von Bäumen und verfaulten Kartoffeln, um sie zu kochen.

In dieser Zeit wurden in Murafa alle Mitglieder des Kirchenchors und des Kirchenrats verhaftet, insgesamt 2000 von 6000 Einwohnern. Im Jahr 1929 gab es einen weiblichen Aufstand in der Ukraine, auch in Murafa. Die Frauen kämpften mit Gabeln, Stöcken und Steinen gegen die Kommunisten. Die meisten wurden erschossen.

Murafa

Im Verlauf der Jahrhunderte hat sich der Name Murafa in der Geschichte fest verankert. Schon im 4. Jahrhundert wurde von hier aus Weizen nach Griechenland und Rom verkauft. Während des Mittelalters war Murafa ein bedeutender Grenzpunkt zwischen Polen und der Türkei und gehörte später zum Litauer Reich.

Bis zur Revolution im Jahr 1917 zeichnete sich Murafa durch zwei Synagogen und zwei Schulen aus, in denen etwa 200 hebräische Kinder unterrichtet wurden. Die ganze Geschäftswelt war in jüdischen Händen. Heutzutage zählt Murafa etwa 10000 Einwohner, verfügt über eine katholische Kirche und zwei orthodoxe Kirchen. Die katholische Pfarrgemeinde umfasst bis zu 5000 Gläubige und betreut etwa 800 Kinder.

Vor 300 Jahren durchlebte Murafa eine schwierige Zeit, da Tartaren gemeinsam mit Türken zweimal im Jahr Menschen, vor allem Mädchen, raubten und auf dem Sklavenmarkt in Feodosia auf der Krim verkauften. Im Jahr 1990 verschwand die jüdische Bevölkerung vollständig aus Murafa.

Aus der Zeit meiner Schuljahre erinnere ich mich an jüdische Versammlungen bei meinen jüdischen Schulkameraden. Die Anwesenheit der Juden prägte das Dorf kulturell und verlieh ihm Sauberkeit. Viele kleine Geschäfte bereicherten das Straßenbild, die zentrale Straße war geschmückt. Bis zum Jahr 1932 war Murafa ein Zentrum eines Rayons (Landkreises). Meine Kindheit und Jugend waren maßgeblich von der jüdischen Kultur geprägt.

Murafa liegt malerisch zwischen einer großen Wiese, umgeben von sanften Erhebungen, die eher an Hügel als an Berge erinnern. Bei der Einfahrt in Murafa fällt sofort die schöne postdominikanische Barockkirche ins Auge, die majestätisch im Zentrum der Hauptstraße thront. Die zwei Türme der Kirche erheben sich wie betende Hände zum Himmel. Auf einer Linie zu beiden Seiten der Kirche befinden sich zwei orthodoxe Kirchen, die kleinere etwas weiter davon entfernt. Während meiner Schuljahre passierte ich täglich unsere katholische Kirche und die orthodoxe Kirche. Die Gläubigen zeigten ihre Ehrerbietung, indem sie vor der Kirche den Hut abnahmen, sich verneigten und mit einem Kreuzzeichen dem Gotteshaus Ehre erwiesen.

Nach dem Krieg zog unsere Familie nach Murafa auf den Gutshof (Vorwerk), einen landwirtschaftlichen Wirtschaftshof, der der Zucker-Sowchose angegliedert war. Hier beschäftigten wir uns mit dem Anbau von Zuckerrüben, je nach Jahreszeit.

Vor 200 Jahren residierte dort auf einem Hügel unser Gründer, Graf Joachim Potocki, ein General von Katharina II., damaliger Kaiserin von Russland. Im Jahr 1780 finanzierte er den Umbau unserer Kirche. Sein Leichnam ruht in der Krypta der Kirche. Erhalten geblieben sind sein ehemaliger Sitzplatz, zwei Arbeiterhäuser und die Ruinen seines Schlosses, etwa 1,5 Kilometer vom Zentrum entfernt. Das war der schönste Ort. Mein Vater kümmerte sich hier um 20 ein- bis zweijährige Fohlen und Kälber.

Gemeinsam mit zwei Freunden durchstreifte ich freudig die vielen Alleen von Floraldornbüschen. Eine Lindenallee führte bis zu zwei Kilometer in den Umkreis. Murafa wurde durch den gleichnamigen Fluss geteilt. Die Erhöhung des Schloßplatzes bot einen atemberaubenden Blick auf Murafa, insbesondere auf das Herz des Ortes, unsere Kirche, umgeben von immergrünen Fichten. Hier begegneten wir oft Füchsen, Eseln, Hasen und Störchen. In den Feldblumen konnten wir beinahe baden. Rundherum standen verschiedene kleine fruchttragende Bäume, dazwischen Ruinen mit geheimnisvollen Kellern, die unsere Neugierde stets weckten. Ich hütete unsere Ziegen, die unsere einzige Milchquelle waren.

Meine Mutter arbeitete als Stuckateurin am Bahnhof Penkowka. Sie brachte fast alle Kinder zu Hause zur Welt, allein mit einer Großmutter. Sie arbeitete ohne Urlaub und oft ohne Ruhetage. Mich und die anderen Kinder setzte sie in die Futterkrippe bei den Pferden, während sie selbst arbeitete. Bereits in jungen Jahren liebte ich Pferde, insbesondere die Fohlen.

Im Jahr 1946 erhielten die Eltern, ebenso wie andere Menschen in der Zucker-Sowchose, keinen Lohn für ihre Arbeit. Die große Sommerhitze ließ viele Felder

neben unserem 15 Ar großen Garten vertrocknen. Im neuen Jahr hatte der Hunger in Murafa begonnen. Mein Vater verstarb im März 1947 an den Folgen des Hungers.

Im frühen Sommer 1946 erkrankte meine 18-jährige Schwester Johanna an Herzneurose. Sie blieb die gesamte Zeit im Bett liegen. Auch mein Vater war gesundheitlich sehr geschwächt. Meine älteste Schwester und ich mussten arbeiten. Ich hütete auf der Weide 20 zwei- bis dreijährige Kälber für 200 Rubel; zu dieser Zeit kostete ein Kilogramm Brot 20 Rubel. Wir gaben unser Bestes, aber es reichte kaum aus, um die kranke Schwester Johanna zu ernähren.

Ich bin ein Hirt

Im Frühling des Jahres 1947 fuhr meine Mutter nach Westen (Lemberg, Stryj...). Sie kaufte alles, was sie für Getreide und einige Kilo Kartoffeln bekommen konnte, und brachte es für uns drei zu Hause Gebliebene mit. Auch wenn bereits nichts mehr zu verkaufen war, arbeitete meine Mutter zwei bis vier Wochen für Kartoffeln oder Mehl usw., bis die Natur grün wurde. Dann bereitete sie für uns das Mittagessen aus den jungen Gräsern zu. Viele Bewohner von Murafa kehrten aus der Westukraine nie zurück. Oft geschah Folgendes: Auf dem Weg nach Hause mit Lebensmitteln, in offenen Waggons ohne Fahrkarten, wurden die Türen geöffnet, und Banden von Räubern überfielen die Menschen und stießen sie aus dem Zug. Jedes Mal, wenn meine Mutter aufbrach, hatten wir bereits für immer Abschied genommen.

Das Gebet hatte in unserer Familie stets oberste Priorität, und so überwandten wir 1947 den Hunger. Mein Vater wiederholte oft: „Wenn ich nur ein Stück Brot hätte, könnte ich weiterleben!“ Mit ungefähr diesen Worten ist er gestorben.

Wir lebten im Haus der Sowchose und mussten jede erdenkliche Arbeit für den Direktor unserer Sowchose verrichten. Er warf uns oft vor, dass er keinen Nutzen von uns hätte und wir die Wohnung nur umsonst besetzten. Vom 1. April 1947 bis zum 10. November 1949 arbeitete ich jeden Tag ohne Ruhetag von 8 bis 20 Uhr. Wir sammelten Geld und kauften ein altes Haus in unserem Murafa, nur 150 Meter von unserer Kirche entfernt. Das war eine große Freude für uns. Wir fühlten uns nun als freie Menschen. Etwas später im Sommer arbeiteten wir freiwillig in der Sowchose, aber als Freie ohne Zwang. Das Wichtigste war jedoch, dass ich sofort die Schule besuchen konnte. Ohne die erste Klasse durchlaufen zu haben, kam ich direkt in die zweite Klasse.

Der Krieg

Im Sommer 1941 wurde unser Podolien von der Deutschen Armee besetzt. Die Verfolgung der Kirche war damit beendet, die geschlossene Kirche wurde geöffnet; unsere Kirche war nämlich seit 1932 geschlossen. Es kamen Priester aus Polen, der Slowakei und Rumänien; 1943 wurde ich dann erst getauft. In dieser Zeit waren wir über 200 Personen bei der Taufe versammelt; es war Sommer und wir befanden uns auf dem Kirchhof. Ich erinnere mich, es gab eine große Menge Kinder und Erwachsene; sie alle wollten einen Priester sehen und ihre geistliche Sehnsucht stillen. Ich erinnere mich auch an den Palmsonntag 1944; zu dieser Zeit waren alle Priester bereits in ihre Heimatländer zurückgekehrt. Meine Eltern versammelten sich um 9 Uhr in der Kirche, als die Deutsche Armee von Osten her in Murafa einmarschierte.

Unser Haus befand sich 200 Meter vom Fluss Murafa entfernt. Nach einer Stunde kam die sowjetische Armee. Die deutschen Soldaten waren hungrig und Mama musste für sie kochen. Eine andere Gruppe der deutschen Soldaten setzte sich mit einem Fernglas (Binokel) hin und beobachtete die sowjetischen Soldaten, die sich von der östlichen Seite her dem Fluss näherten. Ein Kampf begann, deutsche Scharfschützen schossen von unserem Dachboden, und die Geschosse der Russen trafen unser Haus. Mama legte ein Bild der Mutter Gottes von der immerwährenden Hilfe in die Ecke neben der Wand und wir alle lagen auf dem Boden und beteten mit unseren Eltern. Der Kampf dauerte bis Mitternacht. Um 1 Uhr morgens beruhigte sich der Kampf, und sowjetische Offiziere kamen zu uns. Mit großem Erstaunen sagten sie: „Was ist mit Ihrem Haus los, ein verfluchter Platz? Wir haben mit dem Granatwerfer speziell darauf geschossen, aber es gelang uns nicht, einen Volltreffer zu erzielen.“

Nach dem Krieg

Fast jeden Sonntag versammelte sich die Jugend in unserem Haus und tanzte. Mein 17-jähriger Cousin spielte auf einem kleinen Tischklavier. Zur Freude der Gäste tanzte ich immer den ersten Tanz solo. Ich liebte das Singen und Tanzen. Auch später war unser Haus oft gefüllt mit Menschen, Bekannten, Verwandten oder Vorbeigehenden. Musik war für mich immer sehr tief in meinem Herzen – meine Liebe. Ich hörte Blasmusik ohne Ende.

Als wir nach dem Tod meines Vaters in der Sowchose lebten, versammelte meine kranke Schwester Johanna uns Kinder und erzählte viel über Gott und die Ewigkeit. Ihre liebste Ikone war unser oben genanntes Marienbild.

Im Jahr 1948, als Johanna wegen ihrer schweren Krankheit der Sterbestunde nahe war, kam gerade der Priester Marcell Wysokiński, SJ (1884–1959), ein ehemaliger Unierte, der in der Stadt Winniza die Erlaubnis bekam, sich als römisch-katholischer Pfarrer zu betätigen. Mama brachte ihn zu Johanna und bat um die letzte Ölung, die Krankensalbung. Nachher sagte er ganz klar: „Sie wird noch aufstehen!“ Das waren prophetische Worte.

An einem Morgen waren wir alle bei der Arbeit, und wie üblich kamen wir erst am Abend zurück. Als Mutter um 12 Uhr zum Mittagessen kam, war sie überrascht. Das Wohnzimmer war aufgeräumt, und Johanna war nicht da. Johanna hatte bereits alles für das Mittagessen vorbereitet und sich hinter der Tür versteckt. Langsam konnte sie wieder laufen, bis zum Oktober des Jahres 1950.

Am 1. Oktober 1950 um 3 Uhr nachts weckte sie uns alle: „Steht auf, ich werde sterben!“ Ich sprang auf, ergriff ihre Hand und rief unter Tränen: „Nein, Johanna, stirb nicht!“ Meine Schwester Agnes und Mutter weinten laut. Johanna hielt ihr geliebtes kleines Bild der „Immerwährenden Hilfe“ und betete still. Das dauerte bis 4 Uhr morgens. „Mutter Gottes, wenn Du noch Gefallen an mir hast, erlaube mir noch, einen Priester zu sehen!“, sagte sie nach kurzer Zeit. Dann sagte sie: „Legt euch hin zum Schlafen, ich sterbe nicht!“ Das war an einem Freitag.

Am Sonntag, dem 3. Oktober, kamen viele zu Besuch, und man sagte: „Wie schön, dir geht es besser!“, worauf sie antwortete: „Bitte, kommt nächsten Sonntag zu meiner Beerdigung!“ Nach wenigen Tagen kam Priester Marcellin wieder nach Murafa. Am Freitag, dem 8. Oktober betreute er Johanna. Am Samstag um 10 Uhr abends verabschiedete sich Johanna wieder von uns. Nun begann ihre Agonie, die eine Stunde und 40 Minuten dauerte.

Wir standen alle an ihrem Bett, und sie bat uns: „Erlaubt mir, bitte, ganz ruhig wegzugehen.“ Mit großer Kraft hielten wir unsere Tränen zurück. Sie betete, schaute dann auf einen Punkt über sich, bewegte leise ihre Lippen, nahm zweimal tief Luft und atmete die Luft tief aus. Nach einer Minute atmete sie das letzte Mal aus, streckte sich gerade und beendete ihre Mission auf dieser Erde. Mit 22 Jahren beendete sie die Mission einer Kreuzträgerin: Hunger, schwere Arbeit, Krankheit im Alter von 13 Jahren. Sie überzeugte mich ständig: „Bis zum 18. Jahr darf ich keinen Schnaps trinken, weil das eine schwere Sünde ist!“ Meine Mutter hatte keine

Zeit für den Religionsunterricht, aber viele Sorgen hat sie in diesem Sinn auf Johanna gelegt.

Solange Johanna lebte, haben wir ab 1947 in unserer Wohnung kaum Brot gesehen. Hauptnahrungsmittel in diesen Jahren waren Kartoffeln, Mais und Brei mit Getreidekörnern. Mutter arbeitete weiter als Stuckateurin bei den Leuten, Agnes für 20 bis 30 Rubel pro Monat in der Sowchose, genauso wie ich. Der Priester Marcelin besuchte einmal im Jahr unsere Gemeinde. Unzählige Menschen kamen immer zur Beichte. Der Priester hörte fast 24 Stunden lang Beichte.

Das kirchliche Leben

Im Jahr 1952 erlebte ich meine erste Heilige Kommunion, für mich ein großes Ereignis, auf das ich mich lange vorbereitet hatte. Doch in meinem 17. Lebensjahr durchlief ich eine innere Zerrissenheit: Ich war ein unruhiger, zorniger Jugendlicher, der oft in Prügeleien verwickelt war und selten nachgab, besonders gegenüber meiner ältesten Schwester Agnes. Bei den Hirten haben wir immer schwer geflucht auf die Tiere, das Vieh. Das Interesse an Tanz und Feierlichkeiten ließ nach.

Eines Nachts träumte ich vom Teufel in der Gestalt eines Esels auf zwei Beinen. Kurz darauf folgte ein weiterer Traum, der mein Leben verändern sollte: Ich sah eine Erhöhung, auf der Jesus auf einem Thron saß, und hinter ihm einen flammenden, brennenden See. Sofort habe ich verstanden, dass mein Platz im Feuer wäre. Ich habe daher sehr geschrien; ich erwachte und ich konnte mich lange nicht beruhigen. Diese Erfahrung brachte mich meiner Bekehrung näher.

Mit meiner Mutter reiste ich nach Winniza. Während meine Mutter eine Frau ins Krankenhaus begleitete, blieb ich in der Kirche. Dort, während der Fastenzeit, entschied ich mich zur Beichte. Ich wartete, bis der letzte Pönitent fertig war, dann ging ich zum Priester und teilte ihm mit, dass ich zur ersten Beichte wolle. Ich hatte meine Sünden zuvor auf zwölf Blättern niedergeschrieben und erwartete, dass der Priester mich fortschicken und aus der Kirche vertreiben würde. Stattdessen hörte mir der arme Priester zwei Stunden lang geduldig zu. Er erklärte mir Manches und zu meinem Erstaunen sagte er: „Du bist zum Studieren für das Priestertum berufen!“ „Wie denn, hochwürdiger Vater?“, fragte ich. „Es kommt die Zeit dafür!“ Ich glaubte, der Priester habe meine Sünden nicht gehört, und fragte darum noch einmal: „Sie meinen, ich werde Priester?“ „Du wirst Priester!“, antwortete der Beichtvater. Diese Wendung verblüffte mich. In den Folgejahren bestätigte der Priester immer wieder meine Berufung, und mein Charakter veränderte sich nachhaltig. Meine Schwester Johanna fürchtete sich nicht mehr, allein mit mir im Haus zu sein.

Im Jahr 1955 kam der 33-jährige Priester Wojciech nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis zu uns. Anfangs predigte er ausschließlich auf Polnisch, was mir das Verständnis schwer machte. Dennoch begann ich, als Ministrant in der Kirche zu dienen. Nach etlichen Monaten haben mich in der Schule darum die Lehrer stark kritisiert. Beim Militär, in den Dokumenten des Vor-Armee-Dienstes, war folgende Bemerkung zu lesen: „Josef Swidnitzki ist ein religiöser Fanatiker, ein Messdiener, kein Patriot seiner Heimat!“ Das stand auch auf einer schwarzen Tafel, welche um meinen Hals gehängt wurde. Mein Glaube wuchs allerdings immer tiefer!

Langsam vertiefte sich meine Berufung, die durch den Priester Marcelin gepflanzt und im Verstand sowie im Herzen gewachsen war. Vor meiner Bekehrung genoss ich das Spaziergehen mit Mädchen, doch danach wandte ich mich religiösen Büchern, Gebeten und dem Kirchenchor zu. Meine Schuljahre endeten 1958. In den letzten beiden Jahren bildete sich eine Geheimgruppe von sieben Mädchen und Jungen, die sich auf das Priesterseminar oder das Kloster vorbereiteten. Diese Gruppe war enger miteinander verbunden als Verwandte und versammelte sich im Geheimen zum Gebet für Pilgerreisen und Gespräche.

Der Weg zum Priestertum

Ein enger Freund und ich haben gemeinsam als Ministranten gedient. Er hegte auch den Wunsch, ins Priesterseminar zu gehen, jedoch war seine Mutter schwer krank und bettlägerig.

Ein ganzes Jahr hindurch habe ich für meine Berufung gebetet. Im letzten Monat habe ich 30 Tage lang zur Muttergottes um Hilfe für meine Berufung gefleht. In meinen Plänen spielten verschiedene Berufswege wie Medizin, Musiker, Geschichtspräsident, Schriftsteller, Familienvater mit großer Familie, Chauffeur oder Direktor mit einem prächtigen Auto eine Rolle. Doch Gott hatte im letzten Schuljahr etwas völlig anderes für mich vorgesehen. Es begann wie ein dicker Nebel, der sich allmählich lichtete. Zuerst schwach, dann immer stärker, am Ende wie die Sonne. Ein Ausgang tat sich auf, begleitet von einem tiefen Durst nach geistlichem Licht zur göttlichen Wärme. In dieser Zeit begann ich Gedichte zu schreiben.

Obwohl mir bewusst war, dass ich unwürdig war, ein so hohes Ziel anzustreben, betete ich: „Wenn ich um dieses Geschenk bitten darf, gib es mir. Wenn nicht, lass mich nur dein guter Freund und Diener sein. Ich will nichts tun ohne deinen Willen, aber wenn du es mir gewähren möchtest, dann hilf mir, ein Nachfolger deiner Helden und Märtyrer zu werden. Wenn schon ein Hirte, dann dein tapferer Soldat.“

Aus Erzählungen alter Priester und Menschen erfuhren wir von den Qualen, die viele Gläubige, besonders Priester in der sowjetischen Zeit erlitten. Manche starben am Ende im GULAG als „Räuber“. Die Priester, die aus dem GULAG zurückkehrten, berichteten von schlaflosen Nächten bei Verhören mit Hunden, wenn sie nichts sagen wollten oder nicht antworten durften.

Ich bereitete mich intensiv auf diesen Weg vor. Drei Jahre lang schlief ich auf einer harten Bretterbank und stach mich mit Brennesseln. Ich hatte sogar darüber nachgedacht, auf Nägeln zu schlafen, aber das wäre meiner Mutter aufgefallen. In den letzten zwei Monaten weckte ich mich heimlich um 5:30 Uhr, besuchte den einen Kilometer entfernten Friedhof und betete 45 Minuten lang an einem verborgenen Ort zur Mutter Gottes, zum Herzen Jesu und schließlich für die armen Seelen. Danach kehrte ich ins Haus zurück, während meine Mutter noch schlief.

Als Kandidaten für das Priesterseminar waren wir zu dritt. Das einzige römisch-katholische Seminar befand sich in Lettland, in Riga. Ich schlug meinen Kameraden vor: „Es wäre gut, wenn wir zu Fuß nach Riga gehen würden (das sind 1000 Kilometer). In drei Monaten könnten wir die Stadt erreichen.“ Doch keiner stimmte zu.

In unseren Dörfern gab es keine Pässe, nur Geburtsurkunden. Die sowjetischen Machthaber wollten die Jugend nicht aus den Dörfern weglassen. Wir alle waren das Eigentum der Kolchosen-Direktoren. Die einzige Möglichkeit, aus dem Dorf herauszukommen, bestand darin, offiziell als Bergmann, Bergfrau oder Waldarbeiter durch die Polizei zur Arbeit geschickt zu werden. Der Bürgermeister erstellte die Listen und so konnte man mit einer Gruppe zur Arbeit fahren, beispielsweise nach Donezk oder in den Ural. Dies ähnelte der „*Trudarmee*“ (Arbeitsarmee) während und nach dem Krieg.

Eine letzte Möglichkeit, einen Personalausweis zu erhalten, bestand darin, als Student an die Hochschule zu gehen. So machten wir uns zu dritt, Johannes, Franz und ich auf den Weg nach Norden über Lemberg und Vilnius nach Riga. In Riga hatte ich eine bekannte Nonne. Einige ihrer Ordensschwwestern waren zuvor bei unserem Pfarrer zu Gast gewesen.

Nach dem Krieg hörten wir oft Begriffe wie „Kazap = Russe“, „Magyar = Ungar“, „*Sapadenez* = aus Lemberg“, „*Latysch*“, „*Kirgis*“, „*Tartarin*“, „*Udmurt*“. Fast alle durchquerten Murafa oder machten dort einen Halt von ein bis drei Tagen. In den Jahren 1945 bis 1947 gab es in Murafa neben unserer Kirche eine Militärabteilung mit bis zu 60 Soldaten, die aus dem Krieg zurückkehrten.

Ich verbrachte zwei Wochen mit meinen Kameraden in Riga. Während meine Freunde in Riga blieben, kehrte ich nach Hause zurück. Unser Ziel blieb geheim, unbekannt beim Militär. Franz hinterließ seinen Eltern nur einen kurzen Zettel: „Suche ein Studium“. Später habe ich ihnen seine wirkliche Absicht „*sub secreto*“ – unter Geheimhaltung – erzählt.

Zu Hause erwarteten mich täglich meine Lehrer, die mir Geld für ein Ticket geben wollten, aber ich sollte zur Universität nach Kiew fahren. Hier gab es auch eine Initiative des KGB: „Er muss irgendwo studieren, sonst geht er ins Priesterseminar!“ Ich zögerte, denn ich hatte bereits einen Arbeitsplatz auf einer Baustelle in Riga gefunden. Andererseits, wenn meine Lehrer sich so aktiv sorgten, entschied ich mich schließlich für Kiew und das Institut für Bauingenieure.

Meine Mutter lieh mir als Abiturienten Geld für einen Monat, denn nun war ich Kandidat für die Uni. Ich packte alles Notwendige in einen hölzernen Koffer und machte mich zum ersten Mal auf den Weg in die große Stadt. Woher kam das Geld? Meine Mutter hatte eine einjährige Ziege verkauft und mir 20 Rubel gegeben, wobei das Ticket allein schon 4 Rubel kostete.

Vor der Annahme der Dokumente hatte ich ein 10- bis 15-minütiges Gespräch mit dem Rektor, bei dem jeder Kandidat 12 Fragen beantworten musste. Im Vestibül der Universität bildete sich eine lange Warteschlange von über hundert Personen. Mir wurde klar: „Heute erreiche ich nichts!“ Ich nahm meine Nummer, wartete stundenlang am Haupteingang mit meinem blauen, hölzernen Koffer und zählte in der Tasche viele „*Ave-Maria*“. Fast automatisch hatte ich 90 Prozent des Rosenkranzes gebetet. Vor dem Rektorat war es weiterhin voll. Bis wenige Minuten vor dem Schließen bin ich dortgeblieben.

Plötzlich kam die 40-jährige Sekretärin zu mir, nahm mich an der Hand und führte mich zum Rektor. Aufgeregt überlegte ich, was ich ihm sagen sollte. Der Rektor nahm meine Dokumente, betrachtete sie sorgfältig, unterschrieb und gab mir einen Zettel für den Administrator in der Sporthalle. Dort erhielten wir einen Schlafplatz, solange wir die Prüfungen ablegen würden. Wir mussten sechs Prüfungen bestehen, darunter Mathematik, Physik und Chemie. Für mich war die Hauptsache nicht die Prüfungen – trete ich ein, gut, trete ich nicht ein, auch gut – sondern die Stadt Kiew. Ob ich angenommen wurde oder nicht, war mir also egal. An einem Platz waren fünf Kandidaten, hauptsächlich aus Kiew und von höheren Eliten.

Meine drei Jahre als Hirte in der Sowchose spielten dabei eine Rolle. Es war die Zeit Chruschtschows, der öffentlich bekannt gab, dass die Menschen aus den Dörfern

besser seien, weil sie zur Arbeiterklasse gehörten. In der Sporthalle waren wir etwa 80 und wieder einmal brachte mir mein alter, blauer und großer Koffer Respekt von den Kandidaten und der Administration ein.

Ich war der Liebling bei Tante Frosia (der Name Frosia ist eine diminutive Form des griechischen Namens „Euphrosyne“, der „Freude“ bedeutet). Sie war die Wächterin neben dem Haupteingang. Sie sprach mehr mit mir als mit anderen und versuchte, mich mit ihrer Tochter zu verkuppeln. Obwohl es nicht dazu kam, musste ich sie dennoch besuchen.

Meine Finanzen habe ich sofort überprüft: 8 Rubel für die Reise, die verbleibenden 12 Rubel für das Essen während der 24 Tage. Eine Scheibe Schwarzbrot kostete 14 Kopeken, eine 0,5-Liter-Flasche Milch 12 Kopeken. Ich teilte es in drei Teile auf. Nach 15 Tagen bemerkten unsere Mitstudenten meine Situation und übergaben mir leere Flaschen zum Zurückgeben im Geschäft, damit ich im Speisesaal warmes Essen kaufen konnte: Milchsuppe = 12 Kopeken, Brei von Buchweizen (*Kascha!*) = 16 Kopeken.

Am 25. August kehrte ich nach Hause zurück, und am 1. September fuhr ich als Student nach Kiew.

Ich bin ein einfacher „Schwarzarbeiter“

Einer meiner Kameraden war bereits in Riga. Im Frühling fand ich Arbeit an einer Eisenbahnlinie, wo wir Schienen wechselten und in Waggons lebten, vier Personen in einer Abteilung. Es war harte Arbeit mit Schotter, Sand und einem Lohn von 500 Rubel. Hier konnte ich meine finanzielle Situation etwas verbessern und zumindest 150 Rubel an meine Mutter schicken, um ihr den Kauf von Medikamenten zu ermöglichen. Ich begann sofort, die lettische Sprache zu lernen. Am 1. Oktober 1959 erhielt ich einen Brief von der Militärabteilung: Am 7. Oktober 1959 sollte ich zur Armee!

In Lettland waren wir bereits zu viert aus unserer geheimen Gruppe: Vitalij, Franz, Johann und ich. Aber in Murafa gab es auch unsere geistlichen Schwestern, die gerne ins Kloster gehen wollten. Die Sowjetmacht gab keinen Pass aus, andererseits ließen ihre Eltern sie nicht gehen, da sie wollten, dass ihre Töchter heirateten. Mit Vitalij schmiedeten wir einen Plan: Ich würde mich um Agnes kümmern, er um Maria.

Für Agnes wurde der Pass so beschafft: „Agnes, beantrage Arbeit in Sibirien. Am Tag, an dem der Registrator dir den Pass gibt, musst du morgens abreisen. Lege ein Kuvert mit 100 Rubel hin und fahre sofort weg!“ Das war ein großes Risiko, kriminell, dafür standen bis zu drei Jahre Gefängnis. Wir vertrauten auf starkes Gebet. Vor den Dokumenten sagte ich zu den Eltern: „Agnes und ich sind seit zwei Jahren Freunde. Ich werde sie nach meinem Militärdienst heiraten, nehme sie mit und suche für sie Arbeit und eine Wohnung etc.“ Die Eltern waren froh und zufrieden. Genauso machte es Vitalij mit Maria. Er ging zu den Eltern und sagte: „Ich habe eine Wohnung gefunden, wir planen eine kirchliche Hochzeit in Riga.“ So erreichten unsere Schwestern ein Kloster in Riga, das ebenfalls im Geheimen existierte. Die Oberin war über unsere Pläne informiert und stimmte zu.

Ich bin Soldat

Nach dem Gesetz hätte ich nicht in die Armee gehen müssen, denn es gab eine sowjetische Regelung, die es einer Mutter, besonders wenn sie krank war und ihren einzigen Sohn als Unterstützung daheim benötigte, erlaubte, diesen zu behalten. Meine Schwester hatte bereits ihre eigene Familie. Bei der Einberufungskommission zeigte mir der Hauptoffizier meine Charakterisierung aus Murafa: „Religiöser Fanatiker!“ Einer von zehn sagte: „Das ist nicht so wichtig!“, während andere betonten: „Das ist sehr ernst. Du Josef, wirst zum Militärdienst gehen, dort werden wir deine Gedanken reinigen und dein Gehirn waschen!“ Niemand wusste, wohin wir fahren würden. Nach einem Tag und einer Nacht erreichte unser Zug Leningrad und nach zwei Tagen waren wir, 150 Mann stark, am Hauptbahnhof Kandalakscha – Alakurtti in Karelien, 18 Kilometer von Finnland entfernt, 300 Kilometer nördlich von Leningrad und 200 Kilometer südlich von Murmansk. Dort verstanden wir lediglich, dass es um „Kampfflugzeuge“ ging. Wir sollten Kurse für Rotationsstudien absolvieren, um Navigatoren, Radiolokations-Operatoren und mehr zu werden. Unsere Ausbildung war ein Kurs von sieben Monaten.

Wir hatten eine präzise Zeiteinteilung: Jeden Morgen um 6 Uhr aufstehen, dann 30 Minuten laufen, etwa 3 Kilometer hin und zurück. Anschließend Frühstück, zwei Stunden Arbeit, vier Stunden Studium, Mittagessen um 14 Uhr, Abendessen um 19 Uhr und um 21 Uhr ein 40-minütiger schneller Spaziergang. Um 22 Uhr war Entwarnung und Schlaf. Beim Aufwecken trainierten sie uns, uns in 40 Sekunden anzuziehen. Wer sich verspätete, musste die Entwarnung immer wiederholen. Ich schaffte es in 38 Sekunden, einige brauchten eine Minute. Diejenigen, die noch

später waren, mussten den ganzen Tag in der Speisehalle Geschirr spülen. Essen gab es genug. Zu Hause hatte ich nie so viel Fleisch gegessen wie hier in der Armee.

Der Tag dauerte hier nur drei Stunden; um 11:30 Uhr war Sonnenaufgang und um 14:30 Uhr war Sonnenuntergang. Ab Mai dauerte der Tag fast 24 Stunden. Um 3 Uhr gab es Sonnenaufgang und um 23 Uhr Sonnenuntergang. Es gab einen Winter mit viel Schnee von Mitte Oktober bis Anfang April. Mein Studium war ausgezeichnet. Man ernannte mich zum Redakteur der Militärzeitung und mein Foto wurde neben den Besten offiziell platziert.

Einmal, als Offiziere uns durchsuchten, konnte ich nur den Rosenkranz im Stiefel verstecken. Bei mir fanden sie ein Bild mit einer Kirche. Der Offizier fragte: „Glaubst du?“ Ich antwortete: „Ja.“ Die Offiziere waren schockiert. Ich musste sofort zum Hauptoffizier gehen und alles erklären. Zwei Wochen lang musste ich mich Verhören von zwei Stunden stellen; sie dauerten manchmal bis zu fünf Stunden, von 24 Uhr bis 5 Uhr morgens. Dabei erzählte ich ihnen alle Wunder unserer Familie, insbesondere vom Großvater väterlicherseits, der mit einer Lichtmesskerze starb, die sich im Jahr 1910 von selbst entzündet hatte. Er sagte an einem Samstag um 14 Uhr voraus, dass er um 19 Uhr sterben werde. Bei seinem Tod waren acht Menschen anwesend. „Ohne Gott könnte das nicht passieren.“ Meine Gegner konnten nichts dagegen sagen, aber ich durfte nicht weiter unter den Soldaten darüber sprechen. Ich versprach, zu schweigen, doch meine Oberoffiziere vertrauten mir nicht mehr und so kam mein Foto auch nicht mehr auf die Anzeigetafel. Trotzdem erfüllte ich meine Aufgaben, damit man mich nicht belästigte und störte.

Im Juni 1960 wurden sechs von uns nach Pskow geschickt, in einen anderen militärischen Bereich, als Spezialisten für Radiolokation. Chruschtschow hatte die Armee um anderthalb Millionen Mann reduziert, vor allem für Arbeiten in Kasachstan. In dieser Zeit schrieb meine Mutter einen Brief an den Minister, in dem sie um eine Pension, finanzielle Unterstützung oder die Entlassung ihres Sohnes aus der Armee bat. Meine Mutter litt an Asthma. Fünf Männer aus Scharhorod und Winniza kamen und rieten meiner Mutter: „Gehen Sie zum Priester um Hilfe. Ihr Sohn hört auf den Vatikan, nicht auf die sowjetische Ideologie!“

Ich schrieb eine Beschwerde an unser Militärzentrum in Leningrad und versprach, jeden Tag den gesamten Rosenkranz zu beten. Zur gleichen Zeit schrieb ich voller Vertrauen an meine Mutter: „Mama, ich komme nach Hause – Ende August.“ Als der August kam, hörte ich von meinem Offizier: „Ein Brief aus deiner Heimat ist gekommen, mit drei Aufschriften: ‚Kein Grund zur Befreiung von der Armee!‘“ Das

war der Brief von der Verwaltung und vom KGB. Ich betete noch intensiver, besonders nachts, wenn meine Wachstunde kam – dann aber die ganze Nacht. Eines Samstags kam ein Soldat zu uns, ich stand gerade auf der Wache. Er suchte einen Soldaten mit dem Nachnamen „S“. Mit diesem „S“ gab es nur mich, er hatte den Familiennamen vergessen. Am Ende hörte ich: „Swidnitzki, ein Telegramm ist für dich aus Leningrad gekommen. Der General mit seinen Beratern, vier Leute, haben entschieden, dich zu entlassen; schon am Montag könntest du um die Dokumente kommen.“

Ich bin frei!

Es wurde mir heiß, mein Herz schlug schneller, mein Atem stockte oft. In einem solchen Zustand werde ich so leicht, dass ich fast fliege. Mein Gebet wurde erhört; Gott hat seine Gegner besiegt. Vor Freude konnte ich mich für einige Minuten kaum bewegen.

Ab 12 Uhr reise ich mit dem Zug über Leningrad nach Hause. Morgen um 7 Uhr werde ich in Leningrad ankommen. Während der ganzen Reise erwartete ich, dass jemand kommen und sagen würde: „Komm zurück, das war ein Fehler!“ In Leningrad steigen Leute ein. Leningrader Hauptbahnhof um 7 Uhr. Ich eile zu Fuß zur Kowenski-Gasse, Hausnummer 7, wo sich die Kirche Unserer Lieben Frau von Lourdes befindet.

Um 8 Uhr gibt es eine heilige Messe und ich möchte auch zur Beichte gehen. Die Kirche, welche Freude für mich! So lange habe ich nach deinem Altar, mein Gott, dürsten müssen! Der Priester setzt sich akkurat in den Beichtstuhl. Ich trete ein wie jemand, der aus der Wüste mit großem Durst und Hunger nach frischem Wasser kommt. Heilige Messe: *Dominus vobiscum*, ja wohl!

Danke, lieber Gott, das erinnert mich daran, dass du mit mir bist, mit uns, mit deinen Kindern. Danke, danke für deine Liebe, für deine Sorge, für mein Dasein! In der Kommunion umfasse ich die Füße Jesu; ich bete für alle. Ich bin frei wie ein Vogel; ich möchte vor Glück singen. Meine Mutter weiß noch nichts. Ich komme leise zur Tür, ich öffne sie um 19:30 Uhr. Meine Mutter sitzt am Tisch und liest im Gebetbuch. Meine Mutter wendet ihren Kopf zur Tür, die langsam knarrt: „Mein Söhnlein!“ Sie springt von ihrem Platz zu mir. Sie küsst mich. Gemeinsam danken wir Gott, danken wir der Mutter Gottes, denn sie hat uns immer begleitet.

Ich besuche unsere arme Janna im Krankenhaus, die seit 1948 krank ist. Es wird auch für sie eine Freude sein. Ich muss dieses große Geschenk Gottes auch mit meinen Freunden teilen. Ich hatte sie vier Jahre lang jeden Tag besucht. Als sie mich zum ersten Mal sah, habe ich sie vor lauter Schmerzen mit Kummer und Tränen erlebt. Damals hatte ich mir gesagt, wenn sie am Leben bleibt, komme ich jeden Tag zu ihr. Das tat ich dann auch. Ich wollte sie wenigstens um ein Jota beruhigen und ihr Schicksal erleichtern. Sie war immer im Gebet versunken. Unsere Gruppe hatte bei ihr den Mittelpunkt der Versammlung gefunden, um unsere geistlichen Pläne auszutauschen.

Bis heute trägt Johanna (Janna) ihr schweres Kreuz auf demselben Kalvarienberg. Vielleicht trägt sie es für uns alle, für die gesamte Kirche. Am 2. Februar 2007 ging sie nach sechzigjährigem Leiden in die Ewigkeit.

Ein paar Tage später gehe ich als Soldat zum Meldewesen. Der Major des Hauptbüros war erstaunt: „Swidnitzki?“ „Ja, wohl!“ „Wir wissen, dass du 1957 fünftausend Unterschriften für deinen Priester organisiert hast. Er, ein ‚heiliger Mann‘, hat die Wächterin Rosa sogar im Winter auf der Straße weggejagt.“ „Herr Offizier, ich wohne 150 Meter von der Kirche entfernt. Alles, was wir im Zentralorgan über den Priester gelesen haben, sind lauter Lügen. Der Priester kam zu uns und war nur kurze Zeit in einem Wohnzimmer. Nach zwei Monaten kaufte er Tante Rosa ein Haus, um sie zufriedenzustellen. Das weiß ganz Murafa. Was Sie gelesen haben, das ist Verleumdung. Atheisten suchten einen Grund, den Priester aus der Gemeinde zu vertreiben. Warum waren Sie mit drei anderen Männern bei meiner Mutter und haben Sie, die arme kranke Frau, beleidigt? Sie sollten Hilfe beim Priester suchen! Und das machen Kulturmenschen mit progressiver Überzeugung und Wissenschaft der sowjetischen Administration? Ich erlaube Ihnen nicht, meine Mutter zu beleidigen. Nicht meine Mutter wird Hilfe beim Priester suchen, sondern Sie alle hier!

Ich habe meine Kindheit für die Sowjetunion verloren (abgegeben). Ihre Kinder und auch Sie, haben in den Tagen ihrer Kindheit ruhige Tage gesehen, während ich als Kind von 10 Jahren schon für unsere Familie verdienen musste. Und jetzt erlauben Sie sich, uns Gläubige zu erniedrigen und zu beleidigen?! Und wo ist jetzt unsere Freiheit?! Auf Wiedersehen!“ Ich besuchte die Eltern von Agnes und beschwerte mich: „Agnes hat abgesagt, mich zu heiraten. Sie will nicht heiraten; sie will allein bleiben.“

Arbeitsstelle im Schiffshafen

Ich habe eine Wohnung gefunden und Arbeit bekommen. Zusammen mit meinem Freund Vitalij teilte ich mir ein Zimmer. Die Arbeit war anspruchsvoll: das Be- und Entladen von kubanischem Zucker. Jeder Sack wog stolze 120 kg!

Kurz darauf habe ich an einem Kurs für Kranführer teilgenommen, der ursprünglich sechs Monate dauern sollte. Überraschenderweise habe ich alle Prüfungen bereits nach drei Monaten abgelegt. Ich begann das Studium der lettischen Sprache, da der Unterricht in Lettland natürlich auf Lettisch stattfand. Zusätzlich sang ich im Chor der Kirche der Schmerzhaften Muttergottes.

Internationale Schiffe aus der ganzen Welt kamen mit verschiedenen Waren. Wir beluden sie mit Kohle, Eisen, Traktoren und entluden Baumwolle aus Ägypten, Orangen, Bananen und Weizen aus Amerika. In den freien Minuten nutzte ich jede kleine Pause, um die Sprache zu lernen.

Im Januar 1963 rief mich der Hauptingenieur in sein Büro und verließ es selbst sofort, ließ mich mit einem unbekanntem Genossen namens Albert allein zurück. Nach einem kurzen Gespräch zeigte dieser mir seinen Ausweis. Es war der KGB: unser erstes Treffen! „Wir müssen uns treffen und sprechen“, sagte der Genosse: „Ich warte im Zentrum um 12 Uhr an der Tür des Hotels Riga. Das Treffen sei notwendig.“

Ich kam pünktlich am nächsten Tag an. Genosse Albert öffnete selbst die Tür im vierten Stock. Im Zimmer 416 saß ein weiterer Mitarbeiter namens Nalewajko. Das Gespräch dauerte zwei Stunden. Meine „Kameraden“ wollten sich regelmäßig mit mir treffen, aber „unsere Treffen müssten ‚*stricte sub secreto*‘, unter strenger Geheimhaltung geschehen“. Sie wollten Informationen: Was ich gesehen hatte, gehört hatte, wer wer war, wo er wohnte usw. Einmal im Monat sollte ich sie schriftlich informieren. Sie versprachen, immer und überall zu helfen. „Willst du Priester werden – bitte tu aber auch für uns etwas! Wir helfen, und du wirst ohne Hindernisse auch in Riga arbeiten.“

Das zweite Treffen war schon konkreter. Ich sollte zu Klerikern gehen, um ihnen eine Frage zu stellen. Dann legte der Genosse mir ein Papier mit einer Feder vor und bat beharrlich um meine Unterschrift: „Ich nehme die Namen ‚Vogel‘, ‚Fuchs‘ usw. an und verspreche Mithilfe beim KGB.“ „Vogel“.

Das erste Treffen dauerte 20 Minuten, das zweite zwei Stunden, das dritte drei Stunden und das vierte vier Stunden. Immer waren zwei Mitarbeiter bei mir. Ihre

Ziele: Erstens, den Charakter und die Person gut zu erkennen, wie weit sie mir vertrauen können. Zweitens, sollte eine Person ihr Eigentum sein und als Hilfe und Informationsquelle dienen. Drittens, wollte der KGB-Mitarbeiter dem Oberoffizier zeigen, wie erfolgreich er arbeitete.

Der KGB sammelt Informationen von allen: Direktoren, Ingenieuren, Schauspielern, Hauptärzten usw. Von diesen Personen sind Verbrechen und Sünden besonders wichtig, um sie zu kompromittieren. Die Kompromittierung wird zu ihrer Hauptwaffe. Wenn sie einmal etwas brauchen und die betreffende Person nicht gehorsam ist, können sie sofort zeigen, was sie getan hat, bis zur Kriminalisierung, auch bei Priestern. Nach dem dritten oder vierten Treffen lehnte ich ab, diese „Arbeit“ zu machen. Ein Jahr verging.

10. Januar 1964: Ich arbeitete von 16 Uhr bis 24 Uhr auf dem Portalkran. Um 18 Uhr hatten wir die Abendbrotpause. Unsere Speisehalle befand sich hinter einem langen Materiallager voller Baumwolle. Gewöhnlich gingen wir durch dieses Lager in den Speiseraum auch dieses Mal! Als wir zu dritt hineinkamen, sahen wir dichten Rauch und schrien sofort um Hilfe. Nach einer Stunde war das Feuer gelöscht, aber drei Monate lang stank der „Rauch“ für uns stark, besonders für mich; ich war doch gläubig und mehr als ein Werftarbeiter, ein Kandidat für das Priestertum.

Der KGB hatte ganz „vergessen“, dass wir beim Löschen zu dritt waren und die beiden „Ihre Leute“ – während ich „fremd“ blieb. Man begann bei hundert Arbeitern Informationen über mich zu sammeln, von dem, was ich esse, wie viel ich für das Essen im Buffet oder Speiseraum bezahle, mit wem ich spreche und über was, ob ich über Religion und Politik spreche, ob ich meine Meinung zum Kommunismus äußere.

Viele fragten mich: „Was ist los? Warum erkundigen sich fast alle Arbeiter über dich? Sei vorsichtig!“ Nach zwei Monaten erreichte mich ein Zettel: „Donnerstag, um 12 Uhr, bitte im Zimmer Nr. 25 zum Verhör!“ Also musste ich in die Zentrale, das Büro des KGB.

Ich klopfte an die Tür – in diesem Haus war ich zum ersten Mal! „Bitte, herein!“ Mich empfing Major Petrow. „Setzen Sie sich, bitte!“ Er stellte mir Fragen, woher ich komme, wie meine Arbeitskollegen sind, warum ich nicht in Kiew, sondern hier in Riga bin usw. Nach anderthalb Stunden sagte er: „Swidnitzki, es ist besser, im Guten anzuerkennen und zuzugeben, dass du den Brand gelegt hast!“ Ich stand schnell auf und sagte mit lauter Stimme: „Ich bin bereit, sie können schon schießen, das wäre für meinen Glauben! Für den KGB bin ich kein Nigger im Staat Mississippi!“ Petrow beruhigte sich und lud mich ein: „Setz dich! Wenn du das nicht

gemacht hast, dann hilf uns, den Täter zu finden!“ Eine weitere Stunde war das Gespräch normal, hauptsächlich war es eine Agitation zum Mitarbeiten.

Drei Monate später wurde der Verbrecher entdeckt. Eine Frau hatte das Feuer gelegt. Sie dachte, wenn es Feuer gäbe, würden alle kommen, um zu löschen. In diesem Moment wollte sie zu einem westlichen Schiff gehen und von dort ins Ausland, aber sie war naiv. Vor jedem ausländischen Schiff stand das Militär, Wachposten mit Pistolen wie an einer Grenze. So endete eine weitere Etappe meiner „Freundschaft“ mit dem KGB. Dieses Rendezvous dauerte bis 19 Uhr, über 7 Stunden. Das nächste Treffen würde im September 1972 sein. „Mein Kamerad“ Albert würde mich bereits mit der Priesterweihe begrüßen, aber jetzt war es noch zu früh, darüber zu reden.

Im Schiffshafen habe ich von 1960 bis Juni 1967 gearbeitet. Mein Arbeitslohn betrug 250 Rubel. 1961 gab es eine Währungsreform im Verhältnis 10:1. Nach heutigem Kurs entspricht das 1500 Rubel.

Meine Freunde in Riga

Nach meiner Zeit in der Armee habe ich mit Vitalij zusammengelebt, der einige Jahre älter als ich war. Meine Schwester Janna und Ludwine, die Schwester von Vitalij, waren enge Freundinnen aufgrund ihrer gemeinsamen Ziele und ihrer Frömmigkeit im religiösen Kontext. Meine Beziehung zu Vitalij entwickelte sich von einer einfachen Bekanntschaft zu einer tiefen Freundschaft, als er sich nach meiner Entscheidung, nicht zu heiraten, auch in Richtung Ehelosigkeit orientierte.

Es entstand eine ernsthafte und authentische Freundschaft zwischen uns. In kurzer Zeit konnte ich mit Vitalijs Rigorosität in Bezug auf Essen, Fasten und Gebet nicht mehr mithalten. Einmal umrundeten wir zu zweit eine Kirche, während er den Rosenkranz auf nackten Knien betete. Sein Wunsch, ins Kloster zu gehen, verstärkte sich zusehends. Wir teilten ein Jahr lang alles miteinander und übten uns oft im Schweigen und in der Kontrolle unserer Blicke. Es gab Zeiten, in denen wir uns 30 bis 40 Tage lang nur einmal begrüßten.

Vitalij entschied sich schließlich, ins Kloster zu gehen. In dieser Zeit bemühten wir uns, jeden Blick zu vermeiden, wenn wir drei bis fünf Kilometer durch die Stadt gingen, den Kopf gesenkt und die Augen auf den Boden gerichtet. Selbst wenn uns jemand entgegenkam, schauten wir nicht auf und vermieden jeden Blickkontakt.

Es gab eine Zeit, in der ein älteres Paar ihn als ihren Sohn annehmen wollte. Er war damit einverstanden. Nach einem Monat sagten sie ihm: „Du bleibst bei deinem

Geld und wir bleiben bei unserem Geld!“ Er war sehr aufgeregt. Die alten, „sehr gläubigen“ Menschen hatten ihn angelogen. Er kam zu mir zurück. „Ich heirate!“, sagte er jetzt. Das ganze Monat habe ich gedacht, dass er Spaß oder Witze mit mir machte. Aber wenn man die Botschaft oft hört, dann... Schließlich fragte ich ihn: „Sag mir ganz im Ernst, ob das wahr ist.“ Und es war ihm ernst.

Er konnte nicht lange mit einem Mädchen gehen, in einem Monat hatte er zwei oder mehrere. Ich wollte ihm helfen, indem ich ihn mit verschiedenen guten Mädchen bekanntmachte. Schließlich überzeugte ich ihn von einer jungen Frau: „Nimm diese, weil es keine bessere gibt!“ Er heiratete kirchlich. Dem Paar wurden drei Kinder geboren.

Mit Johannes gab es von Anfang an Spannungen. Auf dem Weg nach Riga kaufte er auf jedem Bahnhof Eis und Süßigkeiten, was uns beiden, Franz und mir, missfiel, weil es gar nicht zu unserer Berufung passte. An einem Morgen kamen wir früh mit einer Nonne in eine Kirche zu einem ihr bekannten Priester. Der sagte nach einem ersten Blick auf uns, die wir uns zu dritt auf den Knien befanden, zur Nonne: „Franz sieht aus wie ein Kleriker, Josef wie ein Mönch, Johannes – absolut nichts!“ Später hat sie mir das erzählt.

Johannes wartete drei Jahre auf die Aufnahme ins Priesterseminar, während er bei einer älteren Tante lebte und arbeitete. Leider begann er nach der Arbeit mit den Arbeitern Alkohol zu trinken. Wir versuchten ihn davon abzubringen, aber es war vergeblich. Am Ende wurde er ein Alkoholiker, ein Dieb, verbrachte ein Jahr im Gefängnis, weil er Tante Konstanze geschlagen hatte. Nach 20 Jahren starb er als Säufer mit schrecklichen Flüchen.

Die Nonne, die uns Schutz und Rat gab, kümmerte sich oft um Holz für die Heizung. Wir reparierten ihr Bett und Sofa, waren jedoch beunruhigt, weil die Nonne auf einem weichen Sofa schlief. Nach unserer Überzeugung sollten Priester und Nonnen ein hartes Leben führen. Später hat sich gewiss alles in uns verändert, aber nicht ganz. Vor allem Priester müssen in vielen Dingen Enthaltensamkeit üben, wie beim Rauchen, dem Konsum von Süßigkeiten, dem Alkoholtrinken usw.

Mein Priesterstudium

Im Jahr 1952 wurde in Riga das römisch-katholische Priesterseminar liquidiert und geschlossen. Jedoch erlaubte der KGB nach drei Monaten etwa 30 Seminaristen das Studium an der Franziskuskirche. In Riga existierten zu dieser Zeit 10 römisch-

katholische Kirchen. Die Professoren waren Absolventen mit herausragenden Abschlüssen. Die Disziplin im Seminar war vorbildlich.

1958 verstarb der Bischof und es blieb ein Administrator zurück. Für die Priesterweihe kam ein Bischof aus Kaunas. Rektor des Priesterseminars wurde Pater Longin, der Pfarrer der Kirche der „Schmerzhaften Muttergottes“ (*Mater Dolorosa*).

Die Situation gestaltete sich folgendermaßen: Die Kandidaten im Priesterseminar wurden in einer Liste erfasst, die der Rektor an das Ministerium (KGB) weiterleitete. Nach einigen Wochen strich die Sowjetmacht diejenigen, die als „unwürdig“ betrachtet wurden. Von den ursprünglich vorgeschlagenen 10 Kandidaten bestanden etwa fünf die Auswahl und nur zwei bis drei von ihnen erreichten die Priesterweihe. Die Priesterweihe wurde nur mit Erlaubnis der Staatsmacht erteilt.

Bis 1960 war es Bewerbern aus Weißrussland und anderen Republiken nahezu unmöglich, in ein Seminar aufgenommen zu werden, es sei denn, sie lebten bereits seit einigen Jahren in Lettland. Selbst dann konnten sie nur als „Einwohner von Lettland“ in Betracht gezogen werden. Ähnliches galt auch für Litauen, wo die Bischöfe nicht wollten, dass „Ausländer“, also Kandidaten aus anderen Sowjetrepubliken ins Seminar aufgenommen wurden, da sie befürchteten, dass diese mit den litauischen Studenten Russisch sprächen und die Litauer „russifiziert“ würden. Dies wurde mir von einem Bischof erklärt. Erst im Jahr 1980 war es Bewerbern mit Kenntnissen der litauischen Sprache möglich, ins Priesterseminar einzutreten. In Riga war es hingegen genau umgekehrt: Wenn es keine Hindernisse seitens der Staatsmacht gab, nahmen die Professoren die Bewerber gerne auf.

Nach zwei Jahren konnte ich bereits Lettisch sprechen, da die Vertreter der Staatsmacht, die mich von Zeit zu Zeit zum Gespräch riefen, Lettisch sprachen. Im Jahr 1962 wurde mir durch Streichung von der Liste der Zugang zum Priesterseminar verweigert. Als ich zum Rektor zur Beratung kam, war er kategorisch dagegen. Ich habe ihn um Erlaubnis für ein selbständiges Studium gebeten, er erlaubte es nicht! Später konnte ich aber unter den bereits erwähnten Bedingungen des KGB wieder eintreten.

Charakterlich bin ich dickköpfig, wie man bereits an der Universität sagte. Daher trat ich im Jahr 1960 dem Kirchenchor der Pfarre meines Rektors bei. Jeden Sonntag nahm ich an zwei Messen teil, um 8:30 Uhr und um 10 Uhr beim Hochamt. Um 8:30 Uhr sang ich mit dem Organisten und um 10 Uhr sang ich im vierstimmigen Chor. Der Rektor sah mich sehr oft und nach anderthalb Jahren hörte er meine Solostimme oder hörte mich im Duett singen: „*Ave verum*“, „*Te Deum*“, „*Ave-Maria*“.

Im Jahr 1962, als mir der KGB den Zugang verweigert hatte, kam ich zu einem Termin mit dem Rektor. Ich hatte zuvor ein zweijähriges Programm in Latein vorbereitet, da der Rektor Professor für Latein war. Nach dem Gespräch sagte ich: „Ich bitte Sie, Herr Pfarrer, überprüfen Sie mich in Latein!“ Er fragte mich: „Wozu brauchst du das?“ Ich antwortete: „Ich singe im Chor – dann will ich auch ins Priesterseminar, dort werde ich es brauchen.“ Ich gab ihm ein ihm bekanntes Buch, das Seminarprogramm. Er testete anderthalb Stunden lang das gesamte Buch und sagte dann: „Sehr gut!“ Ich fragte: „Wenn das ein Examen wäre, welche Note könnten Sie mir geben?“ „Ausgezeichnet! (5)“. Vor seinen Augen schrieb ich die Note 5 in mein Heft. Für mich war das ein großer Erfolg – ein Sieg auf meiner Seite!

Nach einem halben Jahr hatte ich erneut einen Termin mit der „*Introductio generalis in Sacra Scriptura*“ und erhielt wieder eine „5“. Anschließend widmete ich ein Jahr dem kanonischen Recht und ein weiteres Jahr der Dogmatik. Nach zwei Jahren warf man dem Rektor seitens des Regimes vor, mich auf das Priestertum vorzubereiten, obwohl er als auch ich kaum etwas über die genannten Vorfälle wussten. Infolgedessen legte ich alle Prüfungen beim Rektor auf Latein ab. Zu den anderen Professoren zu gehen, war einfacher, da ich ihnen zeigen konnte, wie viel ich bereits bei ihm (dem Rektor) absolviert hatte.

Jedes Jahr trat ich ins Priesterseminar ein, verweilte dort für ein bis zwei Wochen und ging dann wieder fort. 1966 verbrachte ich drei Monate im Priesterseminar und das war alles. Ich wurde oft von Priestern und anderen Menschen gefragt: „Wie steht es um dein Studium?“ Meine Antwort war stets dieselbe: „Nichts Neues.“ „Denkst du daran, ins Seminar zu gehen oder zu heiraten?“ Meine Antwort darauf war immer scherzhaft: „Wenn ich ein gutes Mädchen finde und Gott seinen Segen gibt, heirate ich.“ Das war üblicherweise nur ein Scherz. Meine Mutter und Schwester wussten nichts davon, genauso wenig wie die Nonnen, wo unsere „Schwester“ war.

Unser Chor unternahm ein- bis zweimal im Jahr Auslandsreisen nach Litauen oder durch Lettland im Urlaub. Wie alle anderen in meinem Jahrgang war ich fröhlich, habe getanzt, aber nicht getrunken. Ich gründete eine Gruppe von Jugendlichen aus den Gläubigen, um mehr Zeit miteinander zu verbringen. Zwei meiner Freunde waren bereits im Priesterseminar, Franz und der „zweite“ Johann von Schmerynka. Sie konnten sofort eintreten.

Im Jahr 1967 legte ich meine letzte Prüfung ab, wobei die Professoren immer betonten: „Wir werden für dich keine schriftlichen Nachweise über die Prüfungen ausstellen.“ „Ich weiß das und ich brauche nichts!“ Gelegentlich besuchte ich meine Freunde im Priesterseminar und die Studenten sahen, dass ich von dem einen oder

anderen Professor herauskam. Einmal fragte mich das Regime: „Du bereitest dich doch vor?“ In dieser Zeit wurde dem Rektor, P. Leonar, der Vorwurf gemacht, dass er mir doch beim Studium helfe. Er wurde für 10 Jahre von Riga weggejagt, 250 Kilometer weiter aufs Land.

Unsere armen Schwestern beteten und waren besorgt: „Einer hat bereits geheiratet und mit Josef ist auch nichts Gutes geworden. Man sieht ihn hie und da mit Mädchen bei Hochzeiten oder als Gast.“ Sie fragten mich: „Wie steht es um das Priestertum?“ Meine Antwort lautete:

„So, wie ihr es seht!“ Ein bekannter Priester fragte mich vor allen Leuten in der Sakristei: „Sag uns klar: wirst du für das Priesteramt studieren oder heiraten?“ Ich antwortete: „Ich habe keine Gelübde abgelegt, warum sollte ich nicht heiraten können?“ Er hob seinen Stock und drohte: „Warte, ich werde dir geben, du bist doch wegen des Seminars hier!“ „Ich könnte auch ein guter Familienvater sein, das wäre auch etwas Großes!“, entgegnete ich.

In Bezug auf das Studium hatte ich keine klare Perspektive, keinen Horizont. Aber ich hatte einen starken inneren Drang und war bereit, zu reisen, zu gehen, um mein Ziel zu erreichen. Der Glaube war für mich das Wichtigste!

Ich habe betrunkenen Priester gesehen und von Priesteraustritten gehört, von solchen, die verkündeten: „Bekehrt euch zum Atheismus!“. Ein im Jahr 1958 ausgetretener Priester in Lettland war 35 Jahre alt und hielt überall Vorträge gegen Gott und die Kirche. Viele aus seiner Gemeinde folgten ihm. 53 orthodoxe Priester schrieben freudig in der Zeitung „*Iswestija*“, dass sie erst jetzt die Wahrheit, das Licht und die Wissenschaft erkannt hätten.

In Kaunas legte der Beichtvater des Priesterseminars, Vincas Mykolaitis-Putinas (1893 – 1967), Doktor der Theologie, sein Priesteramt nieder mit seinem spöttischen Buch mit dem Titel „Im Schatten der Altäre“. Auch ein ehemaliger Erzpriester und Professor von den Leningrader Geistlichen Orthodoxen Akademie Alexander Ossipow (1911 – 1967) tat dies. Einige von ihnen kannte ich persönlich.

Das alles gab mir viel zu denken, sehr ernsthaft! Für mich war dies eine Katastrophe: „Wo ist die Garantie, dass ich solche Dinge nicht tun werde? Wo ist die Garantie, dass ich nicht selbst ein betrunkenen Priester oder ein Ungläubiger werde?“

Ich betete intensiv: „Gott, ich verlange nichts von Dir außer dem einen: Bewahre mich vor einem Verbrechen! Ich möchte nicht auf der Seite von Judas stehen! Du kannst mir das Priestertum nicht gewähren, aber der kommunistische Atheismus wäre für mich und auch für meine liebe Mutti ein Mord. Das Einzige, worum ich

Dich bitte, ist, dass ich bei Dir bleiben kann – hilf mir!“ Dieses Gebet begleitete mich auch in der Nacht, oft bis zu Tränen. „Wenn ich vom Glauben abfalle, bleibe ich automatisch ein Judas, bleibe ich ein Freund derer, die Millionen in Magadan haben verfaulen lassen, im GULAG. Gott, lass mich besser sterben oder leiden, wenn für mich eine schwere Krankheit bestimmt oder vorgesehen ist, als dass ich Atheist bleibe!“

Das gesamte Jahr über war ich in solcher Spannung, dass es mich in viele Stücke zu zerreißen schien. Langsam näherte ich mich dem Absurden. Alles, was bei Luther, Zwingli und Calvin geschah, durchdrang mich mit Feuer und Schmerzen bis in jede Zelle.

Die Prädestination beschäftigte mich lange Zeit, sowohl zu Hause als auch bei der Arbeit, sowohl tagsüber als auch nachts. Wenn ich das Leiden von Menschen, Vieh und Tieren sah, durchlebte ich all das und wurde monatelang davon gequält.

Schließlich beruhigte sich dieser Zustand und nun quälten mich fremde Schmerzen mehr als meine eigenen. Bei anderen Menschen habe ich nie bemerkt, was mit mir passiert war; ich habe mich nicht auf mich selbst konzentriert.

Ich könnte auch von Verbrechen oder Verlockungen erzählen. Ich habe gesehen, wie fromme Menschen, die stundenlang auf den Knien gebetet hatten, am Ende den geistigen Abgrund erreichten. Eine Frau in Riga war täglich in der Kirche. Als sie nach zwei Jahren verschwunden war, traf ich sie in der Stadt, ihr Äußeres war schrecklich. Ich durchlief zweimal ein Viertel und ging immer wieder auf sie zu, um sie von hinten und vorne zu sehen und mich zu vergewissern, ob sie dieselbe Frau von damals war. All das malte ein fatalistisches Bild. Ich fürchtete mich vor dem Schicksal, dasselbe könnte auch mir widerfahren. Dank sei Gott, dass diese Zeit vorüberging.

Vorbei, aber das Geheimnis des Schicksals blieb unbeantwortet. Ich entwickelte verschiedene logische Konzepte, um es zu verstehen, aber fand keine Antwort. Das Einzige, was ich verstehen konnte, war: „Richtet nicht vor der Zeit!“ Dadurch gab mir Gott zu verstehen, dass Er derjenige ist, der die menschlichen Schicksale in Seinen Händen hält. Alles, was ich hier niederschreibe – diese 100 Teile –, kann man nicht mit diesem geistigen Angriff vergleichen. Das war für mich ein Höhepunkt und ich strebte mit aller Kraft danach, aufzusteigen wie ein Alpinist. Ich erreichte so den höchsten Punkt des Gebirgspasses. Ich denke, Gott hat mich einer harten Prüfung unterzogen – einem Training für die Zukunft! In dieser Zeit suchte und las ich viel mehr, als das Priesterseminar mir bot. Ich suchte nach Beweisen für die anderen.

Ich besuchte Vorträge von Erzpriestern, diskutierte mit ihnen oder kam mit Fragen wie „Warum ..., wenn nichts ist?“ zu ihnen. Ich schrieb in atheistischen Zeitungen. Später nutzte ich meine persönlichen Erfahrungen im Gespräch mit vielen Atheisten, auch aus der Verwaltung. Für mich war diese dreijährige Zeit ein Kampf, aber nicht umsonst.

Mein Mitarbeiter, ein Kommunist, der mich kritisiert hatte, konvertierte zu den Baptisten. Durch ihn lernte ich die Baptisten, die Pfingstler und andere kennen. Es tut mir leid zu sagen, aber anstelle meiner Kirche haben mir die Baptisten den Zugang zur Bibel eröffnet. Zehn Jahre lang ging ich zu ihnen und hatte die Hoffnung, dass unsere Jugend sich zumindest im Glauben aktivieren würde, so wie es bei Sekten üblich ist.

Die Baptisten haben viel Mühe darauf verwendet, mich zu bekehren. Diskussionen mit Pastoren und Jugendlichen dauerten von 19 Uhr bis 5 Uhr morgens oder mit drei Pastoren von 11 Uhr bis 19 oder 20 Uhr. Oft besuchte ich Jugendversammlungen bei den Baptisten. Eine Predigt in meiner Kirche war für mich nicht genug. An Sonntagen hörte ich drei bis vier Predigten. Viele nannten mich „Josef, der Protestant“. Meine Jugend habe ich oft zu den Baptisten gebracht. Ich habe viel über Sekten in unserer Literatur gelesen. Eine Kritik: Unsere armen Autoren stehen moralisch teilweise niedriger als manche Sekten. Ich konnte bei ihnen Fehler finden, musste aber vor der Wahrheit den Kopf beugen. Kritiker würden der Kirche einen Gefallen tun, wenn sie wenigstens irgendwo in der Kirche ein Tal ebneten oder zumindest etwas von dem machten, was die Sekten tun.

In unserer Kirche gibt es viele Tonnen Philosophie, Wissenschaft und viele Gelehrte, aber eines ist notwendig – der lebendige Glaube, nie Klugheit; reale Dinge, nie Theorie! Doch ich akzeptiere die Kirche mit all ihren Krankheiten, weil ich möchte, dass meine Mutter jetzt nicht schlechter aussieht als der Protestantismus. Ich könnte weggehen, aber ich darf meine Mutter nicht allein lassen, sie braucht meine Sorge.

Im Jahr 1967 fuhr der Pfarrer von Murafa nach Polen – das erste Mal in 30 Jahren. Der Priester Anton (Antoni Chomicki) (1909 – 1993) kam aus der Stadt Białystok, seiner Heimatstadt. Wir sprachen mit ihm über eine mögliche Priesterweihe in Polen. Das Jahr 1967 wurde als „Tourismusjahr“ bezeichnet, vielleicht war das der Grund, warum der KGB mir diese Reise erlaubte. Der Pfarrer kam aus Murafa, ich aus Riga und nach drei Wochen trafen wir uns. Der Pfarrer stellte eine Bedingung für seine Hilfe – den Gehorsam!

Am 20. August kamen wir in Częstochowa an, und am nächsten Tag hatten wir ein Treffen mit dem Stefan Kardinal Wyszyński (1901–1981). Er war Erzbischof von Gnesen und Warschau sowie Primas von Polen. Ich musste alle Prüfungen bei seinem Beichtvater, Professor der Philosophie Dr. Kobyletzki – Stanisław Kobylecki (1902 – 1987) an der KUL (Katholische Universität Lublin), einem Bekannten von Pfarrer Homitzki, ablegen. Wir kamen am Montag in Lublin an, und ich musste bereits am Mittwoch zurück sein. Der Professor versprach mir, in einem Jahr eine Einladung für 30 Tage zu schicken. Das erlaubte der KGB jedoch nicht. Sie haben vielleicht meinen Plan durchschaut. Ein zweiter Besuch in Polen wäre erst nach 22 Jahren möglich gewesen.

Aber was, wenn der Pfarrer nur wegen mir fährt? Er hatte viele Treffen und zum Kardinal zu kommen, war auch nicht leicht – das war bereits der Westen, wenn auch noch kommunistisch. 40 Tage waren nur zum Suchen. Bei Gott aber war Raum und Zeit. Ich arbeitete weiterhin auf der Baustelle im Kran, wo ich 15 bis 20 Meter hoch viel lesen, beten und meine Lektionen vorbereiten konnte.

Im Jahr 1969 kam zu mir ein seit 15 Jahren bekannter Geheimmönch. Er war ein Verwandter der örtlichen Nonnen. Er hatte viel über mich gehört und wollte nun von meinen Lippen über alle Vorwürfe gegen mich hören. Am Ende unseres nächtlichen Gesprächs sagte er: „Ich kenne den internierten Bischof, Kardinal Vincentas Sladkevičius, der 110 Kilometer von Riga entfernt in einer kleinen Gemeinde sitzt. Ich werde ihm deine Wünsche übermitteln.“

Nach zwei Monaten kam er wieder und sagte: „Er möchte dich sehen!“. Ich besuchte ihn an einem Abend. Er war sehr einfach, freundlich und gastfreundlich. Er gab mir weitere drei bis vier Monate zum Nachdenken: „dann besuchst du mich wieder!“

Ich bin Student an der Uni

Im Jahr 1968 entschied ich mich, keine Zeit zu verschwenden. Daher trat ich der Universität bei, um Bauingenieurwesen zu studieren. Die Filiale der Universität von Leningrad lag in der Nähe meines Wohnortes. Die ersten drei Jahre waren in Riga, die letzten zwei Jahre in Leningrad zu absolvieren. Zweimal im Jahr, im Juni und im Januar, fanden Prüfungen statt. Für diese Prüfungen gewährte mir mein Arbeitgeber 40 Tage Urlaub im Jahr.

Im Sommer 1972 war ich 30 Tage lang krank. Im Herbst hatte ich ein Gespräch mit meinem „Freund“ Albert, der mir sagte: „Du möchtest also weiterhin für das

Priesteramt studieren, aber ohne unsere ‚Freundschaft‘ wird das nichts!“ Im Sommer habe ich mehrere Prüfungen abgelegt, jedoch blieben noch 70 Prozent der Prüfungen offen. Im Dezember und Januar wartete ich auf Nachrichten von meiner Arbeitsstelle. Doch die Universität schickte keinen Brief an meinen Arbeitgeber, daher musste ich weiter warten, aber es geschah nichts. Auch einen Urlaub erhielt ich nicht mehr, obwohl man am Telefon sagte: „Warte nur, er wird kommen!“ Also wartete ich bis zum Frühling. Für die nächsten zwei Jahre hatte ich noch 40 Tage Urlaub übrig.

Am letzten Tag des Jahres 1972 fanden Prüfungen statt. Wir lebten in einem militärischen Wohnheim und alle anderen Studenten waren im Urlaub. Am Abend wollte ich beten und ging zwei Stockwerke höher. Gerade als ich anfang, hörte ich vier Offiziere die Treppe heraufkommen. Ich versteckte schnell alles in einer Mappe, aber sie waren bereits da. „Zeigen Sie mal, was Sie da gemacht haben!“, forderten sie mich auf. „Ich habe gerade die Bibel gelesen“, antwortete ich. Einer der Offiziere notierte sich etwas von meinem Ausweis und versprach, das Rektorat darüber zu informieren. Zwei Tage später wurde ich vom Rektor zu einem Gespräch gebeten, zu dem ich jedoch nicht ging. Ich wusste, aus welchem Grund. Der Grund war, dass er mir keinen Urlaub für das Examen im Monat Dezember gewährt hatte und weil er auch das Gespräch mit meinem „Freund“ veranlasst hatte.

Am 1. März erhielt ich einen Brief vom Rektor, in dem stand: „Swidnitzki wird von der Universität ausgeschlossen, da er nicht zu den Dezemberprüfungen erschienen ist.“ Ich suchte den Rektor auf, und er sagte mir: „Wir haben Sie ausgeschlossen, damit Sie Zeit haben, über Ihre Entscheidungen nachzudenken!“ So endeten meine Studien an der sowjetischen Universität.

Ich bin Organist

Im Jahr 1968 wurde ein Vikar der „Schmerzhaften Muttergottes“ zum Pfarrer in einem Ort 50 Kilometer außerhalb von Riga ernannt. Ich hatte zwei Jahre lang privat Musik studiert. Fröhlich morgens oder an den ersten Freitagen spielte ich Lieder mit den Chorsängern. Der neue Pfarrer, Albert, bat mich sehr, ihm so viel wie möglich mit dem Chor zu helfen. Zu dieser Zeit war alles in der Kirche noch auf Lateinisch. Jeden Samstag fuhr ich nach Lennewarden – eine Stadt, die 52 Kilometer südöstlich von Riga liegt. Dort gründete ich einen vierstimmigen Chor. Wir sangen die „Ludwigsmesse“. Es gab 16 Chorsänger. Ich besuchte sie drei Jahre lang. Der junge Pfarrer war aktiv und hielt gute Predigten. Es gab viele Jugendliche, Ehepaare und

Familien. Einmal starb eine alte Mutter und ihre Töchter begannen mit ihren Familien, die Kirche zu besuchen. Später kamen sie auch zum Chor.

In dieser Familie gab es kaum einen Trinker, aber sie brachten oft eine halbe Flasche Schnaps zum Abendessen beim Pfarrer mit. Nach einer Weile bemerkte ich, dass der Pfarrer betrunken war. Ich bat ihn: „Bitte tu das nicht, es ist mir unangenehm vor meinen Chorsängern. Ich habe das nun schon oft gesehen.“ Der Pfarrer lebte allein im Pfarrhaus. Einmal kam ich abends, alle schiefen auf dem Sofa und der Pfarrer neben ihnen.

Das Gespräch half nicht. Wenn es nicht die Trunkenheit war, dann war es das Kartenspiel. „Was mache ich denn Falsches?“, sagte der Pfarrer. „Pater Albert, du gehst einen gefährlichen Weg, der in den Abgrund führt. Pass auf!“

Einmal kam ich mit den Chorsängern, der Pfarrer war allein mit Anna im Zimmer. Ich sagte wieder: „Das ist zu viel. Warum ist ihr Mann nicht hier?“ „Ich mache doch nichts!“ – „Ja, aber das ist ein Ärgernis für andere.“ Nach zwei Monaten ging ich zum Bischof und schilderte ihm die Situation. „Wenn er nicht sofort versetzt wird, wird es bald zu spät sein. Ich werde nicht mehr zu ihm gehen, aber es ist schade um die Gläubigen!“

Der Bischof hörte mich an, unternahm aber nichts. In diesem Sinne war ich ein Prophet. Drei Monate nach meiner Warnung wurde Pfarrer Albert versetzt, aber es war bereits zu spät. Anna lebte immer noch mit ihrem Mann, besuchte aber Pfarrer Albert oft. Meine Warnung erfolgte am 10. März 1970. Am 5. September trat Albert mit einem großen Artikel in der Zentralzeitung „Kreuz auf Kreuzen!“ aus. Meine Warnung war zu 99,9 Prozent gerechtfertigt.

Nach zwei Wochen besuchten unsere Freunde und ich den „neuen Peipiņš“. Er schämte sich sehr und wollte sein Zimmer nicht verlassen. Mich interessierte vor allem, ob er den Artikel selbst geschrieben hatte. Der Artikel war bereits fertig, er setzte nur seine Unterschrift darunter. Der KGB gewährte jedem ausgetretenen Priester für diese Unterschrift Wohnung und Arbeit, das bekam auch Albert. Nach zwei Jahren sagte er einem Bekannten: „Ich war dumm!“ Annas Mann starb zwei Jahre später. Das hätte nicht passieren können, wenn die Gläubigen rechtzeitig reagiert hätten.

Der Grund dafür ist, dass die Vorgesetzten oft ihre Aufgaben nicht erfüllen. Pfarrer Albert hatte übrigens ein Predigt-ABC für das ganze Jahr vorbereitet, insgesamt bis zu 400 Predigten, die er verkaufte.

Ich bin Priester – sub secreto!

Ich habe bereits über die Bedingungen des internierten Bischofs geschrieben. Nach drei Monaten bin ich spät abends zu ihm gekommen. Nach einem Gespräch und einigen Fragen sagte der Bischof: „Gut, der Priester-Begleiter wird mit den Rekolektionen (Exerzitien) helfen und ihr beide kommt am 21. August um 20 Uhr zu mir.“

Am 15. August feierten wir das große Fest in Aglona (ein Marienwallfahrtsort in Lettland; so wie Mariazell in Österreich!). Wir waren dort um 5 Uhr morgens. Tausende Menschen aus Lettland und Weißrussland waren gekommen. Es bildeten sich lange Warteschlangen für die Beichte, doch ich nahm meinen Platz ein. Ich kniete am Beichtstuhl nieder und sagte: „Entschuldigen Sie, Herr Priester, ich möchte eine Generalbeichte ablegen.“ „Bitte“, erwiderte der Priester und gab mir weiters Belehrungen:

„Lieber Bruder, Gott hat dich nicht nur geliebt, sondern hat dir auch eine Aufgabe gegeben. Sei ein guter Arbeiter in seinem Weinberg! Der heilige Maximilian Maria Kolbe hat in Japan gebetet: ‚Mein Gott, mach mich zu einem Besen, ich will in deinen Händen sein, reinige mit mir, was unrein ist! ‘“ Die Belehrung dauerte 10 Minuten, doch ich sagte kein Wort. Er lehrte mich, als ob er bereits alles über mich wüsste. Das war der Beginn meiner Exerzitien vor der ersten Stufe der Weihe am Samstagabend. Der Priesterbegleiter kam von der lettischen Seite über einen Grenzfluss.

Am 21. August um 20 Uhr feierten wir die Heilige Messe, gefolgt von den vier niederen Weihen, einschließlich des Subdiakonats. In der völlig abgeschlossenen Kirche waren wir mit dem Bischof zu viert. Beim nächsten Mal, in 30 Tagen sollte die Diakonweihe stattfinden. Diese Nacht habe ich wegen der Spannung und Erregung nicht geschlafen.

Zuvor hatte Bischof Vinzenz zu meinem Begleiter gesagt: „Nach dem Kanon muss ich ein Schreiben oder eine Nachricht vom Bischof in Riga haben. Es wird jedoch genügen, wenn Priester Johannes zu seinem Bischof geht und fragt, ob er etwas dagegen hätte. Man muss nicht sagen, wer oder wo. Das hat Priester Johannes gemacht, und der Bischof in Riga hatte nichts dagegen.“

In 30 Tagen, am 11. September 1971, kehrte ich zurück. Es war 21 Uhr. Der Bischof schloss alle Türen fest ab und sagte: „Heute werden das Diakonat und das Presbyterat (die Priesterweihe) gespendet, weil ich befürchte, dass der KGB stören

wird. Sie sind oft hier.“ Die Weihe begann, das Diakonat wurde bereits verliehen, jetzt kam die Priesterweihe. Ich lag vor dem Altar während der Allerheiligenlitanei. Der Bischof und ein Priester standen am Altar, der Bischof ohne Stab und Mitra. Am Altar brannten nur vier Kerzen.

Gedanken schwirrten wie Fliegen oder Bienen in meinem Kopf herum: „Ist es wahr, dass ich eine richtige Weihe empfangen? Vielleicht ist der Bischof nicht echt? Alles scheint so einfach, aber wird es richtig sein?“ Die Messe endete, und ich war voller Zweifel an meiner Priesterweihe, durfte aber nirgendwo ein Wort sagen. Der Bischof sagte: „Die Uni muss jetzt beendet werden. Drei Monate lang sagen Sie ihrem Bischof nichts. Nach dem Neuen Jahr können Sie es ihm sagen, aber über Ort und Person kein Wort!“

Hurra!!! Hurra!!! Hurra!!! Josef Swidnitzki ist katholischer Priester!?

Te Deum laudamus!

Meine Mutter wartete so sehr auf diesen Moment, aber leider starb sie am 18. November 1969. An diesem Tag war sie um 8 Uhr morgens in der Heiligen Messe, beichtete und sprach mit Bekannten und Verwandten. Sie kehrte um 10 Uhr nach Hause zurück, schickte meine Schwester Agnes in den Laden, um Brot zu holen, und stellte Tee auf. Als Agnes zurückkehrte, fand sie unsere Mutter tot im Bett vor. Diese Nachricht war für mich sehr bitter. Zu Franz sagte meine Mutter weinend: „Alle seine Kameraden sind bereits Priester, und ich konnte es nicht erwarten, ihn als Priester zu sehen.“ Ich wollte meiner Mutter eine freudige Überraschung bringen, aber das war nicht Gottes Wille.

Die Primiz

Auf meiner Baustelle arbeitete ich noch am Kran. Wir arbeiteten in zwei Schichten. Ich zahlte meine Mitarbeiter für eine Woche aus und flog dann selbst zur Primiz nach Murafa.

Meine Schwester war allein, ihr Sohn war weit weg in einer technischen Schule. Um 15 Uhr sagte ich zu meiner Schwester, dass um 18 Uhr eine heilige Messe stattfinden würde, zu der ein Priester als Gast kommen würde. Daraufhin meinte Schwester Agnes: „Vielleicht wirst Du die Messe feiern?“

Neben Pfarrer Antoni Homitzki war auch mein Priesterkumpel hier. Der Pfarrer fragte, welcher Bischof mich geweiht habe. Da zeigte ich ihm einen kleinen Zettel vom Bischof an seinen Priesterfreund, zu dem er mich geschickt hatte und bei dem ich noch nie gewesen war. Unser Pfarrer verstand nichts, weil es eine andere Sprache

war, aber der Priesterkumpel sprang ein und behauptete, dass ich im Ernst Priester sei: „Dem Josef müssen Sie glauben, er kann hier nicht lügen!“ Wieder waren alle Türen verschlossen, anwesend waren nur ganz vertrauenswürdige kirchliche Leute, etwa 16.

Ich war bereits seit 10 Minuten in der Sakristei angezogen, als meine Schwester hereinkam. Erst hier erfuhr sie davon. Während der heiligen Messe, besonders aber während der Predigt des Pfarrers, flossen selbst meine Tränen in Strömen. Ich war so ergriffen, dass ich laut weinte. Das war am 16. September 1971, nach mehr als 11 Jahren des Wartens.

In der Nacht träumte ich: „Nach der heiligen Messe kam ich aus der Sakristei, meine Mutter stand da, als würde sie auf mich vor der Sakristei warten. Ich begrüßte sie und bedauerte, dass Mama nicht bei meiner Primiz sein konnte. Voll Freude sagte Mama: ‚Die ganze Messe über stand ich neben Dir!‘“

Mein Freund Franz Karasiewitsch war nach drei Jahren zum Pfarrer in Horodok geworden, dort ist heute unser Priesterseminar. Ich fuhr 250 Kilometer zu ihm, um mit ihm meine Freude zu teilen. Er lud mich ein, immer wenn ich Zeit hätte, für heimliche Hilfe zu ihm zu kommen.

Am Morgen fuhr ich zurück nach Riga und war am Montag wieder auf der Arbeit. Ich besuchte die Nonnen und begleitete „meine Agnes“ zur Arbeit. „Schwester Agnes, was würdest du sagen, wenn ich in naher Zukunft heiraten würde?“ „Was kann ich darauf sagen? Es wäre schade, nachdem du so viele Jahre allein geblieben bist, und es wäre auch für mich schade.“ Jetzt stellte ich die zweite Frage: „Und wenn du hörst, dass Josef zum Priester geweiht wurde?“ „Ich wäre froh.“ Fünf Tage später lud ich einen befreundeten Priester, einen Bekannten der Nonnen, zu ihnen ein, zur Schwester Oberin und Schwester Agnes. Ich sagte: „Wir trinken zusammen Tee und beraten uns über etwas.“

Am Samstag – alle hatten frei – kamen die Schwestern um 10 Uhr, und wir warteten auf den Priester Johann. Ich hatte im Nebenzimmer alles vorbereitet. Ich war bereits bereit, als der Priester Johann die Schwestern hereinbat. Sie erblickten mich und konnten sich nicht bewegen. Ich begrüßte sie, und wir feierten die Heilige Messe mit dem Primiz-Segen. Die Schwestern waren überrascht. Am Ende gab es Tee.

Der Priester Johann ging nach Neujahr zum Bischof und sagte: „Swidnitzki ist bereits geweiht!“ Daraufhin sagte der Bischof: „Sagen Sie ihm, er darf nicht in die Kurie kommen. Wenn jemand mich nach ihm fragt, antworte ich: ‚Ich kenne ihn

nicht und habe nichts von ihm gehört! ” Bis zur Weihe war ich oft in der Kurie. In vielen Fragen hatte sich der Bischof nach meiner Meinung erkundigt.

Pastoraler Dienst

Als Priester Johannes beim Bischof über Swidnitzki gesprochen hat, wartete ein Priester vor der Tür und hörte alles akkurat mit. Schon nach drei Monaten, im April, wusste es der KGB.

Der oben erwähnte „Freund“ rief mich in sein Büro: „Swidnitzki, ich begrüße Sie als Priester!“ – „Aber ich kann kein Dankeschön sagen, weil ich Ihre Begrüßung nicht verstehe!“ „Sie sind doch Priester?“ – „Ja, einige Leute halten die Kleriker für Priester, das war mit mir schon 1967 in Polen so. Und jetzt bitte, versetzen Sie sich in meine Lage. Ich arbeite von 7 bis 18 Uhr, gehe sofort nach Hause und besorge das Abendessen. Um 20 Uhr bereite ich den Unterricht vor, arbeite an einem Projekt fast bis 24 Uhr und stehe um 6 Uhr auf. Ein Priester muss das Brevier beten, wenigstens eine Stunde, dann täglich die Messe lesen, das Minimum 40 Minuten. Rechnen Sie nun mit einfacher Arithmetik: Einmal im Monat muss ich ein Projekt abgeben (ein Hotel, ein Krankenhaus, ein Wohnhaus usw.). Vielleicht wissen Sie schon von meinen Nachbarn, dass es vorkommt, dass ich um 2 Uhr nachts schlafen gehe. Ich bin überzeugt, dass Sie besser über mich informiert sind als ich selbst“. „Swidnitzki, ohne Feuer gibt es keinen Rauch!“. Ich stimmte zu, dass das Feuer klein war, aber ich war drei Monate im Priesterseminar. Dann drehte sich das Gespräch um Mitarbeiter. Sie brauchten meine Hilfe. – „Aber Sie haben doch Priester wie unseren Albert.“ „Er ist dumm!“, antwortete er.

Der Priester Franz hatte auf dem Friedhof eine kleine Kapelle von 60 m², die Gemeinde zählte 5000 Gläubige. Er baute nachts eine Sakristei aus Holz, stellte Schränke an die Kirchenwand, machte ein kleines Fenster mit Gitter als Beichtstuhl und schloss die Tür von innen, so dass es von der Kirchenkapelle aus nicht zu sehen war. An großen Feiertagen war ich zwei Tage bei ihm. Wenn man mich bei der Arbeit fragen würde, ließe ich sagen, dass „man mich für 2 bis 3 Stunden an die Uni gerufen hat“. Gott sei Dank, war von meinen Vorgesetzten drei Jahre lang niemand am Arbeitsplatz. Aber der KGB rief sehr oft nach der Arbeit an und fragte: „Wissen Sie, wo er heute ist?“

Meine Mission führte mich in ein entferntes Dorf in Weißrussland, in der Nacht entweder mit dem Bus oder mit dem Zug. In der Ukraine war es etwas anders. Mit

Priester Franz erstellten wir einen Geheimcode. Wenn er mich brauchte, schickte er ein Telegramm. Ich antwortete ebenfalls mit einem Telegramm, etwa so: „Komm in 10 Tagen für zwei Tage – Schwester (Bruder)“. „Ja, ich komme diesen Monat am 15. um 19 Uhr (Tante).“ Die Telegramme waren mit den Worten „Grüße zum Geburtstag Peter Iwanowitsch (Nikolai) ...“ ausgefüllt. Die Antwort lautete: „Danke für die Grüße, Iwanow Michail Pawlowitsch.“ Die Telefonnummer war etwa 24.30.44. In mein Notizbuch schrieb ich: 2 = B; 4 = F; 3 = C; und BFC-044. Oder = 2YCOD4. Stadt Minsk = Michail; Kiew = Kolja; Moskau = Moisej usw.

Von Dezember 1971 bis Sommer 1974 hörte ich in Horodok Beichte – an die 12000 Menschen. Am Karfreitag 1973 hörte ich von 7 Uhr bis 23:30 Uhr Beichte von 311 Menschen. Im Herbst, im Oktober, fragte mich der KGB: „Von Mai bis September sind Sie zehn Mal mit dem Flugzeug von Riga nach Kiew geflogen, warum?“ „Sehen Sie, ich habe ein Mädchen kennengelernt, und ich besuche es oft.“

Ökumene

Im Jahr 1969 lernte ich bei den Baptisten Alexander Riga kennen. Er wohnte in Moskau, während seine Mutter in Riga lebte. Alexander arbeitete als Gestalter bei der Redaktion „Iswestija“, verdiente gutes Geld und war überzeugter Kommunist. In seiner Freizeit traf er sich freiwillig mit Jugendlichen und erzählte ihnen von der strahlenden kommunistischen Zukunft, oft mit Trunkenheit bei Treffen in Restaurants und Ähnlichem. Eines Tages kam er zufällig mit Baptisten in Kontakt, begann zu glauben und arbeitete mit jungen Baptisten zusammen.

Der älteste Presbyter in Moskau schlug ihm vor, in der Schriftzeitung „Brüderliche Nachricht“ zu arbeiten. Auf dem Weg zur Redaktion sagte er zu Alexander: „Wenn er (der KGB) deine Unterschrift benötigt – das macht nichts – gib sie!“ Daraufhin verließ Alexander sofort die Versammlung und besuchte sie nicht mehr. In seiner Wohnung organisierte er Treffen mit Jugendlichen und Intellektuellen und gab seine frühere Arbeit auf, um stattdessen für einen geringen Lohn in einem Krankenhaus zu arbeiten. Sein Glaube hatte ihn verändert.

Er kam mit Jugendlichen aus Moskau als Gast zu den Jugendbaptisten in Riga. Alexander las viel über Kirchengeschichte, Patrologie und Heilige und wollte Freundschaften mit Katholiken und Orthodoxen schließen. Meine Position kam ihm sehr entgegen. Das Ökumenische Dekret des II. Vatikanischen Konzils (*Unitatis redintegratio*) war für Alexander der Hauptgrund für unsere Begegnung.

Innerhalb eines Jahres erfuhr der KGB bereits von unserer Freundschaft, und mir wurde eine Warnung geschickt. „Das wird schlecht für Ihre Seite.“ Nach unseren Treffen interessierte sich Alexander immer mehr für den Katholizismus und lud mich regelmäßig nach Moskau ein. Er stand in engem Kontakt mit Priester Alexander Men und sammelte Fragen, über die wir bei Treffen diskutierten.

Im Februar 1972 lud er mich zu einem längeren Gespräch über den Glauben ein, insbesondere zwischen Protestanten und Katholiken. Wir tranken starken Tee und begannen eine religiöse Diskussion, um einige Fragen zu klären.

Die erste Frage betraf die Muttergottes.

Alexander (A): „Ich kann die katholische Position nicht verstehen. Maria ist doch eine Schöpfung, und wenn wir genauer hinsehen, wird Maria in der Kirche fast wie eine Göttin behandelt. Sie wird ohne Sünde, als Unbefleckte empfangen.“

Ich (I): „Sieh her, Gott hat sie nur von den Bindungen mit dem Teufel befreit. Sie befindet sich in derselben Situation wie Eva – im Zustand der heiligmachenden Gnade. ‚Ich lege Feindschaft zwischen dich und die Frau.‘ (Gen 3, 15). Eva gerät in die Freundschaft mit Satan, und damit wird die Freundschaft mit Gott zerrissen. Maria bewahrte diese Freundschaft mit Gott (Lk 1,28: ‚voll der Gnade‘), das heißt, die göttliche Freundschaft. Warum hat die Kirche das dann zum Dogma erhoben? In Christus muss alles klar sein bis zum letzten Jota. Gott kommt auf die Erde, aber hier herrscht Satan, der die Erde zu seinem Eigentum erklärt hat. Könnte Jesus im Fleisch, das dem Satan untergeordnet war, gekommen sein? Wenn Jesus keinen von der Sünde freien Leib hätte, wäre er dem Satan untertan und dann wäre Jesus selbst ein Sklave der Sünde, der Befreiung bedürfte. Gott – der Vater – durchschneidet die Bindung zwischen Satan und Maria wegen des Kreuzes und des Todes Christi. Jesus nimmt jetzt das von Sünden freie Fleisch Marias auf sich und wird als von Sünden freier Mensch geboren. Als Freier tritt er in das Territorium ein, das Satan gehört, und führt einen Krieg gegen ihn. Sonst wäre Jesus kein Sieger über den Tod. Warum ist das schwer zu glauben?“

A: „Ich stimme zu, das ist klar, aber Sie beten zu Maria, das Gebet gebührt nur Gott!“

I: „Du hast recht. Beten – richtiger wäre Anruf. Wenn ich dich um etwas bitte, bedeutet das nicht, dass ich dich anbete. Die Anbetung gebührt ausschließlich Gott. Im Buch Judith wird die Heldin besungen, gelobt und gepriesen. Die Heilige Schrift lobt den Propheten Elias. Wir ehren und loben die Heiligen, aber wir beten sie nicht an. Die Position der Kirche ist: Gott gegenüber – Anbetung, den Heiligen gegenüber – Verehrung. Durch die Heiligen loben wir auch Gott, weil er durch sie Gutes tut.“

A: „Warum wird der Papst ‚Heiliger Vater‘ genannt?“

I: „Das Neue Testament bezeichnet die Gläubigen oft als ‚Heilige‘. Der Apostel auf dem Stuhl Petri ist ‚heilig‘ in doppeltem Sinn. Der Papst trägt die heilige Stafette der Erlösten; Jesus wirkt in Petrus, im Papst. Der Papst ist wie jeder Erlöste ‚heilig‘, und auch sein Amt ist heilig.“

A: „Die katholische Kirche erkennt die Erlösung für die Sekten nicht an!“

I: „Doch, sie erkennt sie an. Ja, noch mehr: Nur die katholische Kirche hat die Glaubensfreiheit deklariert, und dadurch wird sie offiziell anerkannt.“

A: „Die Kirche ruft zur Einigkeit durch den Ökumenismus. Doch wie verstehen die Katholiken diese Einigkeit?“

I: „Zuerst ruft die Kirche durch den Ökumenismus zu einem menschlichen Leben auf. Alle Menschen sollen als Kinder Gottes mit Vernunft auf der Erde leben, nicht wie Tiere – fressen, beißen, kämpfen, einander töten. Die Kirche ruft zuerst zu einem Leben im Frieden, ohne Neid und Krieg. Das ist die erste Stufe: ein menschliches Miteinander. Wenn wir diese Situation erreichen, dann werden wir weitergehen, und dann wird uns Gott die Wege zur Einigkeit zeigen. In der Kirche können die Baptisten ohne Angst mit ihrer Tradition sein, mit ihrer Bibel. In der Kirche finden alle Raum. Die katholische Kirche umfasst 30 Orden wie verschiedenfarbige Blumen in einer Vase.

Warum sollte sich das Gebet Jesu Christi „alle sollen eins sein“ (Joh 17,21-22), nicht verwirklichen lassen? Wenn die Menschen – die Christen – zum Frieden kommen, dann wird die nächste Stufe die Liebe sein. und ‚wo Liebe ist, da ist Frieden, wo Frieden ist, da ist Gott, und wo Gott ist, gibt es keine Not‘. Jetzt sprechen wir schon miteinander, wir erfüllen, wir verwirklichen bereits diese Einigkeit. Wir müssen uns nur an die Einigkeit gewöhnen, sonst wird der Himmel uns nicht annehmen. Wie sagt Jesus bei Johannes: ‚Dann werden die Menschen Jesus erkennen, wenn die Christen in Einigkeit leben werden.‘ Wir Katholiken wünschen die Einigkeit für alle.“

A: „Wir sprechen nun schon seit acht Stunden. Josef, kann ich bei dir die Beichte ablegen?“

I: „Ich bin Priester. Wenn du mir alles wie gewöhnliche Dinge erzählen willst, kannst du das tun. Wenn du vor Gott durch mich als Priester beichten möchtest, dann nicht, weil ich dann im Namen der Kirche handle; als Freunde – ja, als Denominierte – nein. Gibt es noch weitere

Fragen, über die du nicht im Frieden mit der Kirche bist?“

A: „Fast alles ist mir klar!“

I: „Alexander, du hast viele Freunde bei Baptisten und Pfingstlern. Wird das nicht als Verrat an deinen Brüdern angesehen?“

A: „Ich habe mit ihnen gesprochen, und sie waren nicht dagegen.“

I: „Bist du also bereit, dich bewusst und aus Überzeugung der katholischen Kirche anzuschließen, nicht aus Euphorie, sondern aus freiem Willen?“

A: „Ich habe alles für mich geklärt. Wir sprechen bereits seit 12 Stunden. Ich habe mich vorbereitet. Lass uns zur Erfrischung in den Sokolniki-Park gehen!“

Nach ein paar Stunden Spaziergang und Kaffee und der Rückkehr nach Hause dauerte die Beichte zwei Stunden, und am Ende weinten wir beide wie kleine Babys. Wir begannen einen Rundgang um 15:30 Uhr und beendeten ihn 20 Stunden später. Wir waren müde, aber voller Freude. Unsere Freundschaft wuchs weiter zu einer „Bruderschaft“ namens „Ökumene“.

Dies war eine Gesellschaft von Menschen, die nach Einheit strebten und den Denominationen halfen, für Einheit zu beten. Jeder, der eintreten wollte, konnte selbst über seinen Weg und seine Kirche entscheiden. In der „Ökumene“ waren alle Brüder und Schwestern, einige blieben zölibatär und waren das Herz der „Ökumene“. Die „Ökumene“ hatte einen Leiter mit einem Stellvertreter, und für wirtschaftliche Fragen gab es einen Finanzfachmann. Wenn möglich, lebten die Zölibatären als Mönche in Klöstern, aber alle arbeiteten. Die „Ökumene“ organisierte Wortgottesdienste, bei denen am Ende der Friedensgruß ausgetauscht und das Brot gebrochen wurde mit den Worten „Christus zwischen uns“. Alle Mitglieder versammelten sich einmal im Monat. Jeder konnte die Gemeinschaft auch wieder verlassen, aber mit einem christlichen und brüderlichen Abschied. Trotzdem konnte man das gemeinsame Gebet besuchen und ein Zeugnis ablegen, blieb aber ohne Stimmrecht.

Wir waren 20 Jahre lang in dieser Bewegung, darunter 16 Zölibatäre, zwei katholische Priester, Orthodoxe und Protestanten. Papst Paul VI. und Johannes Paul II. segneten diese Regel. Das letzte Treffen fand 1993 statt.

Alexander erhielt für die „Ökumene“ dreieinhalb Jahre Psychiatrie im Gefängnis, Sofia Belak aus Schytomyr fünf Jahre Lager und fünf Jahre Verbannung, und ich bekam drei Jahre, von denen ich zweieinviertel Jahre absaß. Unsere Gruppen gab es jeweils zweimal in Moskau und Riga sowie einmal in Duschambe. Die Gruppen

luden auch Ungläubige zum Gebet ein. Die Mitglieder missionierten, besonders im Urlaub oder in ihrer Freizeit.

Ein Zölibatärer in der „Ökumene“ legte Gelübde ab: Gehorsam, Armut und Zölibat. Diejenigen, die nicht vor Gericht standen, wurden vom Regime aufgefordert, sich besser in anderen Städten zu treffen, da sie sonst ins Gefängnis gehen würden. Die Mitglieder bestanden aus ehemaligen Atheisten. Unter den Bekehrten waren auch Söhne und Töchter hochgestellter Personen in Moskau. Die „Ökumene“ hatte ihre eigene Zeitschrift namens „Prisyw“ – Anruf“, und später „Der Kelch“. Viele Mitglieder missionierten in meinen Gemeinden, besonders bei der Jugend.

Ich bin Vikar

Die Leute aus der Ukraine kamen oft zum Bischof in Riga, um einen Priester zu erbitten. Bischof Julian entsandte welche. Viele Priestearmutskandidaten, die vom Regime aus einem Seminar vertrieben wurden, erhielten hier die Erlaubnis, ihr Studium in dem Seminar abzuschließen, und wurden geweihte Priester.

Es sprachen auch Priester aus Weißrussland und der Ukraine vor, darunter auch der Pfarrer von Murafa, Antoni Homitzki. Er kam mit zwei Anliegen: erstens, mit der Bitte um einen Priester und zweitens mit der Frage, ob Swidnitzki ein Priester sei und wer ihn geweiht habe. Ein Jahr nach meiner Primiz war ich bei Pfarrer Antoni Homitzki, zusammen mit dem Pfarrer Martynian Daschytzki, der an meinem Priestertum zweifelte.

Im Jahr 1974 kamen wir als Gäste mit dem Pfarrer Franz Karasiewitsch zu ihm. Unterwegs erfuhren wir von den Laien: „Wenn Swidnitzki nach Murafa kommt und kein Papier vorweisen kann, erlaubt er ihm (Swidnitzki) nicht, die Messe (geheim) zu feiern.“ Ich ging nicht mehr zu ihm, und die Messe hielt ich bei der Schwester. Der Pfarrer besuchte den Bischof, das Gespräch dauerte zwei Stunden, und zwischendurch fragte er: „Exzellenz, was können Sie über Josef Swidnitzki sagen?“ Daraufhin antwortete der Bischof: „Welcher Swidnitzki? Ich habe diesen Nachnamen noch nie gehört!“

Am Ende seines Besuchs fragte Pfarrer Homitzki wieder: „Priester Johannes, welcher mit Josef Swidnitzki und Franz Karasiewitsch zusammen war, ist jetzt in Tbilissi. Wie ist das zugegangen?“ Der Bischof antwortete, wobei er vergessen hatte, was er eine Stunde früher gesagt hatte: „Bei mir war ein Organist, ihn hat Josef Swidnitzki zu mir gebracht. Ich suchte einen Kandidaten, und Swidnitzki hat mir

zugeflüstert, Priester Johannes sei sein Freund.“ Pfarrer Antoni Homitzki selbst hat von diesem Gespräch mit dem Bischof erzählt.

Zu dieser Zeit gab es in Riga durch mein Bemühen bereits zwei Jugendgruppen. Ich selbst habe sie kaum besucht, denn der KGB wusste davon. Pfarrer Antoni verdächtigte mich weiterhin grundlos und brachte mich mit dem KGB in Verbindung. Das hat mir sehr wehgetan, aber ich konnte mich nicht verteidigen, mir blieb nur Schweigen und Geduld, sogar mit Tränen – aber vorwärts.

Am 31. Dezember des Jahres 1972 war ich als Ältester bei den Geheimklerikern und habe nach dem Studium noch zweien geholfen, die sich vorbereitet haben wie ich. Ich habe gesagt: „Ein bekannter Priester will mit mir zu euch kommen und mich zum Neuen Jahr treffen.“ Ich kam um 23:20 Uhr und sagte: „Der Priester hat versprochen, um 23:45 Uhr zu kommen.“ Wir haben alles für die Heilige Messe vorbereitet. Es war schon 23:50 Uhr. Die Studenten waren zu dieser Zeit noch nicht da, ich zog mich für die Messe um. Als sie dann hereinkamen, konnten sie kein Wort sagen. Sie sahen mich am Altar in ihrem Haus. Ich habe sie als Priester überrascht. Solche Ereignisse gab es von Zeit zu Zeit mit meinen Freunden.

Einem meiner Priesterkollegen, der mich zwei Jahre zuvor mit dem Stock geprüft hatte und bei dem ich oft zur Heiligen Messe in seine Hauskapelle gegangen war, habe ich einen Monat nach meiner Weihe gesagt, dass ich Priester bin, aber bitte sehr vertraulich! Nach einigen Tagen ging er zu seinem Kameraden, einem Jesuiten, und sagte ihm, dass ich geweiht sei, und fragte ihn, was er dazu sagen könne. „Gewiss, das hat er für Geld gemacht!“, antwortete der Jesuit. Von verschiedenen Seiten hat man mich „gezupft“ und mir viele Ärgernisse bereitet. Später, als alle wussten, dass ich Priester bin, haben die einen es mit einem großen Plus, die anderen mit einer Verurteilung angenommen.

Der KGB wollte mich aus der Stadt vertreiben. Das Regime fragte den Bischof, was sie tun sollten, um Swidnitzki aus Riga zu entfernen. „Geben Sie ihm die Möglichkeit, in einer Pfarrgemeinde zu arbeiten – er wird dann von selbst weggehen!“

In der Bischofskurie gab es nur einen, der mich positiv aufnahm. Es war der Liturgiker, Priester Janis Pujats (heute Kardinal in Riga!). Mit ihm konnte ich mich beraten, ich hatte ihm nämlich zuvor bei der Übersetzung des russischen „Rituale“ – des liturgischen Buchs der Feiern – geholfen.

In Riga waren oft Delegationen aus der Ukraine beim Bischof. Priester Janis hat mich beraten: „Fahr in die Ukraine, aber fahre wie ich ohne das geringste Dokument

über die Priesterweihe! Der KGB wird auch kommen und sagen: ‚Wir erlauben es, aber für uns auch etwas tun‘“ So ging es bis zum Ende des Jahres 1974.

Der KGB hatte sich überzeugt, dass ich keine Unterschrift zur Mitarbeit geben würde. Am 5. Januar 1975 kam Albert vom KGB zu mir nach Hause: „Sag, Swidnitzki, wann wirst du nach Schytomyr zum Bürgermeister der Stadt kommen? Heute ist Montag, wir haben dort schon angerufen, sie werden dich erwarten. In Schytomyr ist ein alter Priester als Vikar.“ Darauf ich: „Am Donnerstag werde ich um 9 Uhr dort sein!“ Ich kam spät abends beim Pfarrer von Schytomyr, Stanislaus – Stanisław Szczypta (1914-1984) an, er hatte vom Kirchenrat über meine Zuteilung zu ihm erfahren, informiert vom Priester Janis.

Ich übernachtete und ging sehr früh in die Stadt. Um 9 Uhr kam ich im Haus der Stadtverwaltung beim Bevollmächtigten für Religion an. Es gab ein einstündiges Gespräch, und er sagte zu mir: „Kommen Sie um 14 Uhr.“ Er begleitete mich bis zur letzten Tür. Nachdem ich mich umgedreht hatte, stand vor mir ein Mann: „Servus, Josip Antonowitsch, Grüße aus Riga!“ Für mich war alles klar, ohne die übrigen Worte: Ich ging voran, er 15 Meter hinter mir; 10 Minuten lang und wir waren beim „Militär-Rechtsanwalt von Schytomyr“. Es gab keine Kontrolle, wir betraten ein Einzelzimmer (Kabinett). Für mich war alles klar: Es gehörte dem KGB.

Ich stellte mich vor. Wir lernten uns kennen. Die immer gleiche Prozedur wiederholte sich. Zwei Stunden lang wurden mir beste Versprechungen gemacht: „Nur ein Dokument unterschreiben.“ „Nein, ich kann nicht! Wenn ich unter Ihren Bedingungen hier arbeiten muss, fahre ich sofort nach Kiew und fliege nach Riga. Dort habe ich Arbeit und eine Wohnung. Von Ihnen brauche ich nichts. Wenn Sie mir ohne Bedingungen erlauben – danke! Wenn nicht – Auf Wiedersehen!“ „Nein!“, erwiderte Stanislaus, „Sie werden hier arbeiten.“ Um 14 Uhr war ich wieder beim Bevollmächtigten namens Gerasim.

„Swidnitzki, wann sind Sie nach Schytomyr gekommen?“

– „Um 8 Uhr von Kiew und sofort zu Ihnen!“

„Kennen Sie Pfarrer Stanislaus?“

– „Nein, ich muss ja zuerst die Macht ehren und dann erst zum Pfarrer gehen!“

Er war zufrieden.

Gerasim sagte zu mir: „Morgen fahren wir nach Kiew zum Ministerium. Dort wird das letzte Wort gesprochen!“ Die Aufnahme war sehr freundlich, ich musste lediglich das „Ritual“ ohne Agitation erfüllen. Erneut wurde mir untersagt, über Kinder bis zum 18. Lebensjahr als Messdiener zu verfügen usw.: „Swidnitzki, Sie

sind ein sowjetischer Bürger und müssen Patriot für das Vaterland sein!“ Am 20. Januar 1975 fand die erste heilige Messe um 9 Uhr in der Kathedrale statt. Keiner meiner Freunde und Verwandten wusste davon. Sie sollten es erst nach drei Monaten erfahren.

Von Pfarrer Antoni Homitzki kam eine Frau, um für die Kirche einzukaufen. Zu Hause erzählte sie, dass in der Kathedrale mit Pfarrer Stanislaus ein neuer Priester sei. Homitzki schickte seine Köchin noch einmal nach Schytomyr, um herauszufinden, wer der Priester war. Das geschah fünf Monate nach Beginn meines Dienstes in Schytomyr. Im sechsten Monat kam Pfarrer Homitzki selbst mit einem jungen Priester, Bronislaw Bernatzki (heute ist er Bischof in Odessa), zu meinem Pfarrer Szczypta: „Stasik, aus welchem Grund hast du Josef genommen? Warum ohne Dokumente? Sieh her! Der Priester Bernatzki muss mit Josef nach Riga fahren, damit ich Gewissheit über seine Priesterweihe habe!“ – „Anton!“, sagte mein Pfarrer, „meine Leute sind zum Bischof in Riga gegangen, und der Bischof sagte: ‚Wenn das Regime es erlaubt, nehmen Sie ihn als Vikar‘,“ – „Ich möchte es selbst wissen“, folgte von Homitzki.

Bronislaw Bernatzki und ich fuhren also nach Riga. In dieser Zeit war im Priesterseminar von Riga genau der Zeuge meiner Priesterweihe der *Pater Spiritualis* – geistlicher Vater, doch der Bernatzki wollte nicht zu ihm gehen. Ich weiß nicht, was Bernatzki seinem Vorgesetzten geantwortet hat, aber Pfarrer Homitzki hat mir dann mit seinen Zweifeln Ruhe gegeben. Möge Gott ihn in der Ewigkeit nicht daran erinnern!

Im August 1975 verstarb unser Kandidat von Murafa für das Priesterseminar, Witalik. Ich kam zur Beerdigung. Homitzki sagte zu mir: „Du wirst heute der Hauptzelebrant und Prediger sein, aber zuerst will ich selbst zur Beichte gehen.“ Nach der Beichte sagte er: „Durch diese Beichte erkenne ich dich als Priester an.“

Schytomyr, es liegt 140 Kilometer westlich von Kiew, hatte damals 400000 Einwohner. Vor der Revolution gab es in der Umgebung 120 Pfarrgemeinden mit 200 Priestern. 1922 hatte sich ein Pfarrer wegen Verhören und Verfolgungen selbst mit Benzin übergossen und angezündet. Es gab auch ein Priesterseminar. Seit dem Krieg blieben drei Priester und eine Kirche in Schytomyr.

Im Jahr 1975 begannen wir die Fastenzeit mit dreitägigen Exerzitien. Ich musste predigen, was für mich eine große Herausforderung war, doch der Pfarrer war streng. Als ich vor der Kanzel stand, zitterten meine Füße, mein Atem ging schwer und schnell, und mein Herz schlug in meiner Brust wie ein Hammer. Ich hatte die

ganze Nacht mit der Vorbereitung verbracht und viele Sätze laut wiederholt. Die Predigt verlief langsam, aber die Menschen hörten aufmerksam zu. Erst nach zwei Wochen beruhigte ich mich. Nach zwei Monaten wurde das Predigen für mich zu einem Vergnügen. Während der Fastenzeit war ich oft mit dem Auto unterwegs zu Kranken, die 100 bis 250 Kilometer entfernt lebten. Oft waren viele Menschen um sie herum. Nach den Regeln des Regimes durften bei einem Kranken höchstens fünf Personen sein, aber bei meinen Besuchen waren oft bis zu 100 Leute da. Sie alle wollten beichten und die Sakramente empfangen. Der Besuch eines Priesters war mit Predigten, Katechesen, Beichten und der Heiligen Messe verbunden, alles gegen das Gesetz des Regimes.

Wenn der KGB etwas wissen wollte, kamen seine Leute heimlich zur Kirche. Draußen standen dann zwei oder drei Leute und unterhielten sich, als würden sie auf Bekannte warten. Solche Gruppen von Gläubigen gab es viele. Sie kamen ein- bis zweimal im Monat von verschiedenen Seiten und wollten von Bekannten Informationen erfahren. Einige erzählten Geschichten von einem Priester, der dies und jenes gesagt hatte. Der KGB konnte viele Informationen aus solchen Gesprächen gewinnen. Für meine Besuche musste ich die Erlaubnis des Bürgermeisters einholen. Bereits drei Monate nach Beginn meiner Arbeit gab es in der Stadt Vorträge über mich als jemanden, der die sowjetische Ordnung bricht.

Wenn zwei oder drei Jugendliche in die Sakristei kamen, musste ich sofort zum Bürgermeister gehen, der gewöhnlich schimpfte. Ich musste schriftlich erklären, warum ich etwas getan oder gesagt oder gepredigt hatte. Nachts brachte ich meine Freunde zur „Ökumene“, die weit weg von der Kirche unsere Jugend versammeln konnte. Im Sommer 1975 versammelten sich ständig Jugendgruppen.

Einmal im Monat musste ich zum Treffen mit „meinen Freunden“ zum KGB gehen, das war für mich eine Qual. Im Sommer beschloss ich, nicht mehr an diesen Treffen teilzunehmen. Sie holten mich in der Straßenbahn ab, ganz höflich: Ein Stoß in die Seite: „Wenn du nicht kommst, holen wir dich mit dem Auto!“ Es kam vor, dass ich nach Hause kam und die Jugend bereits versammelt war, nicht nur zum Gebet. Sie führte Missionen durch und brachte ungläubige Freunde mit, damit sie mit mir sprechen konnten. Wir nahmen auch an Treffen mit Protestanten teil.

An Sonntagen nach dem Gottesdienst ging ich auf den Kirchhof, um Leute kennenzulernen, Kontakte zu knüpfen, Fragen zu stellen und Diskussionen zu führen. Oft waren auch Mitarbeiter der Stadtverwaltung dabei. Nach dem Gottesdienst kamen viele Touristen in die Kirche. Ich war immer in der Kirche. Vom Regime wurde mir verboten, Erklärungen abzugeben und Diskussionen zu führen.

Gelegentlich machte ich mit den Jugendlichen Ausflüge in andere Gemeinden. Für die meisten Menschen war ich eine Art Lichtblick. Viele kamen nach Hause, um mit mir zu sprechen. Ich sagte dem KGB kategorisch, dass ich nicht an seinen Treffen teilnehme.

Unter den Jugendlichen gab es bereits drei Kandidaten für das Priesterseminar sowie Mädchen, die ins Kloster wollten. Wie führte ich die Kandidaten nach Riga? Ich brachte heimlich eine Nonne nach Schytomyr und gründete ein Kloster. Ich wusste genau, dass das Regime mich verjagen würde, wenn ich nicht zu den Treffen mit dem KGB kommen würde. Warum hatte ich mich von den Treffen losgesagt? Ein Geheimpolizist wollte, dass ich mit ihnen in eine andere Stadt fahre und sie mir die letzte Abreibung verpassen.

Das letzte Treffen verlief wie gewöhnlich. Ich reagierte nicht auf die Agitation, daraufhin sagte mir der Polizist, dass ich die Eisbären sehen würde. Ich antwortete ihm nicht. Er rief den „Oberbruder“. Es gab auch keinen Kontakt. Dann, nach vier Stunden, riefen sie ihren „Oberoffizier“ an. Das Treffen mit ihm dauerte von 13 Uhr bis 19 Uhr. Ich ging fort, aber eine Woche später gab es bereits das nächste Treffen. Ich sagte meinem Pfarrer, dass meine Mission enden würde, weil ich ihnen vollständig abgesagt hatte. Meine nächste Predigt dauerte 40 bis 50 Minuten und war sehr emotional. Oft weinte die ganze Kirche. Ich betete: „Gott, ich will sterben, gib mir den Tod!“ Am 20. Januar 1976 fand der letzte offizielle Gottesdienst statt. Der Kirchenrat und ich wurden zum Stadtamt gerufen, wo man erklärte, dass man meine ständigen Verstöße nicht länger tolerieren könne.

Ich ging dennoch in die Kirche, dieses Mal zum Chor, und sang die „Supplikation“ (flehentliche Bitte). Nach dem Hochamt wurde sie vom Altar aus mit einer kleinen Aussetzung und dem Segen des Allerheiligsten gesungen, gemäß dem Tridentinum. Die ganze Gemeinde erhob sich. Täglich gingen bis zu hundert Menschen meinerwegen ins Stadtamt. Nach den Regeln der Sowjets galt ein Mensch, der drei Monate lang nicht arbeitete, als kriminell und konnte bis zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt werden. Damals fand ich eine Arbeit als Wächter in einem Kindergarten. Nachts kamen die Menschen zu mir, um mich zu treffen und mit mir zu sprechen.

Das Regime erklärte der Pfarrgemeinde, dass Swidnitzki keine Dokumente hätte, die seine Priesterweihe bestätigten. Man sagte mir: „Fahren Sie nach Riga und bringen Sie ein Schreiben vom Bischof mit, in dem steht, dass Sie alle Prüfungen im Priesterseminar bestanden haben. Dann werden wir Ihre Arbeit wieder erlauben.“ Ich sagte im Stadtamt (des Regimes): „Sie als Kommunisten halten uns Gläubige für dumm, aber Sie selbst betrachten sich als große, gelehrte Männer. Ich habe 23

Jahre lang in sowjetischen Schulen studiert und beanspruche das Recht, mit Ihnen offiziell zu diskutieren. Lassen Sie die Menschen selbst entscheiden, wer mehr gelernt hat, wer also gebildeter ist. Ich fordere Sie zur Diskussion heraus! Ich stelle Ihnen eine Frage, dann fragen Sie mich und so weiter – auf wissenschaftlicher Basis! Sie wollen uns Gläubige für dumm halten und zu den Dummen zählen – aber am Ende werden Sie mit einer langen Nase dastehen.“

Nach meinem Verbot für die priesterliche Tätigkeit war ich einen Monat lang weg. In dieser Zeit sagte das Regime dem Pfarrer, er solle in der Predigt erklären, dass der Priester Josef nach Riga zum Bischof gegangen sei, um das Papier zu besorgen. Er tat es, aber die Leute regten sich auf und fingen an, den Pfarrer zu beschimpfen, weil er dem Regime gehorchte. Das war der Beginn eines Streits. Die Pfarrgemeinde spaltete sich in zwei Gruppen: meine Seite und die andere Seite, die behauptete, dass das Papier für das Regime notwendig sei, sonst würden sie mich nicht mehr als Priester betrachten, sondern nur als Herrn Swidnitzki. Die Leute fragten den Pfarrer: „Warum hat der Priester Josef ein Jahr lang ohne Papiere gearbeitet?“ Alles war still! „Warum hat der Pfarrer einen Priester ohne Papiere akzeptiert?“

Pfarrer Stanislaus schickte Leute zum Bischof wegen meiner Papiere (Priesterausweis). Der Bischof lehnte es kategorisch ab: „Ich kenne Swidnitzki nicht!“ Die Leute kamen zurück und berichteten von Zwietracht und Spaltung in der gesamten Gemeinde. Privat gab der Pfarrer bereits zu, dass er von der Kanzel aus Fehler gemacht hatte. Sechs Monate lang gingen die Leute zum Regime und schlugen vor: „Gut, wir nehmen Priester Josef ohne Dokumente, ohne Papiere, er dient uns und nicht euch Atheisten. Ich ging auch zum Bistum, aber es gab kein Gespräch mit mir. Einige Priester in der Kurie schimpften mit mir: „Du bist ein Dieb! Jesus sagte: ‚Wer durch das Fenster in den Stall eindringt ...‘ Du hast diesen Streit verursacht.“ Nur Professor Janis Pujats stand auf meiner Seite.

Ich klagte bei Gott: „Warum bin ich der Grund für Streit und Spaltung geworden? Warum gab es so viel Gnade und Freude in der Pfarrkirche, und ich bin den Lieben der Anlass zum Streit und zur Spaltung?“ Auch der hiesige Priester war wütend auf mich: „Vor dem Krieg war es still in der Pfarre, aber der ungebildete Priester Josef hat Streit und Spaltung gebracht.“

Der Kaplan Ambrosius von der Stadt Berditschiw, 40 Kilometer südlich, wiederholte diese Worte oft vor den Gläubigen und das fachte die Unruhe weiter an; Menschen richteten und verurteilten aus Neid. „Wie kann ein Priester gegen einen anderen Priester sprechen, wie es über Priester Josef gesagt wurde?“

Die Pfarre hatte schon genug von all dem, wollte was machen, aber was denn? Wenn von Anfang an alle auf kirchlicher und priesterlicher Seite zusammengehalten hätten, wäre es still und friedlich gewesen, aber viele hatten es nicht verstanden und beschuldigten den Pfarrer, der sich einst von der Kanzel aus entschuldigt hatte und gesagt hatte, er hätte nichts gegen den Priester Josef und er hätte nie mit ihm gestritten.

Das Regime sagte den Leuten: „Wir haben nichts dagegen, wenn sein Pfarrer den Priester Josef nicht will.“ Viele hatten Mitgefühl und baten mich um Entschuldigung. „Gehen Sie zum Regime, unterschreiben Sie eine Entschuldigung, und dann wird alles friedlich sein.“ Ich erwiderte ihnen: „Sie hassen mich nicht, weil ich ein Dieb bin, sondern weil ich ein Priester bin!“

Ich habe bereits daran erinnert, dass der Kirchenrat etwas für den Frieden tun wollte. Der Kirchenrat lud mich und die beiden genannten Priester zu einer Versammlung ein – insgesamt über 25 Leute. Der Vorsitzende des Kirchenrats fragte mich, was wir für den Frieden tun sollten? Da die Spaltung und der Streit durch mich entstanden sind, hat Priester Mitzkiewitsch sofort auf mich eingeschrien, dass ich ein Ungelernter sei, kein Priesterseminar absolviert hätte und hier Unruhe und Zwietracht stifte. Wieder ein anderer vom Kirchenkomitee beschuldigte mich, dass ich darauf antworten sollte, was wir gemeinsam zum Guten tun sollten. Der Vorsitzende des Kirchenrats erniedrigte mich vor den Leuten und verleumdete mich. „Herr Batschinski, wenn Sie mich vor drei Leuten neben einem Geschäft verleumden, dann sagen Sie jetzt vor allen hier Versammelten bitte ganz klar alles Schlechte, was ich getan habe, persönlich für Sie und als Vikar. Hier ist auch der Pfarrer, ich möchte meine ‚Verbrechen‘ doch kennen.“ Doch er konnte nichts dagegen sagen.

Dann, während alle saßen, stand ich auf, ging sofort zum Vorsitzenden und fiel auf meine Knie: „Verzeihen Sie mir, wenn ich etwas Schlechtes getan habe!“ Ich wollte ihm die Füße küssen. Doch er stand plötzlich auf und ließ nicht zu, dass ich seine Füße küsse. Nun sprangen alle von ihren Plätzen auf und schämten sich für den Vorsitzenden, dass er einen Priester so weit gebracht hatte. Meine Erniedrigung löste große Aufregung aus. Ich sah Tränen in den Augen vieler Männer, einige weinten still, niemand hatte einen solchen Vorfall erwartet.

Kurz nach dieser Versammlung kam Priester Gladusiewitsch aus Chmelnyzkyj nach Schytomyr und sagte zu mir: „Priester Josef, der KGB von Kiew hat mich gebeten, dir das zu sagen: ‚Fahr fort von Schytomyr!‘ Sie haben gesagt: ‚Wir wollen ihn nicht

vor Gericht bringen – weil er weiterhin in der Nacht Agitation betreibt.’ Es ist besser, wenn er weggeht!“

Ich fuhr zum Ministerium in Kiew, dort wollten sie nicht mehr mit mir sprechen, und dasselbe geschah in Moskau. Mit Neid und Vorwürfen sprachen sie mit mir: „Fahr zurück nach *Pribaltikum* („Pribaltika“ ist ein Begriff, der im Russischen verwendet wird, um sich auf die baltischen Staaten: Estland, Lettland und Litauen zu beziehen). In der Ukraine und in Weißrussland wirst du nicht arbeiten!“

Nach Ostasien

Um des Friedens willen in Schytomyr, verabschiedete ich mich vom Pfarrer und entschuldigte mich für die Unruhe, die ich verursacht hatte – und verließ dann Schytomyr. Für viele war das schmerzhaft, da sie so hart gekämpft hatten. Ich besuchte noch meine Kameraden und reiste dann zu meinen Freunden in Moskau. Dort suchte ich Alexander Wladimirowitsch Men (1935 – 1991), einen russisch-orthodoxen Religionsphilosophen und Priester auf und fragte ihn, ob er nicht durch seinen Bekannten in Brüssel, wo seine Bücher gedruckt wurden, helfen könnte. Ich sagte ihm, dass ich nach Kasachstan reisen würde und falls ich auch dort nicht arbeiten könnte, sollte Hilfe aus dem Westen durch Radiosendungen kommen. Alexander Men versprach, zu helfen. Ich verbrachte einige Tage bei meinen Brüdern und Schwestern aus der „Ökumene“ und reiste dann über die Uralstadt Tscheljabinsk nach Kasachstan weiter.

Ich war in Kasachstan mit Anatolij Gej (später Antonij) zusammen. Ab 1991 war er Generalvikar beim Erzbischof in Moskau und ab 2000 Rektor im Priesterseminar in Sankt Petersburg. Anatoli lebte in der Stadt Koktschetaw. Mit Anatoli haben wir Städte Kustanai, Zelinograd (ehemalige Akmolinsk) und Koktschetaw besucht. Viele Orte in diesem Teil Kasachstans waren ab den 1930er Jahren mit Polen und anderen überbevölkert; mindestens 100000 Menschen. Sie wurden mit Lastwagen in diese Steppen gebracht, um das Brachland zu kultivieren. Stalin meinte es gut: Niemand kam freiwillig hierher. Man brauchte billige Arbeitskräfte! Viele Tausende starben, aber diese Erde erwachte wieder zum Leben. Nach dem Krieg wurden auch andere Gruppen nach Kasachstan gebracht: Ukrainer, Letten, Litauer, Tataren und Koreaner.

Ein religiöses Zentrum in Kasachstan um 1948 war Karaganda. Für die Bevölkerung (die Umsiedler) war die Verhaftung einiger Priester aus Litauen, der Westukraine und aus Lettland ein Glücksfall. Die Leute wussten davon und arbeiteten mit den

Priestern in den Kohleminen zusammen und konnten so kontinuierlich die Sakramente empfangen und ein religiöses Leben führen. Karaganda war sozusagen ein „Vatikan“ und ein „Berlin“. In Koktschetaw und in Zelinograd waren es hauptsächlich Polen und Ukrainer.

Wir besuchten viele Orte in Koktschetaw und Umgebung, das war genau „meine Welt“ – kein KGB-Beamter hat nachgeschaut. In der Stadt Taintscha brachte Anatolij mich als geheimen Studenten zu seiner Tante. Sie fragte mich gründlich aus, obwohl ihre Nichte dabei war. Sie fragte mich, welchen Priester ich kenne: „Kennen Sie Priester Kaschuba Alois, weil er in Schytomyr zu Gast gewesen war?“ Das „Verhör“ dauerte zwei Stunden.

Dann sagte sie: „Kommen Sie jetzt zu unserem Bekannten!“ – und der Priester Kaschuba war da. Der Priester Kaschuba (1910-1977) war Pfarrer in der Stadt Rowno (Riwne). In den 60er Jahren wurde die Kirche geschlossen, und er streifte unter dem Namen „Bruder Serafin“ durch die Dörfer in der Ukraine und im letzten Jahr in Kasachstan von Stadt zu Stadt, aber nur bei Polen. Mehrmals wurde er gefangen genommen und einmal in eine Kolchose in den Bergen mitten in Kasachstan gebracht. Zwei Jahre lang wusste niemand etwas von ihm.

Am nächsten Tag baten mich Gläubige, wegzufahren, weil das Regime die römisch-katholischen Priester registrieren wollte. In den Jahren 1958 bis 1960 arbeitete hier der Priester Dr. Josef Kutschinski – Józef Kuczyński (1904 – 1982) – nach seiner Gefängnisstrafe. 1960 bekam er weitere vier Jahre, das waren bereits 12 Jahre, die er im Gulag verbracht hatte, insgesamt 16 Jahre. Ab 1966 arbeitete er in der Umgebung von Winniza. In Kustanai arbeitete Pater Jesuit Albinas Dumbliauskas, SJ (1925 – 1991), den ich 1972 besuchte. Aber ihm wurde nicht erlaubt, als Priester in Kustanai zu arbeiten. 1976 war Pater Alexander Ben mit Erlaubnis in Kustanai. Fast alle Genannten waren Priester der Diözese Luzk.

Vor der Revolution gab es in Russisch-Kasachstan und Sibirien bis zu 200 römisch-katholische Gemeinden. Nach Koktschetaw fuhren wir nach Makinsk, 110 Kilometer südlich von Koktschetaw. Die Adresse wurde uns von einer Gläubigen gegeben. Es war frostig, minus 25 Grad Celsius, Schnee, an einem Samstagabend. Um 21 Uhr klopfte ich an die Tür und sagte draußen, wer ich bin, von wem ich komme und wer mich hierhergeschickt hat. Wir wurden hineingelassen, begrüßt und bekamen Tee.

Hier lebten die „Schwestern vom kleinen Jesuskind“, deren Provinz in Bayern liegt. Im Jahr 1961 wurden die Schwestern aus dem Kloster in Aglona in Lettland

vertrieben und das Kloster wurde vom KGB geschlossen. Die Schwestern mussten überall Arbeit suchen und zu zweit oder dritt leben. Einige waren im Gefängnis. Es war das erste Mal seit 1958, dass ich sie getroffen habe.

Die Schwestern freuten sich über unseren Besuch. Um 21 Uhr hatten sie die Novene zum Heiligen Geist für Priester beendet, da seit sechs Monaten kein Priester da war. Ein Priester hatte sie von Lettland aus besucht. Ich sprach gerne Lettisch mit den Schwestern und wir feierten die heilige Messe immer auf Lettisch. Sieben Schwestern gingen zur Beichte und Kommunion. Morgens um 9 Uhr kamen Deutsche, um 19 Uhr Kinder und Jugendliche.

Ich schrieb alles, was für die Beichte notwendig war auf Zettel in deutscher Sprache. Am nächsten Morgen wollte ich die heilige Messe für die Deutschen auf Deutsch feiern, mit kleinen Erklärungen auf Deutsch, was für die Leute eine große Freude sein sollte!

Am Sonntag kamen viele Menschen. Ich hörte bis zu 80 Beichten in einem warmen Zimmer, aber die Messe wurde im Zimmer abgehalten und die Leute standen in warmen Pelzen im Abstellraum mit offener Tür. Obwohl ich 10 Jahre Deutsch gelernt hatte, verstand ich hier fast nichts. Die Leute beichteten, während ich auf meinem Zettel nach Übersetzungen suchte. Nach fünf Tagen konnte ich es ohne Zettel. Das Einzige, was mir leidtat, war, dass ich schon vor Jahren ohne Schytomyr hierher hätte kommen können. Gerade hier sehnen sich die Menschen nach den Sakramenten, aber zum Glück missionierten die Schwestern.

Der Priester brachte das Allerheiligste, und die Schwestern trugen es zu den Kranken. Sie bereiteten alles für die Beichte vor, dann: „Ich bekenne Gott, den Allmächtigen ... Reue für die Sünden“ und – Heilige Kommunion! Die Schwestern betreuten auch andere Orte.

Am Sonntagabend gab es etwas für die Jugend und für Kinder – es kamen bis zu 50, das ist mehr als genug. Die Schwestern aus Lettland hatten auch noch einen Platz in der Kaukasusstadt Prochladny.

Nach einigen Tagen fuhr ich nach Zelinograd zu Tante Emma. Ich hatte die Zeit mit den Schwestern sehr genossen. Emmas Familie – drei Personen mit ihrem Mann, eine deutsche Familie von der Wolga! Ihr Haus war ein Zentrum des Glaubens in Zelinograd.

Zum ersten Mal in meinem Leben sah ich eine große Anbetung des Allerheiligsten auf einem Altar in einem anderen Raum. Jedes Mal, wenn Emma das Haus verließ,

öffnete sie die Tür und kniete nieder: „Jesus, segne mich auf diesem Weg oder bei diesen Dingen! Komm herein – sofort zu Jesus! – Danke, Jesus!“ Das tat sie auch, wenn sie einkaufen ging.

Anatolij und ich waren erstaunt, dass wir als Priester noch so weit von einer solchen Praxis entfernt waren. Schließlich berieten wir, wie eine neue Pfarre gegründet werden müsste und was dafür getan werden müsste. Ihr Sohn Viktor gründete sie nach drei Jahren und war lange Zeit Vorsitzender der römisch-katholischen Gemeinde. Er brachte einen Jesuiten, Priester Boleslaw Babrauskas, aus Litauen mit, der eine großartige Arbeit leistete. Später kamen auch Schwestern der Eucharistinerinnen – Dienerinnen Jesu in der Eucharistie – dazu, und in Einigkeit dienten sie den Menschen und Gott.

Im Jahr 1980 besuchte ich Viktor und konnte nicht verstehen, wie viele Deutsche und Polen es dort gab. Alle sangen vor der Wandlung auf Polnisch aus einem kirchlichen Heft, nach der Wandlung sangen alle auf Deutsch. Die Predigt war für Polen, Deutsche und Russen ein Bild echter Ökumene.

In diesen Dörfern arbeitete über mehrere Jahre Professor Dr. Schepezki – Bronisław Rzepecki, ein Dogmatiker aus Luzk. Für sein Doktorat hatte er 17 Jahre im GULAG verbracht! Wir fuhren mit Anatolij weiter nach Karaganda. Zuerst musste ich alle Hauptpunkte kennenlernen, über die ich schon viel gehört hatte. Ich nahm eine Adresse – und dann ging es weiter.

In Karaganda suchten wir schon bei Dunkelheit die Zetkin-Straße, Hausnummer 22. Alles war in Ordnung, Frau Klara, Schwester der geheimen Eucharistinerinnen, empfing uns. Es war Donnerstag. Am Freitag stellte Klara uns dem örtlichen „Prälaten“, dem Bischof Alexander Chira, einem Unierten und dem Priester Josef Schafran vor. Hier arbeitete Pater Albinas schon zwei Monate als Fahrer in der Ambulanz. In seiner Freizeit (12 Tage!) flog er mit dem Flugzeug neben Taschkent noch Slowianka, Krasnojarsk, Nowosibirsk usw.

Es wurde schon lange versprochen, diese Pfarre zu legalisieren. Sonntagmorgen um 6 Uhr gingen wir in die Kirche. Die Kirche sah aus wie ein kleines Häuschen mit zwei Zimmern und einem Anbau aus einer Holzhütte. Bei –20 °C hielt ich die Messe auf Deutsch. Die armen Menschen standen in der kalten Hütte und konnten durch das geöffnete Fenster an der Heiligen Messe teilnehmen.

Wie streng kritisierte das Regime den Westen und die Kapitalisten, während es hier die Menschen wie richtige Sklaven hielt, die alles, ja sogar mehr, verloren haben als bei einem „Tsunami“. Sie waren seit 1976 Sklaven ihrer eigenen Märchen; ihr

„Gott“ wollte es so. Ich wollte in der Predigt weinen und hielt mich fest; Wo waren die menschlichen Gefühle bei unseren Genossen? Es war traurig, aber auch voller Freude – so viele Jugendliche und Männer bei der Heiligen Messe. Nach der Messe baten mich die Leute, hier zu bleiben. Aber ich musste weiter. Wir besuchten noch den Friedhof, das Grab des Priesters Władysław Bukowiński. Er war ein „Titan“ für das große Territorium von Ostkasachstan bis Afghanistan. Gewöhnlich bereitete er alles in der Nacht vor und kümmerte sich hauptsächlich um die sorgfältige Vorbereitung von Hochzeiten und Erstkommunionen. Meistens waren sie zu dritt im Gefängnis: Władysław Bukowiński (1904 – 1974), Bronisław Rzepecki (1906 – 1973) und Józef Kuczyński (1904 – 1982).

Wir flogen zum Balchaschsee und dann nach Alma-Ata. Der Priester dort hieß Georgij Poterejko – von seinen Kirchgehern liebevoll „Pater Jorig“ genannt; ein Unierter aus der Ukraine. Die Kirche bestand aus zwei Zimmern. Es gab ein kleines Treffen mit einer kleinen Gruppe. Mit dem Bus fuhren wir zusammen mit Anatolij nach Frunse. Über Frunse hatten wir in Riga schon gehört. Dort gab es seit 1970 eine registrierte Kapelle und den Pfarrer Michael.

Wir kamen um 23 Uhr an, aber wir schliefen in einem Warteraum. Es gab keinen Frost, aber es war ziemlich kalt für uns, ein wenig Regen mit Schnee. Um 6 Uhr fuhren wir mit dem Taxi nach Talas, eine mittelgroße Stadt im Nordwesten Kirgisiens, zirka 197,8 Kilometer vom Zentrum der Republik entfernt, fast am Staatsrand.

Ein Weg nach Duschanbe, Mittelasien

Wir betraten eine kleine Kapelle mit Balkonen und einem Chor. „Tolik“, sagte ich, „lassen Sie uns einen Platz nehmen, irgendwo in der Ecke, ganz hinten.“ Ich wusste, dass uns der KGB verfolgen konnte, und wollte nicht, dass sie später wissen, wo wir waren. Die Heilige Messe war zu Ende. Durch die Menschenmenge war es nicht einfach, aus unserer Ecke herauszukommen. Von der Sakristei aus kam Pfarrer Michael, der uns als Neue beobachtet hatte, zu uns und fragte sofort: „Sind Sie Priester? Bitte kommen Sie zu mir! Angenehm, Sie kennenzulernen“, antwortete ich. Er hatte auf einen Priester aus Kaunas gewartet und glaubte, dass ich dieser sei.

Unser Treffen dauerte drei Tage. Prälat Michael Köhler wurde 1898 bei Odessa geboren. Er wurde 1924 in Odessa zum Priester geweiht und verbrachte 24 Jahre im GULAG. Nach seiner Befreiung arbeitete er als Baumeister in Anscherodschensk (zwischen Krasnojarsk und Nowosibirsk). Nach seiner Pensionierung

zog er zu seiner Schwester nach Frunse (die Hauptstadt der Kirgisischen SSR, heute – Bischkek, die Hauptstadt Kirgisistans), und das Regime erlaubte ihm, als Pfarrer zu wirken. Er wurde 60 Jahre lang vom Priesterseminar geprägt: Er stand um 6 Uhr auf und ging um 22 Uhr schlafen. Für einen Deutschen war das alles selbstverständlich.

Die Frisur musste so sein, wie sie im Priesterseminar war: keine langen Haare, kein Backenbart. Das Aussehen musste akkurat und schön sein! Offiziell hatte er Pater Bohdan als Vikar (uniert!) und inoffiziell Pater Christophor (uniert!). Pater Christophor war sehr fromm. Er fuhr überall hin, ob es warm oder kalt war. Wenn er versprochen hatte, einen Gottesdienst abzuhalten, ging er auch zu Fuß bis zu 7 Kilometer durch den Schnee. Seine rechte Seite war gelähmt. Er zog zu seiner Schwester nach Oblast Transkarpatien und starb dort im Jahr 1979.

Pfarrer Michael blieb bei Priester Gottlieb. Er war sehr dünn und sprach leise. Einmal um 22 Uhr aß er selbstgekochte Wurzeln, Gräser und Blätter. Nirgends konnte man ihm zu essen geben; er aß nicht bei anderen Menschen. Seine Armut war sehr groß. Er hatte ein ausgezeichnetes Gedächtnis, da er Buchhalter war, und er liebte die Kranken sehr. An zwei Tagen in der Woche war er zu Hause, und er mochte es nicht, mit dem Taxi zu fahren. Er kam mit dem Bus oder zu Fuß – das war seine einzige Fortbewegungsmöglichkeit. Jeden Tag besuchte er Kranke und hielt dort Gottesdienste ab. Besonders in Finanzfragen lehrte mich Prälat Michael einiges. Er hatte zwei Lobbrieve vom „Komitee für Frieden“ in der Sakristei. Das war ein Budget für die Regierung im Kampf gegen die Kapitalisten. Monatlich erhielt er eine Summe von 1000 Rubel aus Opfern. Davon gab er 250 Rubel monatlich an das „Komitee“ ab. Ich verstand seine Situation; 24 Jahre im GULAG zu verbringen bedeutete, dass sein Mut vor den Kommunisten geschwächt war. Er wollte einfach nur in Ruhe leben. Er rechnete genau aus, wie viel er an das Komitee geben musste.

Wir besuchten ihn an einem Montag. Am Sonntag waren Menschen aus Duschanbe dort. Das Regime erlaubte die Registrierung einer römisch-katholischen Gemeinde, und ich kam zur richtigen Zeit. Ich musste einmal im Monat zu ihm kommen, um Anweisungen zu erhalten. Zuerst musste ich Arbeit finden; dann, nach einem Jahr, konnte ich mich öffentlich machen. Er gab mir die Adresse seines Neffen und segnete mich für meine neue Mission. Ich fuhr allein nach Duschanbe. Der Flughafen „Manas“, 40 Kilometer von Frunse (Bischkek), war ein beeindruckender Anblick! Auf der rechten Seite lag flaches Land, während auf der linken Seite 20 Kilometer entfernt im Hintergrund blauer Rauch aufstieg. Diese Berge lagen auf

meinem Weg. Der Flug dauerte zwei Stunden. Um 16 Uhr sah ich die Berge aus 5000 m Höhe durch das Fenster. Das Flugzeug landete in Leninabad (Chudschand), einer großen Stadt, der zweitgrößten in Tadschikistan. Es schneite stark und wir konnten nicht weiterfliegen.

Im Hotel gab es keinen Platz und auch am Flughafen gab es keinen Platz zum Sitzen. Andere Flugzeuge waren ebenfalls hier gelandet. Wir gingen von einer Halle in die andere und fanden kaum Platz auf den Treppenstufen, um uns hinzusetzen.

Am Donnerstag um 11 Uhr war es wunderschön, die Sonne schien, alles schmolz und taute. Ich konnte meine Augen mit dem Anblick der Berge und Gipfel erfreuen. Wer weiß, was Gott für mich hier vorbereitet hat, aber das ist nicht so wichtig; ich erfülle heute meine Aufgabe. Duschanbe lag wie eine riesige Schüssel, umgeben von Bergen und ebener Wiese. Es fühlte sich an wie ein Tag im Frühling!

Ich machte neue Bekanntschaften: Emilija Kraft und Rosa Geier. Sie waren hier die Hauptpersonen bei Beerdigungen, Taufen, Gottesdiensten und der Betreuung von Kranken mit dem Allerheiligsten Sakrament des Altares. Ich lernte auch sofort Eugenius und Matthias kennen. Bei Matthias würde ich bleiben – in seiner Familie lebten fünf Personen.

Das Jahr 1961. Eine gewisse Tante Katharina, 60 Jahre alt, ging von Haus zu Haus und bat: „Wir müssen uns regelmäßig auf dem Friedhof zur ‚Heiligen Messe‘ versammeln. Wenn jemand nicht teilnimmt, werden wir nicht kommen, um ihn zu beerdigen.“

So versammelten sich jeden Sonntag Gläubige am Grab. Das Regime tat alles Mögliche, um zu stören. Die Komsomol-Jugendlichen sprühten Kalk von Bäumen auf die Menschen, machten Lärm und versetzten den Vorbeter in Angst. Doch all das half dem Regime nicht. Dann kamen Vertreter aus Moskau und sprachen mit den Menschen: „Wir erlauben es, kauft euch ein Haus, sucht euch einen Priester und legalisiert euch.“ Einige Katholiken und Mitglieder der „Pfingstgemeinschaften“ operierten weiterhin im Untergrund, aber für alle anderen wurden normale Bedingungen geschaffen, besonders für die Orthodoxen.

An einem Sonntag wussten nur noch vier Personen von einem Priester Bescheid. Ich nahm an einer solchen Messe teil. Es war um 10 Uhr, leise schneite es. Viele Leute, auch Kinder, kamen. Auf dem Grab war ein Altar aufgebaut, darauf ein Kreuz und zwei Kerzen. Der Vorbeter begann mit „Im Namen des Vaters ...“, alle sangen lateinische Lieder wie „Kyrie“ und „Gloria“. Einer las das Evangelium vor, und mein Hausvater, Matthias Wilhelm, hielt eine 25-minütige Predigt auf Deutsch über

das heilige Leben und den Glauben. Es folgten das „Credo“, das „Sanctus“, das „Benedictus“, das „Vaterunser“, das „Agnus Dei“, ein Lied zur Heiligen Kommunion und die Supplikation (Heiliger Gott!) anstelle eines allgemeinen Gebets. Es dauerte anderthalb Stunden, bis wir mit dem „Engel des Herrn“ fertig waren.

Aktivisten versuchten, ein Haus zu kaufen, während ich zu anderen Adressen ging. Als ich zurückkam, war das Haus bereits gekauft, und unser Vorsitzender, Eugenius Funk, hatte meine Bitte vorgetragen. Im Ministerium wurde mir gesagt, dass bereits ein Priester vorhanden sei, und versprochen, dass er am nächsten Tag kommen würde.

Wir kamen zu zweit. Alles war festgelegt, aber ich musste drei Tage warten. Als wir wiederkamen, erhielten wir eine Erlaubnis für zehn Tage. Der Bevollmächtigte machte mich heimlich mit meinem zukünftigen „Schutzengel“, Nikolai Iwanowitsch, bekannt.

Das war am 16. Dezember 1976. Zu Weihnachten mussten wir das Haus für den Gottesdienst vorbereiten, aber das war noch eine langwierige Prozedur. Wir machten mehrere Fenster im Nebenzimmer, damit die Leute den Priester sehen und hören konnten. Der erste Gottesdienst fand am 24. Dezember 1976 um 19 Uhr statt. Zuerst lernten wir uns kennen und dann folgte die Heilige Messe mit Predigt. Zur Beichte kamen nur sehr wenige, aber bei der ersten Heiligen Messe waren bis zu 100 Menschen anwesend, hauptsächlich im Alter von 60 bis 80 Jahren. Wir feierten zwei Tage, der dritte war ein Sonntag. Ich hatte nur wenig Zeit, aber ich musste sie ganz den Menschen widmen. An allen Tagen war ich den ganzen Tag in der Kirche, und die Leute hatten die Möglichkeit, sich mit dem Priester zu verbinden.

Am dritten Tag kam Natalie, eine Litauerin, eine alte Jungfer. Sie lebte schon viele Jahre hier. Ich würde leiden, wenn ich nicht bleiben könnte, aber ich betete voller Hoffnung. Von meinem Wohnort bis zur Kirche waren es fünf Kilometer zu Fuß. Die Heilige Messe wurde auf Deutsch gehalten, und man sang auf Latein. Das Regime erlaubte mir nach einem Monat, meine Arbeit zu beginnen. Es wurde leichter, zu atmen. Bei der Sonntagsmesse predigte Matthias auf Deutsch, ich auf Russisch. Wenn Matthias predigte, weinte er, und auch die Leute weinten. Ich versprach der Gemeinde: „In einem Jahr werde ich auf Deutsch predigen.“

Mein Hausvater (Vermieter), bei dem ich wohnte, stammte aus dem Odessa-Gebiet wie alle Deutschen hier. Im GULAG arbeitete er 12 Jahre in Norilsk und hatte sieben Kinder. Er war im dritten Orden des Heiligen Franziskus und lebte völlig enthaltsam. Alle Feiertage waren vorbei. Viele Jahre lang hatte ich von Bergen

geträumt und sie mir gewünscht; sie waren hier und doch so nah, nur ein paar Kilometer entfernt.

Frühmorgens fuhr ich mit dem Bus aus der Stadt heraus und ging zu Fuß weiter durch das Feld. Ich war bereits vier Stunden unterwegs, und die Berge schienen immer noch genauso weit entfernt zu sein wie zu Beginn, viel zu weit von mir entfernt. Schon passierte ich den letzten Kischlak. Nach etwa 20 Minuten stand ein Tadschik vor seinem Haus und betrachtete mich: „Aschalom Aleichem, warum gehst du zu Fuß? Nimm ein Pferd und fahre, wenn du ein Geologe bist.“ Er schien sich dafür zu interessieren, ob ich Erde oder Steine erforschte. – „Ich erforsche Steine.“ „Komm herein, ruh dich aus und iss etwas, dann kannst du weitergehen.“ Doch ich wollte die Berge erreichen: „Gut, ich komme gerne herein, wenn ich zurückkomme“, sagte ich.

Die Hügel streckten sich vor mir wie Wellen auf dem Meer. Beim Hinaufklettern musste ich fast meine Hände benutzen, während ich beim Hinabgehen lief. Die Berge vor mir waren immer noch 8 Kilometer entfernt, und die Sonne war bereits tief am Horizont. Ich musste umkehren, solange ich noch das Tageslicht hatte, sonst hätte ich mich in der Dunkelheit verirren können.

Es fiel mir schwer, in meinem Inneren aufzugeben, aber in dieser Situation musste ich es tun. Der Tadschik hatte im Hof gearbeitet, als hätte er auf mich gewartet. Ich kam gerne herein. Meine Neugierde war groß: „Wie lebt ihr hier?“ Es gab keinen Tisch, das Bett stand an der Wand in Stapeln, und auf dem Boden lag ein Teppich. Nach kurzer Zeit kam die Tochter herein (eine 14-Jährige), schön gekleidet mit einem gefärbten Tuch auf dem Kopf, das mit einer roten Blume gebunden war und legte das Essen vor uns ab. Der Hausherr machte eine kurze „Namos“ (Gebet) und löste das Tuch: Tee, Fladenbrot, Zucker. Ich aß, denn den ganzen Tag über hatte ich kein Wasser, nur Schnee in den Bergen. Der Durst war unerträglich. Der Tadschik lud mich ein, zu bleiben: „Morgen kannst du gehen; ruh dich etwas aus!“ „Nein, niemand weiß, wo ich bin, ich muss nach Hause zurück.“ Es war bereits dunkel, als ich ging und der Durst ließ mich nicht zur Ruhe kommen. Ich suchte nach einer Pfütze, um zumindest meine Lippen mit Wasser zu benetzen, denn sie waren sehr trocken und rissig, aber ich fand nichts. Das Fladenbrot war viel zu salzig.

Zu meinem Glück kam ein Lastwagen aus dem Dorf, hielt an und der Chauffeur rief mich herein. Ich stieg ein. Der Fahrer hatte mich durch das Feld gehen sehen, er hatte schon mehrmals Waren in den Kischlak (Dorf) gebracht. Er lachte herzlich über meine Geschichte, bis zum Tod war ich völlig erschöpft. Zu Hause lachten sie

über mein „Abenteuer“. 15 Tage lang litt ich unter Fußschmerzen und die Berge ließ ich zwei Jahre lang in Ruhe.

Meine „Schutzengel“ wollten mich unbedingt einmal im Monat sehen, während ich als Sklave kaum Lust hatte, zu diesen Treffen zu gehen. Doch ich ging, denn wie könnte ich sonst länger Teil dieser neuen Pfarre sein. Jedes Mal fühlte es sich an, als ginge ich zum Gericht oder zur Verhaftung. Bis jetzt musste ich mich immer verstecken. In die Kirche kamen immer mehr Menschen, aber sehr wenige Jugendliche (1, 2, 3). Die Kinder von der Straße schlugen Fensterscheiben ein. Was konnte ich tun? Gott, gib mir Verstand! Ich nahm Gummibärchen und Bonbons, ging oft zu den Kindern, schenkte ihnen Süßigkeiten und bat sie um Hilfe: „Wir sind jetzt Freunde, helft mir bitte, die Fenster nicht mehr einzuschlagen.“ Solche Vorfälle kamen zum letzten Mal vor.

Ich kam um 6 Uhr in die Kirche, die Heilige Messe begann um 8 Uhr. Ich sprach ganz einfach vor dem Allerheiligsten: „Du hast mich hierhergeschickt, nicht nur um zu beerdigen. Die Menschen könnten ohne mich leben, aber ich bitte um Jugendliche und Kinder, und Du kannst mir das nicht verweigern. Ich bin nicht von selbst hierhergekommen, Du hast mich geschickt, ich bitte Dich, gib mir die Jugend!“ Ich fastete die ganze Fastenzeit mit Brot und Quark.

Vor Ostern bereiteten wir eine feierliche Prozession vor. Die Jugendlichen trugen weiße Kleider mit Schleiern. Wir errichteten schnell eine Holzumzäunung entlang der Hauptstraße. Jeden Sonntag nach der Messe fand ein Gespräch mit der Pfarre statt, Katechismus und Kontakte wurden gepflegt. Nach dem neuen Jahr sagte ich, dass bei Katholiken keine Erinnerungen an Schnaps mehr gemacht werden sollten. Wo es Schnaps gibt, da wird kein Priester kommen und kein Gebet gesprochen. Anfangs fiel es den Menschen schwer, aber nach einem halben Jahr wurde es zur Regel.

Die Vorbereitungen waren sehr tiefgründig und feierlich. Jeder musste den Katechismus durchgehen, um zur Beichte zu gehen: Alles musste von Anfang an eingeführt werden und das sollte ein Leben lang bleiben. Die gesamte Gemeinde kam aus Odessa und der Umgebung, aus der Südukraine.

Ostern. Zwanzig Mädchen im Alter von 17 bis 24 Jahren sind schön gekleidet. Das war eine Überraschung – so etwas hatte man noch nie gesehen! Ich organisierte das jeden Sonntag zwei Wochen lang, und allein wegen der Prozession kamen über 50 Menschen. Die Mädchen wollten sich für einen möglichen Bräutigam präsentieren und sich zeigen, und nur in der Kirche gab es diese Möglichkeit. Wir nähten neue

Kleider, nur für die Jugend! Im Frühling hatten wir bereits 600 Besucher. Entlang unserer Kirche errichteten wir ein Podium unter einem Dach ohne Wände, und wir öffneten die Fenster, sodass die Leute alles hören konnten. Ich begann damit, die Bibel mit den Menschen und der Jugend zu lesen. Ich unterrichtete die Pfarre darin, die Vesper zu singen und das *Te Deum laudamus*. Innerhalb eines Jahres erstellte ich eine Tafel für die Leute mit allen Litaneien und den Vorbereitungen für die Sakramente sowie dem damit verbundenen Wissensstand.

Dabei gab es auch eine Tafel für diejenigen, die kein Deutsch lesen konnten. Alle Deutschen mussten es können, und ich überprüfte es selbst. Jede Tafel (A4) hatte eine Folie dazu. Es gab insgesamt 30 Tafeln, und sie waren alle gleich gestaltet. Wer kein Gebetbuch hatte, konnte von diesen Tafeln den Katechismus und die Gebete ablesen. Im Jahr 1979 kamen 1200 Menschen aus der Stadt Duschambe zur Osterbeichte. Ich wollte eigentlich an einen Ort außerhalb der Stadt gehen, aber das Regime erlaubte es nicht.

Dann fand ich eine neue Lösung. Für meinen „Schutzengel“ Nikolai Iwanowitsch sagte ich: „Sieh her, ich darf keine Orte mehr besuchen. Aber von diesen Orten kommen Menschen 100 bis 200 Kilometer weit. Ich bin hier schon seit zweieinhalb Jahren, um zu taufen, auch von anderen Städten. Es gibt keine Hochzeiten. Ich frage die Leute in der Region: „Warum bekommt ihr keine Babys?“ Sie antworteten mir, dass ihre Kinder bereits von Priestern aus Litauen und Unierten aus der Ukraine getauft wurden. Ist es besser für euch, wenn es zwei römisch-katholische Kirchen gibt – eine offizielle und eine im Untergrund? Ihr wisst genau, wie feindlich die Unierten und Litauer für das Regime sind. Es wird für sie nicht besser, wenn es eine offizielle Kirche gibt, denn dann werden sie wissen, was ich tue und sage.“ Nach einer Woche sagte er mir, dass wir eine Entscheidung treffen werden. Seit dem Frühling habe ich sieben Orte besucht, seit 1978 sind es acht. Ich wollte so viel und so gut wie möglich die Menschen im Glauben festigen. Zum KGB sagte ich: „Warten Sie noch etwas, ich bin noch schwach, ich kenne die Leute noch nicht gut genug und kann nicht sagen, was für sie wichtig ist!“

In zwei Jahren habe ich ständig die genannten Orte besucht. Für meine Unterstützung hatte ich über 20 Katecheten vorbereitet und einige von ihnen habe ich in andere Städte auf geheime Missionen geschickt. Seit 1979 wurden bereits sieben Jugendgruppen in Hauskirchen versammelt. Eine Versammlung fand immer einmal in der Woche mit der Bibel und einem verkürzten Rosenkranz statt. Zu dieser Versammlung luden wir Bekannte ein, eine Gruppe von bis zu zehn Personen. Jeder Moderator (Ältester) kam einmal im Monat mit Fragen zu mir.

War die Gruppe größer als 16 Personen (Familien mit verschiedenen Berufen), dann halfen wir zusammen, wenn irgendwo etwas passierte – Reparaturen, Wasser, Dach, Boden, Wände und so weiter. Diese Hilfe galt auch für andere, sogar Ungläubige und Kranke. Unsere Gläubigen hatten über mehrere Jahre einer orthodoxen alten Frau ständig geholfen. Die Jugendlichen besuchten sie mit Gebeten und Liedern. Unsere Gemeinde bestattete sie, aber ein orthodoxer Priester verabschiedete sie.

Sie (Feodosia) hatte sich sehr positiv über unsere Kirche geäußert. In der orthodoxen Kirche lobten uns Katholiken mehrere Leute immer wieder. An Feiertagen kam eine ganze Delegation mit ihren Geistlichen, die oft bei uns predigten und ich war auch bei ihnen.

Im Jahr 1979, im Monat Mai, einigten wir uns mit unserem Vorsitzenden Eugenius: Alles, was zur Baustelle gehört, nimmt er in die Hand. Zwei Jahre lang baten wir um Erlaubnis, unser Haus in eine Kirche umzubauen. Die Obrigkeit war dagegen. Also machten wir Folgendes: Der 1. Mai, der auf einen Montag fiel, war ein Feiertag, und dazu kam der freie Samstag davor, also hatten wir ziemlich lange Zeit. Von Freitag 17 Uhr bis Mittwoch hatten wir fünf Tage Zeit, zu arbeiten – der Vorsitzende packte selbst an.

Das Haus bestand aus ungebrannten Ziegeln aus Lehm. Wir überzogen es mit einer Folie, damit man nicht sehen konnte, was wir machten. An einem Tag stand das Haus ohne Wände, nur auf Stelzen. Wir gruben schnell neue Fundamente aus und bauten innerhalb von drei Tagen Wände, die höher waren als die Fenster. Die Nachbarn hatten bereits eine Beschwerde beim Stadtamt eingereicht. Eine Kommission der Obrigkeit kam und ich blieb im Zimmer. Mein Eugen (70 Jahre alt und taub) war dabei. Die Kommission schimpfte laut, dass man ohne Erlaubnis baute. Eugenius schrie mehrmals: „Beim letzten Mal haben Sie bei unserem Gespräch ‚Ja!‘ gesagt!“ Die armen Besucher schrien umsonst, denn Eugenius fragte oft: „Was haben sie gesagt?“ Die Gäste waren gegangen, aber sie hatten streng verboten: „Keine Ziegel ohne Erlaubnis!“

Im Jahr 1980 setzten wir uns für eine Baugenehmigung ein, die wir jedoch erst nach sechs Monaten erhielten. In der Zwischenzeit legten wir abends weiter zwei bis drei Reihen Ziegel und verputzten sie mit Lehm, als wäre es bereits eine alte Reihe. Im Oktober erlaubte man uns schließlich den Bau, und anderthalb Monate später hatten wir ihn abgeschlossen.

Täglich kamen bis zu 100 Menschen, insbesondere Jugendliche. Nach der Arbeit in der Stadt kamen sie gegen 19 oder 20 Uhr und blieben bis 24 oder 1 Uhr. Die Baustelle wurde den neuen Gläubigen überlassen, da auch die Nachbarn um Hilfe

gebeten hatten. Von Mai bis Ende Oktober feierten wir die Heilige Messe zwischen den Ruinen. Oft war das Regime bei uns und bat uns, nicht laut zu singen, da die Straße nur 10 Meter entfernt war. Im Geheimen betete ich: „Singt laut, lasst sie es hören!“

So beendeten wir den Bau in Duschanbe und begannen in Kurgan-Tube, 100 Kilometer Richtung Afghanistan. Unsere Kirche konnte bis zu 400 Menschen aufnehmen – 22 mal 11 Meter mit Nebenbalkonen. Die Erstkommunionen und die Hochzeiten waren sehr feierlich. Nach einer Hochzeit versammelte sich die gesamte Pfarre immer bei Tee und Kuchen. Während des Teetrinkens begrüßten die Kinder und Jugendlichen die neue Familie mit Gedichten und Liedern. Die Brautleute luden alle unsere Jugendlichen zur Hochzeit ein. Wenn sie einen Priester bei der Hochzeit wollten, mussten sie eine alkoholfreie Hochzeit feiern.

Ich lud jeden in unserer Gemeinde zu persönlichen Gesprächen ohne Beichte ein. Zur Firmung bereitete ich Menschen ab 16 Jahren zwei Jahre lang vor. Für die Firmung mussten sie eine Prüfung ablegen und eine Vielzahl von Dingen auswendig können:

- 1) Vater unser
- 2) Gegrüßet seiest du, Maria
- 3) Ich glaube
- 4) 10 Gebote Gottes
- 5) 5 Gebote der Kirche
- 6) Hauptglaubenswahrheiten
- 7) 7 Heilige Sakramente
- 8) 5 Bedingungen zur Beichte
- 9) Die Hauptsünden
- 10) Fremde Sünden
- 11) Himmelschreiende Sünden
- 12) Sünde gegen den Heiligen Geist
- 13) Die Haupttugenden
- 14) Die Theologischen Tugenden
- 15) Die Göttlichen Tugenden

- 16) Die guten Werke des Leibes
- 17) Gute Geistliche Werke
- 18) Die Stationen des Kreuzweges
- 19) Die Rosenkranzgeheimnisse
- 20) Hymnus der Liebe 1 Kor. 13
- 21) Auswendig lernen: Mt 5, 1 – 12 und den Segen
- 22) Durchlesen des Neuen Testaments
- 23) Alle Bücher von Neuen und Alten Testament nennen können
- 24) Die Hierarchie in der Römisch-Katholischen Kirche (vom Diakon bis zum Papst)

Die ganze Gemeinde brachte Rosen mit, um sie den Gefirmten zu schenken, und anschließend feierte die gesamte Kirche im Kirchhof.

Während der Ferien schickte ich Schüler im Alter von 16 Jahren und Studenten dorthin, wo ich selbst nicht missionieren konnte. Ich hatte nicht erwartet, wie viel Freude es für sie bringen würde, wenn sie mir von ihren Missionsaktivitäten berichteten. „Priester Josef, wir waren die ganze Nacht mit Jugendlichen spazieren und erzählten ihnen vom Glauben und von unserer Kirche. Die Jugendlichen haben uns gebeten wiederzukommen.“

In der Pfarre übertrug ich Aufgaben an Männer und Frauen. Wenn ich abwesend war, mussten sie Predigten aus einem Buch vorbereiten und den Menschen in der Kirche erzählen. Zu Weihnachten führten die Jugendlichen ein lebendiges Krippenspiel auf. Unter den Jugendlichen waren 30 „Schauspieler“. Sie führten die Passion vom Leiden und Tod Jesu auf, das Geschehen vom Letzten Abendmahl bis zur Auferstehung. Das geschah an Karfreitagen und Karsamstagen und nach dem Paschafest nicht nur in Duschanbe, sondern auch auf dem Land (in den Dörfern).

Ich schloss die Kirche ab. Im Hof gab es einen Wächter, der bei Annäherung von Beamten sofort ein Signal gab und in einer Minute war alles verschwunden. Nach jeder Szene bei solch einem Schauspiel zitterte ich vor Angst, dass uns das Regime erwischen könnte. Gemäß den sowjetischen Vorschriften war das kriminell: „Aufwiegelung von Fanatismus unter den Gläubigen“.

Am 4. Januar 1980 kam Prälat Köhler zur Kirchweihe. Bis zu diesem Zeitpunkt waren bereits zwei Kirchen fertiggestellt: in Duschanbe und Kurgan-Tjube. In

Duschanbe fand die Weihe am Sonntag, den 5. Januar, und in Kurgan-Tjube am 6. Januar statt. In der Stadt Wachs, auch bekannt als Bochtar (20 Kilometer von Kurgan-Tjube), war eine hölzerne Kapelle mit den Maßen 7 mal 25 Meter bereits vollständig. Nach unserem Verständnis gab es somit drei Kirchen.

Prälat Köhler hängte mir im Hochamt ein Kreuz um und sagte: „Pater Josef, Sie hätten in der Sowjetunion 10 Jahre Gefängnis verdient. Das Regime wird eine Gelegenheit finden und Sie absetzen.“ Sicher. Ich habe sieben Punkte nicht „gemeldet“. Die Behörden waren auf mich wütend: „Du bist doch kein Baptist!“, wurde mir im Ministerium oft gesagt. Meine geheime Gruppe beim KGB hatte es bereits erkannt.

Ich wusste, dass das Regime mich vertreiben konnte. Ich lud junge Priester ein, einen ehemaligen Ministranten meines Freundes Franz Karasiewitsch. Das war im Sommer 1980. Jan Pawel Lenga (er wurde Bischof von Karaganda!). Ich feierte an einem Sonntag seine Primiz und entdeckte ihn damit „offiziell“. Er kam nach Kurgan-Tjube und blieb dort sechs Monate. Der Priester Lenga brachte seinen Freund, den Priester Johann Bielecki – ks. Jan Bielecki – mit, dem ich ebenfalls die Primiz verlieh. Priester Bielecki hatte zwei Jahre lang das Untergrund-Priesterseminar besucht. Ich machte ihn zum Küster in Duschanbe, ebenso wie Toli Iwaniuk (heute Priester in Georgien).

In Riga bat ich den Priester Janis Pujats (heute Kardinal!), dass sie uns für ein Jahr auf unseren Einsatz in Mittelasien vorbereiten sollten, solange ich extern in Duschanbe bin. Wladislaus wurde 1981 geweiht. Der Priester Lenga arbeitete sechs Monate lang gut, dreimal mehr Jugendliche und Kinder kamen als bei mir. Zu Ostern 1981 zur Erstkommunion waren 93 Kinder da. Das Regime konnte das nicht dulden und jagte ihn weg. Er blieb in Kasachstan. An seiner Stelle wollten wir Johann Bielecki. Die Leute aus Kurgan-Tjube demonstrierten für ihn vor dem Gebäude des Ministeriums, aber das Regime wollte nicht.

Er feierte die Heilige Messe. Man rief ihn vom Stadtamt an: „In zwei Stunden müssen Sie gehen!“ Die Leute kamen mit dem Bus nach Duschanbe zum Regime, etwa hundert Menschen. Zum Priester sagte man: „Ja“, aber dann rief man ihn an und sagte: „Nein“ – er solle gehen! Nach der Demonstration vor dem Stadtamt sagte man, sie sollten mit dem Priester Johann nach Kurgan-Tjube fahren, sie würden nachkommen und sprechen.

Um 15 Uhr kamen sie. Im Hof warteten bereits 50 Leute. Das Regime begann zu reden: „Geehrte Genossen, in Ihrer Bibel steht geschrieben, dass in den letzten

Zeiten falsche Propheten kommen würden. Wenn ein Priester kein Dokument hat, ist er ein falscher Prophet.“ Kaum war diese Rede beendet, fingen alle an zu schreien: „Wie lange wird uns die Sowjetmacht quälen?“ Unsere Männer standen unten beim Tor, um niemanden hinauszulassen. Kinder sprangen herum und beschimpften sie als „dumm“. Sie würden niemanden herauslassen, bis man verspreche, uns in Ruhe zu lassen. So setzte sich der Priester Bieletzki mit Kraft durch. Die Männer vom Regime versprachen nur etwas aus Angst vor den Menschen.

Der Priester Wladislaus blieb nach seiner Weihe in Riga in Winniza. Nach kurzer Zeit kam der Priester Kasimir (eigentlich Kasimiras, er war ein Litauer!). Auch er war aus dem „Untergrund“. Eines Abends kam er spät. Ich wollte ihn in Leninabad – der zweiten Stadt nach Duschanbe – abmelden. Von Zeit zu Zeit besuchte ich diese Gemeinde, die noch kaum registriert war, aber mit Erlaubnis der Stadt. Dem Priester Kasimir erzählte ich von der Situation in Leninabad und wie er vorsichtig vorgehen müsse, aber nicht sofort. Die Litauer hatten Erfolg, indem sie sich nicht an den Kommunisten rächten. 90 Prozent waren Katholiken, davon 400 Priester geheim und 800 offiziell. Die Litauer kämpften ohne Waffen, nur mit Beharrlichkeit, gegen das Regime.

Wladislaus hörte gut zu, aber folgte keinem meiner Ratschläge. Als 25-Jähriger glaubte er, es besser zu wissen, weil er außerdem Mönch war. Am ersten Sonntag begann er feierlich mit einer Predigt (zu scharf!). Wenn das einmalig wäre, wäre es gut, aber er sollte länger bleiben. Das Regime war verärgert, dass Menschen ohne ihre Erlaubnis beteten. Der Priester Kasimir blieb nur zwei Wochen und konnte nicht länger bleiben. Er ging von Familie zu Familie und kam dann zu mir.

Ich rief beim Stadtamt an: „Sie haben mich gebeten, Sie sofort zu informieren, wenn ein Priester kommt. Ich mache das. Wenn Sie wollen, können wir zu Ihnen kommen. Er ist gerade angekommen, sagt er, direkt aus Litauen.“ Wir gingen zu zweit. Er war der Erste, der drankam, ich blieb und wartete. Er sagte, dass es die Leute von Leninabad in Kaunas gewesen seien und ihn eingeladen hätten. Er sei gerade heute in der Früh gekommen und habe mich kennengelernt, um zu lernen. Er war etwa 30 Minuten drinnen.

Pater Kasimir kam sehr traurig heraus und der Oberdiener rief mich mit einem bösen Gesicht herein. Ich setzte mich zu den beiden Bevollmächtigten. Ohne Begrüßung begannen sie sofort, auf mich einzuschreien: „Du willst das ganze Baltikum aus dem Untergrund hierherziehen, morgen fährst du von hier weg, wir werden dir zeigen, was passiert, wenn du dich gegen die Sowjetunion engagierst!“ Ich konnte nur einige

Worte dagegen sagen, aber ich konnte ihnen nicht sagen, dass er gekommen war. Ich hatte es ehrlich gemacht, wie es richtig war, wie sie mir gesagt hatten, und ich blieb schuldig. Sie sagten zu mir: „Geh weg von hier, und morgen bringst du die Dokumente und verschwindest!“ Wir verließen das Amt, aber vor Aufregung konnten weder er noch ich mit der Straßenbahn nach Hause fahren. Stattdessen entschieden wir uns, die 5 Kilometer zu Fuß zu gehen. Am nächsten Tag beruhigten sich unsere Bevollmächtigten, und ich durfte auf meinem Posten bleiben.

Der Priester Kasimir war nun fort, aber er hätte bei den Menschen bleiben können und für sie da sein sollen. So haben wir einen wertvollen Mitarbeiter verloren. Als er zurück in Litauen war, verbreitete er unter meinen Priesterkollegen Gerüchte über mich: „Seid vorsichtig vor Pater Josef, er arbeitet mit dem KGB zusammen, usw.!“ – und diese Gerüchte verbreiteten sich schnell.

1981 lud uns der Sekretär des Bischofs, Priester Janis aus Riga, alle (vom Untergrund!) zu Exerzitien ein. Ich war allein auf der Liste zusammen mit allen 70 aus Lettland und der Ukraine. Meine Autorität war diesmal hoch. Priester Janis hatte mich schon oft wegen meiner pastoralen Arbeit gelobt, aber ich wusste nicht, wie er alles erfahren hatte.

Vor „Nikolai Iwanowitsch“ habe ich gesündigt. Es kamen Priester aus der DDR als Gäste nach Duschanbe. Der KGB hatte mich darüber informiert. Und als sie schon in Duschanbe waren, habe ich durch Gläubige sagen lassen, sie sollten nicht zu mir kommen. Dennoch kam einer um 21 Uhr. Es war Herbst und es war dunkel. Um 22 Uhr war er wieder gegangen. Später wurde ich über die Gäste befragt. „Bei mir waren keine Gäste“, antwortete ich. Fünf Tage später wurde die Frage erneut gestellt: „War ein Gast bei Ihnen?“ „Nein“, antwortete ich. Es war klar, dass sie über den Gast Bescheid wussten. Zwei Wochen vergingen und „Nikolai Iwanowitsch“ sagte zu mir: „Sie lügen mich an!“ Aber was genau ich gelogen hatte, sagte er nicht.

Das zeigte mir Folgendes: Es war verboten, die Stadt Kumsangir, 20 Kilometer von der afghanischen Grenze entfernt, zu besuchen. Ich war kaum einmal illegal dort gewesen, aber es mein Fehler. Dieser war so oder so nicht von großer Bedeutung.

Später sagte der KGB erneut: „Drei Jahre lang haben Sie gebaut und in der Nacht Gottesdienste abgehalten, und wir haben keine Schwierigkeiten gemacht. Bei Ihrem Kirchenbau waren nur 20 Prozent ehrlich, alles andere war gestohlenes Material!“

– „Nein“, antwortete ich, „bei uns gibt es für jeden Nagel Dokumente!“

„Josip Antonowitsch, Sie haben den KGB getäuscht und hintergangen!“

– „Nikolai Iwanowitsch, warum bewerten Sie Ihre Arbeit so niedrig? Ich bin zu allen Treffen gegangen!“

„Aber was haben wir von diesen Treffen Wichtiges erfahren?“
Der KGB begann einen Streit mit mir.

Ein Konflikt

Für meine Jugendlichen war ich sehr aktiv. Einmal im Jahr schickte ich bis zu zehn Personen mit dem Flugzeug ins Baltikum zu meinen Priestern (entweder nach Riga oder Vilnius), um ihren Glauben zu stärken. Ich bezahlte die Hin- und Rückflugtickets dorthin. Die Route Duschanbe – Riga kostete 24 Rubel.

Zwei ältere Damen, beide über 40 Jahre alt, schrieben anonym fünf Briefe aus Eifersucht an Prälat Michael. Er zeigte sie mir und sagte, das sei das Werk des KGB gegen mich. Was stand in den Briefen? „Herr Prälat, Priester Josef schläft mit 16-jährigen Mädchen, zwei davon sind bereits von ihm schwanger. Bitte kommen Sie hierher und bringen Sie Ordnung!“ Zuvor hatten mir diese beiden Freundinnen hintereinander gesagt: „Priester, ich liebe dich sehr!“ Beide äußerten dasselbe. Von meiner Seite aus gab es keine Worte oder Reaktionen und meine Ignoranz erregte Neid. Nach vier Monaten fuhr eine Familie nach Frunse und sagte in der Kirche: „Wir möchten im Namen der gesamten Gemeinde Grüße und Glückwünsche für Prälat Michael überbringen. Jawohl!“ Rosa stand vorne und sagte: „Überbringen Sie ihm, er soll kommen und Ordnung schaffen!“ Ein Verdacht fiel sofort auf mich.

Ich sagte zu einer Frau: „Bitte sagen Sie Rosa, sie solle für Sie ein Gebet oder ein Lied abschreiben.“ Ich teilte ihr meine Absicht mit. Beim Vergleich der Schreiben stellte ich fest, dass die Fehler identisch waren. Ich rief Rosa in die Sakristei und zeigte ihr mit Überzeugung ihre fünf Briefe mit Anschuldigungen gegen mich. Am Anfang leugnete sie: „Nein!“, dann gestand sie: „Ja, das war ich.“

„Jetzt hat Rosa ein Jahr lang keine Beichte und Heilige Kommunion in dieser Kirche“, sagte ich. Beide, Rosa und Maria, fuhren nach Frunse, entschuldigten sich beim Prälaten und berichteten ihm von der Strafe, die ich ihnen auferlegt hatte. Er schrieb einen Brief für mich, in dem er mich aufforderte, die „Strafe“ aufzuheben. Ich antwortete ihm: „Weil es nicht nur mich betrifft, sondern auch die genannten zwei Mädchen unschuldig sind und die Eltern nichts davon wissen – wenn sie von diesen Briefen wüssten, wäre es sehr traurig für Rosa und Maria. Deshalb halte ich mein Wort. Wenn sie in dieser Zeit sterben sollten, würde ich die Beichte abnehmen.“

Prälat Michael schrieb einen Brief für mich und den Kirchenrat. Das Kirchenkomitee sollte mich zwingen, seinen Befehlen zu gehorchen. An mich

schrieb er: „Für deinen Ungehorsam verhängt die Heilige Römisch-katholische Kirche eine sechsmonatige Suspension über dich. Du darfst keine Sakramente spenden, außer Sterbenden die Beichte und die Heilige Kommunion zu bringen.“ Ich rief sofort nach Riga zu Janis Pujats (Generalvikar) und fragte: „Woran soll ich mich halten?“ Er antwortete: „Arbeite weiter, er hat kein Recht!“ Das Kirchenkomitee antwortete dem Prälaten: „Wir mischen uns nicht in priesterliche Angelegenheiten ein.“

Ich fuhr selbst zum Prälaten und sagte: „Nehmen Sie die Suspension zurück!“ Er antwortete: „Das habe ich längst getan, jedoch ohne schriftliche Bestätigung.“ Das Hauptanliegen des Prälaten war, dass ich einmal im Monat zu ihm zur Instruktion kommen sollte. Im Sommer war dies aufgrund der Flugverbindungen unmöglich. In Briefen warf er mir oft vor: „Hoffart, Mangel an Demut, Sturheit und Ungehorsam.“ Auf diesen Brief antwortete ich ihm: „Lieber Herr Prälat, aus Ihren scharfen Briefen an mich sehe und spüre ich Ihre Liebe zu mir: ‚Wer neckt, der liebt.‘“ Er war zufrieden und schrieb mir: „Von jetzt an bist du für mich Timotheus!“ Er war immer allein. Pater Gottlieb fragte morgens nach der Messe nach etwas und ließ ihn dann den ganzen Tag bis 20 Uhr allein.

Mit dem „Sowjetischen Komitee zur Verteidigung des Friedens“ war es ganz einfach. Jeden Sonntag spendeten wir 400 Rubel, davon gaben wir dem Komitee im Jahr 100, manchmal 70 Rubel. Offiziell gaben wir für das Stadtamt 200 Rubel, manchmal 150 Rubel, an. Ich kann das vergleichen – 250 im Monat in Frunse, im Jahr 3000 (in die Luft)! Ich sagte dem Komitee: „Ich werde niemals einen ‚Belobigungsbrief‘ haben, und ich brauche keine von Kommunisten. Ihre Praxis gilt nur für Sie.“

Zwei Jahre lang bereitete ich meine Jugendlichen auf Treffen mit den Baptisten vor. Sie mussten alle Bibelzitate kennen und auf alle Fragen biblisch antworten können. Meine Jugendlichen besuchten die Baptisten, und die Baptisten besuchten uns. Ich war bereits vier Jahre in Duschambe und ermutigte die Menschen, geistlich höher zu stehen. Viele rauchten noch. An einem Sonntag lud ich viele dazu ein, mit mir zu fasten, um für Raucher zu beten. Denn im Katechismus von Franz Spirago (Tridentinum!) stand klar geschrieben: „Freiwillig Schaden für die Gesundheit.“ Wir tranken nur zwei Liter gekochtes Wasser pro Tag. Ich fastete und betete. Es war bereits der 15. Tag des Fastens, – 20. Tag im Monat, und von 300 Personen am Anfang blieben nur 15 übrig. Später bedankten sich viele bei mir dafür. Wer vor einem Monat nicht mit dem Rauchen aufgehört hatte, wurde von mir nicht zur Beichte zugelassen. Zusammen mit den Baptisten feierten wir Hochzeiten bei den

Katholiken, denn bei den Baptisten gab es die schöne Tradition, sie ausschließlich mit Gott zu feiern. Alle Jahre kämpfte ich darum, dass zu Neujahr so viele Leute in die Kirche kamen wie an einem gewöhnlichen Sonntag. Die Feier zum Neuen Jahr am 1. Januar 1980 dauerte die ganze Nacht, und ich begrüßte die Leute herzlich. In der Kirche war jedoch nur ein Drittel der üblichen Besucher.

Am nächsten Sonntag begrüßte ich erneut die Gemeinde mit Neujahrswünschen und bat dann auch für mich selbst: „Gott, gib mir im nächsten Jahr eine schwere Krankheit, sodass ich nicht aus dem Bett aufstehen kann. Das wird meine Buße sein für all jene, die wieder nicht zu Neujahr in die Kirche gekommen sind!“ Nach der Messe kamen viele in die Sakristei, um sich zu entschuldigen. Zu Neujahr 1981 war die Kirche dann voll. Prälat Michael wünschte sich, dass wenigstens eine Gemeinde noch in Sibirien existieren würde, und auch ich hegte diesen Gedanken.

An einem Sonntag im Januar 1982, nach dem Hochamt, sprach ich vom Altar aus vor der gesamten Gemeinde: „In der Zeit mit euch habe ich 40 Tage und Nächte ohne Unterbrechung gepredigt. Ich habe insgesamt 85000 Stunden investiert, 1150 Heilige Messen gefeiert, 30000 Beichten gehört und 50000 Heilige Kommunionen gespendet. 400 Personen wurden getauft, 70 Ehen geschlossen und 500 Personen wurden konfirmiert. Heute war meine letzte Heilige Messe, bitte kommen Sie nicht zu mir, denn ich habe in zwei Stunden meinen Flug.“ Dann verließ ich durch den Hinterausgang die Kirche und fuhr mit dem Taxi zum Flughafen. In der Kirche wurde laut geweint, und auch in mir drängten sich die Tränen hoch.

In Eurasien hin und her

Die Reise war bereits im Voraus geplant, um bekannte Orte zu besuchen, und es kamen noch neue hinzu. In Duschanbe hatte es +10 °C, in Orenburg –20 °C. Die ganze Nacht verbrachte ich auf dem Flughafen, bevor es weiter nach Omsk ging. In Omsk gab es noch keine Pfarre, nur Besuche bei Familien.

Genauso war es in Nowosibirsk, im Altai-Gebirge, Tomsk, Krasnojarsk, Irkutsk, Ulan-Ude, Soljanka, Ussolje-Sibirskoje, usw. Ein junger Priester aus Litauen begleitete mich. Er hielt 14 Tage durch und war dann erschöpft. An einem Ort fand der Gottesdienst um 18 Uhr statt, am nächsten um 24 Uhr und am dritten um 6 Uhr morgens – unterschiedliche Entfernungen, unterschiedliche Bedingungen! Er konnte 3 bis 4 Gottesdienste verkraften. Beichte, Sakramente, Predigt, Katechismus. Weiter!

Ich war nun allein und war ganz zufrieden, brauchte nicht an jemand anderen zu denken. Eines war bei mir positiv: Ich konnte überall schlafen und auch in den verschiedenen Situationen. Ich habe einen festen Schlaf. Wenn ich beleidigt war bis zu den Tränen, oder müde, genügten mir nur zwei Stunden Schlaf, und ich konnte wieder arbeiten. Beim Altar spürte ich keine Müdigkeit – wenigstens nach 16 bis 18 Stunden mit den Leuten. Ich sah den anderen Priester schon beim dritten Gottesdienst, er war fast „tot“ vor Müdigkeit.

Ich besuchte Sibirien und überall half ich dabei, Pfarrgemeinden zu gründen. Schon im Sommer registrierten sich Gläubige in Tomsk, Nowosibirsk, Tscheljabinsk, Beresniki, Solikamsk und Krasnoturjinsk sowie in Marxstadt (Oblast Saratow). Es wurden Häuser in Tomsk, Tscheljabinsk und Nowosibirsk gekauft. Überall musste ich Menschen sehr um die 20 Unterschriften bitten – die Angst (vor dem Sowjetregime) war noch stark genug. Das Geld für die Häuser hat man von den Bischöfen in Litauen und Riga erhalten (12000 Rubel; 14000 Rubel; 18000 Rubel).

An einem Ort war ich 2 bis 3 Mal 1 bis 4 Tage. Die Hauptsache für mich war nicht bloß der Besuch des Ortes, sondern die Gründung einer neuen Pfarre. Dafür waren 20 Gründer nötig. Am besten – Gläubige zwischen 60 und 80 Jahren.

In Nowosibirsk waren beim ersten Treffen nur sieben Leute dabei. Alle davon waren schon älter. Die Jüngste war eine 50-jährige Frau. Von der Gründung einer Pfarrgemeinde (Registration) konnte daher keine Rede sein! Nach der dritten Versammlung war die jüngste Frau, die ich sehr darum gebeten habe, einverstanden, bei der Obrigkeit vorzusprechen. Ich wollte in einem Monat kommen und die Leute dann zum Gottesdienst rufen. Ich kam zu Ostern um 8 Uhr abends.

In der Zwischenzeit war ich in Tomsk – die Gemeinde war dort am besten organisiert. Vier Tage verbrachte ich dort. Die 40 bis 50 Leute haben schön das gregorianische *Kyrie*, *Gloria* und *Agnus Dei* gesungen. Dabei waren Deutsche, meist aus der Umgebung von Odessa, und manche Vertriebene aus dem Wolga-Gebiet. Weiters Litauer aus der Zarenzeit, Polen, Ukrainer und Letten von vor der Revolution waren ebenfalls anwesend. Alles war bestens geplant: Am Palmsonntag um 20 Uhr hatte ich einen Gottesdienst in Anschero-Sudschensk (zwischen Nowosibirsk und Krasnojarsk). Es waren über 80 Menschen. Der Ablauf war folgendermaßen: Zuerst Katechese, dann Taufen, Beichten und schließlich die Messe.

Nicht nur Kinder sollten getauft werden, sondern auch Lehrer und Ingenieure. Alle 35 Kinder haben zu Beginn der Taufzeremonie nicht geweint, sondern geschrien.

Als ich jedoch begann, das zweite Kind zu taufen, haben interessanterweise sie alle wie auf ein Kommando geschwiegen. Schließlich waren alle Kinder getauft, und es gab noch kurze Glückwünsche, und dann Beichtgelegenheit, Heilige Messe mit Predigt, und am Morgen um 6 Uhr noch eine Heilige Messe. So endete das Ganze.

Menschen führten mich zur Nächtigung in eine andere Wohnung. Nachtruhe von 1:30 Uhr bis um 5 Uhr morgens. Um 5 Uhr musste ich wiederG aufstehen. Unterwegs zur Morgenmesse um 6 Uhr berichteten mir die Begleiterinnen von folgendem Ereignis: „Um 20:45 Uhr gehen wir zu dritt hinaus, weil es in 3 Zimmern heiß (zu warm) war. Wir stehen vor der Tür und sprechen, es kommen 3 Polizisten und wollen hinein in unsere Wohnung. Wir haben sie gebeten, sie sollten uns in Ruhe lassen. Wir feiern das 80-jährige Jubiläum unserer Oma.“ – „Man hat uns angerufen von einer höheren Etage (Stockwerk), dass hier ein Gottesdienst gehalten wird. Machen Sie ganz wenig die Türe auf, wir schauen und gehen dann fort!“ „Aber wir bitten alle: ‚Glauben Sie doch uns Frauen und dann wünschen Sie uns ein fröhliches Fest!‘“ Die „armen“ Polizisten haben fünf Minuten lang gebeten, aber die drei Frauen waren festgeblieben. Am Morgen kam ich voller Angst, ob ich die Messe feiern könnte. Aber alles war in Ordnung. Meine Begleiter, welche Taschen trugen, haben mich zum Bus gebracht. Ich ging zu Fuß und drei Minuten vor der Abfahrt stieg ich rein, nahm meinen Platz ein, der Begleiter legte meine Tasche zu meinen Füßen und ging fort.

Ich fuhr nach Kusbass (das Kusnezker Becken bei Kemerowo und Umgebung). In der Stadt Prokopjewsk waren zwei Unierte. Ein alter Priester und sein Student. Ich suchte sie zwei Stunden lang. Es war Sonntag, –18 °C kalt. An einem Platz – schon nicht der zweite, auch nicht der dritte? Dann beschrieb ich für einen Nachbarn, wie „Onkel Wassja“ aussieht. Ein glücklicher Moment! Das Treffen mit dem Priester Wassili war zwar sehr herzlich, aber ich blieb hier nur einen Tag. Persönliche Beichte, („ich lud meinen Akku wieder auf“) und am Morgen ging ich dann weiter: „Die Zeit ist kurz!“

In der Stadt Leninsk gab es Tante Anna mit ihrem Sohn Josef, welche richtige Missionare waren. Sie freuten sich, schon lange war kein Priester da. Ich musste hier 6 bis 8 Orte besuchen und auch noch nach Krasnojarsk. „Onkel Wassja“ hatte darum gebeten, denn er konnte nicht mehr herumfahren. In Krasnojarsk besuchte ich sechs Orte in den Dörfern. Ich war schockiert: das Allerheiligste hinter einem Spiegel, in einer Nähmaschine, zwischen dem Geschirr.

Ich weiß nicht, aber überall habe ich es annulliert. Das war auch ein Fehler, nicht nur die Liebe und Anbetung zum Allerheiligsten. 15 Jahre lang war hier ein Priester. Ob ganz Sibirien vom Allerheiligsten gerettet sein wird – ich bezweifle es. An vielen Orten fehlte die richtige Anbetung des Allerheiligsten völlig. Ich richte nicht, aber ohne diese Praxis gibt es hundert andere Möglichkeiten, Gott anzubeten.

Ich fuhr wieder nach Nowosibirsk, mit dem Zug. Mit dem Fahrschein in der Tasche saß ich im Wartesaal und wartete – zwei Stunden lang bis 23 Uhr im Warteraum. Doch der war schon längst abgefahren, ich war eingeschlafen. Ich kaufte erneut ein Ticket. Dieses Mal kam der Zug aus der Mongolei, und ich erreichte Nowosibirsk rechtzeitig. Noch zwei bis drei Orte am Ostermorgen – dann ging es weiter.

Alle Pläne für den Tag waren erfüllt. Auf dem gesamten Weg nur Gebete und 150 bis 300 „Gegrüßet seist du Maria...“. In Nowosibirsk um 20 Uhr war es schön – über 40 Leute waren da. Es gab auch junge Familien. Die Menschen versprachen mir, dass sie alles auf meinen Rat hintun würden. In Nowosibirsk musste das katholische Zentrum sein! Hier kannten alle Prälat Michael, sie stammten aus Kandel (Pfalz), Schwabenland, Nachkommen der Deutschen aus Karlsruhe – alle wurden von der Odessa-Umgebung vertrieben. „Kaufen Sie ein Haus, bringen Sie die Liste sofort zur Obrigkeit, ich rufe einmal in der Woche samstags abends um 20 Uhr an“, empfahl ich ihnen.

Pater Albinas Dumbliauskas

Mein Ziel war es, Prälat Michael Freude zu bereiten und ihn zu beeindrucken. Er träumte kaum noch von einer Pfarre in Sibirien – doch es wurde noch viel mehr, denn wir beteten intensiv und mit großer Hingabe. „Wenn sie um Brot bitten, bekommen sie keinen Stein“, so lautete das Wort. Von fünf Broten aßen 5000 Menschen. Wir hatten einen ganzen Sack voller Brote – genug für ganz Sibirien!

Ich kam zu Pater Albinas in Karaganda. Er hatte eine wunderschöne Kirche erbaut und den Kampf gegen Satan mit all seinen „Lügen“ gewonnen. Die Kirche war 15 mal 30 Meter groß und 5 Meter hoch. Die Atheisten fragten ihn: „Warum ist die Kirche 15 Meter breit?“ Seine Antwort: „3 Meter links und 3 Meter rechts werden als Garderoben eingerichtet, in der Mitte die Kirche.“ Links für Frauen und rechts für Männer.

Nach der Einweihung in Duschanbe folgte ein Jahr später die Einweihung in Karaganda. Die Höhe der Kirche durfte nicht weiter erhöht werden, da sonst die

Kinder der Nebenschule die Kirche sehen würden. In Karaganda fand jeden Sonntag eine Prozession rund um die Kirche mit einem Blasorchester statt. Bis zu 60 Messdiener im Alter von sieben bis achtzehn Jahren nahmen an der Prozession teil – manchmal sogar 80, dazu 7 bis 18 Mädchen! Pater Albinas, der Organist, war ein herausragender Organisator und Agitator.

Im Jahr 1966 zog er nach Kustanai (300 Kilometer südlich von Tscheljabinsk). Die Behörden sagten ihm nach drei Monaten: „Wenn im Winter Menschen aus Sibirien ohne Radioinformation zum Priester kommen, was wird dann im Sommer sein? Nein, das geht nicht!“ Es war gut, dass er in der „Ambulanzhilfe“ blieb! Eine Woche arbeitete er, eine Woche war er mit dem Pastordienst unterwegs. Er wollte Ordensschwestern bzw. Nonnen haben, aber keine Oberin in Litauen wollte sie nach Kasachstan gehen lassen. Also sprach er persönlich mit den Schwestern und konnte schließlich 16 von ihnen freiwillig sammeln. Sie mussten aus ihren Kongregationen austreten und er gründete eine neue Mission.

Er kaufte ein Haus, das für 16 Schwestern wie ein Kloster gemacht war. Er selbst, der Priester und Oberhaupt in einer Person, hatte noch eine Vertreterin. Die Behörden in Kustanai weigerten sich, die Pfarre zu registrieren: „Hier können nicht zwei Pfarren sein!“, sagten sie. So wartete die Pfarre 10 Jahre lang auf die Registrierung. Im Jahr 1972 besuchte ich ihn zum ersten Mal für eine Woche. Ich kam zu den 1935 aus der Ukraine vertriebenen Polen und war dann auch im „Kloster“ bei den litauischen Schwestern, die mir gegenüber sehr vorsichtig waren, wie ich bemerkte.

Pater Albinas legte großen Wert auf strenge Disziplin; alle Schwestern mussten entweder im Krankenhaus oder in der Fabrik arbeiten. In „seiner Konstitution“ (Die Ordensregel) schrieb er: „Nach Möglichkeit sollen die Schwestern zu einer Regular-Kongregation zusammengefasst werden.“ Im Oktober 1976 kaufte er ein Haus in Karaganda und nahm einen Teil der Schwestern aus Kustanai mit. Nicht alle wollten gehen, also blieben einige in Kustanai.

In Karaganda gab es viele Berufungen – bis zu 20 Mädchen. Pater Albinas wollte alle zusammenschließen und wohnte im selben Haus wie ein „Oberer“. Er richtete kein richtiges Kloster ein. Übrigens war er bereits der vierte Priester in Karaganda nach zwei Unierten und Bischof Alexander. In Litauen suchte er nach einer Kongregation und fand in Vilnius die „Eucharistinerinnen“. Fast alle waren Polinnen und Weißrussinnen. Ihr Gründer war im Jahr 1920 der selige Bischof Jurgis Matulaitis – Jerzy Bolesław Matulewicz (1871 – 1927).

Die Oberin schickte eine Delegierte, und alles folgte den Regeln der „Kongregation der Schwestern Dienerinnen Jesu in der Eucharistie“. 1978 wurde die Pfarre registriert, und mehrere Schwestern arbeiteten mit dem Pfarrer in der neuen Kirche. Doch seine Gewohnheiten nach 10 Jahren als Oberhaupt blieben. Er vergaß oft etwas oder weigerte sich, sich an die Ordnung im Kloster zu halten und insbesondere nicht an die Weisungen der Oberin. Seine Worte sollten immer und für alle die Regel sein. Die Oberin forderte zuerst Gehorsam für sich. Ein Konflikt entstand. Alle Schwestern hörten auf, zu arbeiten. Sie folgten nicht mehr den Anweisungen des Pfarrers, und der Kontakt brach ab.

Nach Duschambe lud ich einen dritten Teil ein und gründete gemeinsam mit der Pfarre ein schönes Kloster für sieben Schwestern. Pater Albinas gehorchte mir nicht und ließ die Schwestern nicht in Ruhe. Er erteilte die Kommunion nur an einen vierten Teil der Schwestern und brach sie dann ab. Von der Kanzel verkündete er, dass die Schwestern gegen den Pfarrer kämpften. Einmal sagte er vor der Messe: „Ich feiere die Messe nicht, solange sie in der Kirche bleiben usw.“ Je mehr der Pfarrer schimpfte, desto mehr beschwerten sich die Schwestern in ganz Litauen und schrieben auch an den Vatikan.

Auch Bischof Alexander Chira konnte nichts ausrichten. Er war 30 Jahre lang in Karaganda, nachdem er aus dem Gefängnis entlassen worden war. Er war bescheiden, gastfreundlich und sprach perfekt Latein. Die Pfarre sorgte dafür, dass die Unierten bereits 1980 ihre Liturgie in der Kirche feiern konnten. Aber nach einer Klage des orthodoxen Patriarchen verbot der KGB dies, und sie mussten wieder in den Wohnungen feiern.

Pater Albinas hatte wichtige Dinge erreicht. Jede Familie brachte Kinder ab fünf Jahren mit Chorhemden zur Kirche. Vor der Kirche zogen sie diese an und standen dann mit ihren Eltern in der Kirche, links und rechts die Kinder an der Hand haltend. Nach zwei Jahren nahmen über 100 Kinder und viele Jugendliche am Hochamt teil. Langsam gewöhnte sich der KGB daran, da die Kinder nun auch allein dort standen, auch ohne ihre Eltern.

Ich bat Pater Albinas, Karaganda zu verlassen und einen anderen Priester und Litauer zu schicken, während wir beide uns Kasachstan und Sibirien teilen und Gemeinden gründen sollten. Er leitete diese Entwicklung, aber er hatte 4000 Gläubige, eine gut organisierte Kirche und eine talentierte Jugend in einem vierstimmigen Chor. Er war mit seinem Chor unterwegs, besonders zu den großen Feiertagen gastierte er in Litauen. Ich sagte ihm, dass er überall auftreten müsse – im Ural, in Sibirien. Dort, wo die Tische leer sind.

Pater Albinas war Jesuit, und alle, die ins Priesterseminar gehen wollten, mussten zuerst bei den Jesuiten eintreten. Acht Kandidaten traten in das Seminar in Riga als Jesuiten ein.

Am 30. Mai 1983 verstarb Bischof Alexander, und im Januar 1991, im Alter von 63 Jahren, verstarb Pater Albinas ohne eine christliche Versöhnung mit den Schwestern. Möge Gott seine guten Taten anrechnen und nicht seine Fehler!

Mission von Ost bis West, von Nord bis Süd

Im Jahr 1982 besuchte ich in Sibirien Krasnojarsk und reiste dann weiter durch den Ural, die Wolga, den Kaukasus und die Ostukraine zu bis zu 100 Orten. In Simferopol erhielt ich die Adresse einer Schwester aus Kaunas. Ich ging dorthin, stellte mich bei einer Familie aus Minsk vor. Die Frau versammelte ihre Nachbarinnen auf dem Hof. Ich wartete 10 Minuten vor der Tür des „Hohen Rates“ und wurde schließlich hereingebeten. Eine Frau fragte mich: „Katarina hat mir Ihr Kommen vor einem Monat versprochen, aber es sind schon zwei Monate vergangen?!“ Ich antwortete: „Ich konnte nicht früher kommen. Wenn man mich nicht braucht, ist das kein Problem.“ „Bitte warten Sie noch!“, sagte sie und ging weiter. Im Haus lag ein 18-jähriger Junge auf dem Sofa und sagte: „Die Tür ist offen, können Sie hinausgehen?“ Also tat ich das.

Später, um 21 Uhr, suchte ich am Hauptbahnhof von Simferopol einen ruhigen Ort für die heilige Messe. Ich fand ein Fensterbrett, wo nur wenige Menschen waren, und hielt dort die Messe, während ich für die Versammelten und auch für die betete, die mich nicht aufgenommen hatten. Meine Tasche war voll mit Katechismus-Büchern, die auf einer Schreibmaschine gedruckt waren. Ich hatte eine Frau, die heimlich Tag und Nacht diese Katechismen in einem Keller druckte, damit niemand davon erfuhr, da es kriminell war. Ich schrieb freundliche Briefe, verteilte Flugblätter, nahm diese Katechismen mit und kehrte dann mit einem Taxi zu dem Ort zurück, wo ich zuvor gewesen war. Der starke Regen half mir dabei. Ich steckte alles, so viel wie ich konnte, schnell in den Briefkasten und kehrte sofort zurück. Ein Hund bellte schrecklich, aber wir waren bereits weit weg. Diese Mission war nicht umsonst. Jemand würde meine Briefpredigt lesen und die „Post“ betrachten.

Ich besuchte Wolgograd und Umgebung, Saratow und den Kaukasus, Baku und Jerewan. Ich traf mich mit den unierten Armeniern und flog im Mai nach Tscheljabinsk. Drei Tage lang war ich in der Stadt und es stand schlecht um meine Mission. Die Menschen wollten keine Unterschriften leisten – sie hatten Angst. Am

vierten Tag bat ich erneut um Unterstützung. Eine 75-jährige Frau gab die erste Unterschrift und dann folgten 10 weitere ältere Menschen.

Ich besuchte eine kranke 85-jährige Oma namens Anna, die an der Wand ein Foto von mir aus Duschanbe hatte. Sie erzählte mir von Briefen ihrer Schwester und wie traurig die Situation in Duschanbe war. Ich hörte als „Fremder“ gerne alles zu. Anna lebte mit ihrem geschiedenen Sohn Benno zusammen, der jedoch nach einiger Zeit den Kontakt zu mir abbrach. Er glaubte nicht an Gott und interessierte sich nicht für meine Unterschriften. Ich bat ihn wie ein Bettler um ein „Stück Brot“ für die Bedürftigen und nach langem Zögern stimmte er zu, 10 Unterschriften zu sammeln. Ich bedankte mich herzlich und versprach ihm eine dauerhafte Freundschaft. Benno reichte die Unterschriften beim Stadtamt ein und ich kehrte einen Monat später mit Geld aus Litauen zurück. Benno hatte bereits ein Haus gefunden und wir bereiteten es für eine Kapelle vor: Domennaja Straße, Hausnummer 28. Die Leute hatten nun einen festen Ort, an dem sie sich versammeln konnten, und es gab bereits eine Kirche. Gelegentlich rief ich an, um zu erfahren, wie es lief.

Ich reiste weiter durch den Ural, besuchte Orte wie Swerdlowsk (heute Jekaterinburg), Beresniki und Serow. In der Stadt Beresniki bat mich eine Frau aus Petropawlowsk, ihre Schwester zu besuchen. Ich fuhr 28 Stunden mit dem Zug dorthin. Frühmorgens, an einem staatlichen Feiertag suchte ich mit einem Taxi die Adresse in der Lomonossow-Straße, Haus 38 ,Wohnung 44 auf. Aber es gab keine Rosa Baumann-Smirnow und die Leute im Haus kannten niemanden mit diesem Namen. Ich suchte von 8 Uhr bis 9 Uhr vergeblich, auch der Hausmeister konnte nicht helfen. Frustriert stand ich auf der Straße und fragte Jesus, ob das ein Witz oder eine Geduldsprobe sei. Schließlich beruhigte ich mich und wartete erneut auf das Taxi zum Hauptbahnhof. Da kam die Hausmeisterin und wies mich an, in die Wohnung 40 im 9. Stock zu gehen. Dank sei Gott! Gott möge mir meine Aufregung verzeihen, denn dort waren 40 Menschen versammelt!

Im Sommer musste ich erneut nach Krasnojarsk und dann nach Burjatien. In Lensk, zirka 160 Kilometer von Krasnojarsk entfernt, besuchte ich vier Dörfer. Während dieses Besuchs nannte ich mich Priester Stanislaw, zeigte ein Foto mit Prälat Köhler und alle Dokumente. Ich verbrachte einige Tage bei Rudolf und verließ ihn nach der Messe am Sonntag. Ich packte meine Sachen ein, den schwarzen Rock, das schwarze Hemd, den niedrigen schwarzen Rock (wie ihn Frauen tragen), Albe und Messgewand – alles leicht und platzsparend. Der Hausherr fragte mich, ob ich vor zwei Jahren bei der Kirchweihe in Karaganda gewesen sei. „Ja, das war ich“, antwortete ich. „Dann sind Sie Pater Josef. Sie haben die Litanei zum Herzen Jesu

gesungen“, sagte er. „Ja, ich habe sie mit Variationen gesungen!“ Nach zwei bis drei Monaten besuchte ich diese Orte erneut, um das zu stärken und zu festigen, was ich zuvor angesagt hatte. Ich nahm alles Gute auf, was ich in 10 Jahren bei den Baptisten gesehen hatte und was nicht in der Kirche war und integrierte es in meine Predigt und meinen Katechismus.

Im August wurde ich bereits in Nowosibirsk registriert. Wenn sie einem Priester erlauben würden, zu kommen, würde ich kommen. Ich fuhr offiziell nach Tomsk zur Pfarre und erhielt eine 10-tägige Erlaubnis. Tomsk hatte bereits ein Haus. Danach kehrte ich nach Nowosibirsk zurück. Die Behörden versprachen, dass sie einem Priester erlauben würden, zu kommen. Meine Mission neigte sich dem Ende zu. Aber ich wollte offiziell meine Pfarre übernehmen, um ein Zentrum zu festigen. Bisher hatte mich niemand von den Behörden aufgehalten. Wenn man keinen erwischt, gibt es keinen Dieb!

Ich ging nach Frunse zur Abrechnung. Prälat Michael Köhler würde sich freuen. Und er war recht glücklich. Er hatte bereits beim KGB nach mir gefragt, aber es gab acht Monate lang keine Nachrichten! Nach meiner Ankunft in Duschanbe kam ein Pater aus Litauen und wir planten, uns am Sonntag zu treffen. Am nächsten Tag wussten alle bereits, dass ich angekommen war. Die Leute baten um Erlaubnis, die heilige Messe zu feiern – aber es wurde verweigert! Dennoch feierte ich ohne Erlaubnis die Messe mit Pater Peter. Symbolisch übergab ich ihm die „Schlüssel“ der Pfarre. Ich forderte das Regime auf, mir eine gute Charakterisierung auszustellen, da ich jedes Jahr in Frieden mit ihnen war. Danach würde ich in zwei Stunden abreisen. Sonst würde ich bleiben.

Von Montag bis Donnerstag wurde im Stadtamt beraten, und schließlich erhielt ich mein Zeugnis, dass ich loyal und kein Fanatiker war. Sofort machte ich mich auf den Weg. Wieder musste ich nach Frunse zur Instruktion. Ich erzählte von meiner Beklemmung im nördlichen Ural, als ich die großen Gräber mit den Knochen der Deutschen sah. Dort betete und weinte ich drei Stunden lang. Hunderte waren dort nach dem Krieg vor Hunger und Kälte gestorben. Nun begann meine neue Mission in Nowosibirsk. In acht Monaten legte ich 78000 Kilometer zurück und besuchte bis zu 100 Orte. Es gab bereits drei Gemeinden, und andere bereiteten sich auf die Registrierung vor. Insgesamt werden bald 12 oder 14 fertig sein. Prälat Köhler war erfreut, obwohl er in letzter Zeit oft krank war. Dennoch gab es zwischen uns einen Konflikt wegen meines Ungehorsams. Er war zwar zufrieden mit mir und wollte mir den Titel Kanoniker verleihen, doch ich war bereits nach Nowosibirsk gegangen.

Am Freitag kam ich dort an und ging sofort zum Bevollmächtigten Alexander Sergejewitsch, einem 75-jährigen Kommunisten bis ins Mark. Ich zeigte ihm meine Charakterisierung von seinem „Kameraden“ in Duschanbe. Sofort rief er in die Passabteilung und bat um meine Registrierung: „Unser Mensch!“, sagte er.

Am Sonntag, dem 26. September 1982, wurde ich Einwohner von Nowosibirsk. Die heilige Messe fand um 12 Uhr statt, die Sonne schien schön, es war still wie im Frühling. Um 9 Uhr besuchte ich zum ersten Mal die Mennoniten und um 11 Uhr eilte ich zu meinem eigenen Gottesdienst. Viele Menschen von den Bussen und der Straßenbahn wandten sich in unsere Richtung – Tschukotski-Gasse, Hausnummer 13, ein Kilometer von der Haltestelle entfernt. Es war zu weit zum Laufen, aber das änderte sich bald. Viele Menschen aus Duschanbe kannten mich bereits. Es waren über hundert Leute gekommen und ich war darüber erfreut.

Eine Woche später reiste ich erneut nach Duschanbe, um alles Notwendige mitzunehmen. In einem Zimmer dort ließ ich alles zurück, was ich hatte für den neuen Priester, damit er sich um Küche, Schlafplatz und so weiter keine Sorgen machen musste.

Als ich zurückkehrte, war mein Alexander Sergejewitsch sehr besorgt. Moskau hatte Schlechtes über mich berichtet, dass ich der Regel nicht gehorchte. Gott sei Dank ließ mich der KGB in Ruhe, und es gab keine weiteren Treffen. Zu Weihnachten errichtete ich eine schöne Krippe, einen selbstgemachten Altar im tridentinischen Stil und bereitete einen Chor mit 12 Mitgliedern vor. Die erste Weihnacht war ein Fest der Freude. Schon nach drei Monaten gab es eine kleine Jugendgruppe. Viele kamen zur Aussprache und Beratung.

Ich lernte Orthodoxe, Protestanten und verschiedene andere Stadtbewohner kennen. Doch ich fand keine Ruhe wegen des unbequemen Platzes. Wir versuchten zu prüfen, ob die Obrigkeit einem Platztausch zustimmen würde. Plötzlich entdeckten wir ein kleines Haus und fragten die 60-jährige Haushälterin, ob sie es verkaufen würde. „Ja, aber ich habe bereits eine Anzahlung erhalten – 200 Rubel!“ (der Preis war 14 Tausend Rubel, sagte sie). Ich bot 18 Tausend an und vereinbarte, dass sie uns bis morgen um 11 Uhr die Dokumente geben würde. Das Haus lag am Hauptplatz, nur 5 Minuten von der Straßenbahn und dem Bus entfernt. Es war ein belebter Ort, und in Zukunft würde dort eine U-Bahn sein – 10 Minuten zu Fuß! Abgemacht!

Da die Obrigkeit noch nichts davon wusste, konnten wir umso schneller umziehen. Die Obrigkeit wollte immer den schlechtesten Platz für die Gläubigen haben. Zusammen mit meiner Köchin trug ich in der Nacht auf Schlitten alles zwei

Kilometer weit. Bis 6 Uhr morgens war alles am neuen Platz. Das Haus hatte zwei Zimmer mit jeweils 30 Quadratmetern. Wir bauten zusammen mit den Leuten bis Sonntag einen Anbau aus Brettern mit Sägemehl und Tapeten dazwischen. So entstand ein Raum von 50 Quadratmetern und zusammen mit dem Verschlag von 30 Quadratmetern hatten wir genug Platz für 120 bis 150 Personen. Das Pfarrhaus bestand aus einem Raum von 11 Quadratmetern für die Schweine und einer Küche von 6 Quadratmetern und war mit der Kirche verbunden.

Die Obrigkeit war äußerst verärgert, als sie den Platz sah; sie wollten zwar mit einem besseren Haus helfen, aber für uns war der Platz entscheidend, nicht das Haus. Erneut gab es eine falsche Anklage gegen mich bei den Behörden in Moskau, ich wurde als „Verbrecher“ und „Ungehorsamer“ bezeichnet.

Ich blieb ruhig, aber das half nichts. Leute aus Duschanbe kamen und brachten mir Nachrichten. Sie riefen mehrmals bei Anwälten an und fragten nach Swidnitzki, insbesondere wegen des „Ökumenismus“. Die Leute verstanden nicht, was das war, weil ich als Priester diese Begriffe nie erklärt hatte. Ich spüre jedoch, dass ich mit der Zeit dazulernen werde. 1983 gab es eine Gerichtsverhandlung für Mädchen in Schytomyr. Sofia (Zosja) Beljak, eine 20-Jährige, wurde bereits zu fünf Jahren Gefängnis und fünf Jahren Verbannung verurteilt. Sie war eine Anführerin einer Jugendgruppe. Drei ihrer Freundinnen mussten Schytomyr freiwillig verlassen, wenn sie nicht mit Sofia ins Gefängnis wollten. Alexander Riga wurde ohne Gerichtsverfahren auf unbestimmte Zeit in die Psychiatrie gesteckt wegen seiner Aktivitäten bei der Ökumene-Bewegung im GULAG.

Mein Name erschien bereits zweimal in der Zeitung als Antikommunist. Es hieß, dass Swidnitzki, Sofia und Jugendliche aus Schytomyr und Duschanbe von Geheimgruppen inspiriert wurden und sich gegen die sowjetische Ideologie stellten. Ich wusste nur nicht, wann meine Reise ins Gefängnis beginnen würde. Für die Leute sagte ich, dass ich jeden Tag verhaftet werden könnte.

Die Materialien für den Bau der neuen Kirche lagen auf dem Hof, ebenso wie 17000 Rubel in zuverlässigen Händen. Wenn ich festgenommen werde, müssen sie sofort unsere Pläne umsetzen – die neue Kirche muss unbedingt am selben Ort gebaut werden. Falls ich festgenommen werde, wird es lange dauern, daher müssen sie in Litauen schnell einen neuen Priester finden – habt Mut!

Die Beziehungen zu den Orthodoxen waren freundlich. Ich besuchte oft ihre Kathedrale und traf mich mit Bischof Gedeon. Zwei Wochen nach meiner Ankunft

in Nowosibirsk gab er 100 Rubel für meine neue Pfarre. Ich nahm oft an seinen Gottesdiensten teil und trug dabei eine Stola über meinem Chorgewand.

Einige junge Priester kamen zu mir für Tee und Gespräche. Ich pflegte auch Freundschaften zu Adventisten, Baptisten und Altgläubigen (Starowery).

Zum Osterfest erhielt ich die Erlaubnis, Tomsk (400 Kilometer östlich) zu besuchen. Einen Monat lang flog ich jeden Sonntag nach der Messe in Nowosibirsk nach Tomsk. Ich war um 10 Uhr in Nowosibirsk und um 16 Uhr in Tomsk. Das wurde jedoch von Moskau als unsicher eingestuft und verboten.

An einem Sonntagmorgen um 7 Uhr kam meine Köchin mit Tränen in den Augen zu mir. „Was ist los, Maria?“ fragte ich. „Herr Priester, ein Unglück erwartet Sie. Um 4 Uhr habe ich von Ihnen geträumt. Eine große, schwarze Wolke kam auf Sie zu, aber die Muttergottes hat sie abgewendet und entfernt. Dann kam sie ein zweites Mal auf Sie zu und ich habe Sie nicht mehr gesehen. Das passierte bis Mittwoch.“ Ich sagte ihr: „Ich werde verhaftet werden.“

Ich hatte den Film „Jesus von Nazareth“ des italienischen Regisseurs Franco Zeffirelli (aus dem Jahr 1977) im litauischen Fernsehen genau aufgezeichnet und wollte ihn den Gläubigen zeigen. Das Band lag auf meinem Tisch. Ich glaubte nicht daran, aber ein inneres Gefühl sagte mir, dass ich es tun sollte. Alles war still am Montag. Am Dienstag nach der Frühmesse war ich immer noch sicher, dass der Traum falsch war. Doch um 10:30 Uhr kamen vier Polizisten (Milizmänner) mit einer Hausdurchsuchungserlaubnis, als Grundlage für Zeugenaussagen – die erste Stufe zum Gefängnis.

Sie nahmen viele Bücher und selbstgedruckte religiöse Schriften von der Schreibmaschine weg. Alle Bücher von Priester Alexander Men, Fotos, Taschenbücher. In der Sakristei gab es ein GULAG-Foto von Alexander Solschenizyn – aber die Köchin verstand mein geheimes Signal. „Ich habe Bauchschmerzen, lass mich auf die Toilette gehen“, sagte sie. Durch die Sakristei, unter ihrem Hemd, brachte sie das Buch auf die Toilette. Ich musste erklären, woher ich das und andere Dinge bei mir hatte. Normalerweise antwortete ich: „Das habe ich schon seit fünf Jahren aus Litauen!“, aber jetzt konnte ich mich nicht mehr daran erinnern.

Mein Kreuzweg

Wenn wir glaubten und ernsthaft Christus folgten, mussten wir früher oder später Christus nach Getsemani begleiten, uns entscheiden, entweder mit Simon von

Cyrene weiter zum Kalvarienberg zu gehen oder fortzulaufen. Wenn wir uns nicht früher entschieden, als Christus am Palmsonntag in Jerusalem einzog, dann wäre es in Getsemani viel zu spät gewesen.

Seine Jünger konnten sich den Gründonnerstag und schon gar nicht den Karfreitag vorstellen. Darauf waren sie nicht vorbereitet. Wir kennen nun den Weg Jesu Christi und wenn wir nicht bereit sind, mit ihm bis zum Kalvarienberg zu gehen, dann wird uns dasselbe widerfahren, was den Jüngern widerfahren ist. Deshalb sollte jeder von uns diesen Weg sehen. Ich habe mich mein ganzes Leben lang auf diese Möglichkeit vorbereitet. Daher schlug ich mich nach meiner Bekehrung, schlief auf einem Brett. Fast 20 Jahre lang habe ich gehungert, jeden Freitag vor dem Gefängnis nichts gegessen und oft auch nichts getrunken. Ein- oder zweimal im Jahr habe ich 15, 21, 25 Tage nur von Wasser gelebt. Ich wollte meinen Willen in vielen Richtungen trainieren. Am Ende habe ich oft das Risiko auf mich genommen. Es war mir klar, dass dieser Tag kommen würde, aber ich wollte nicht nur im Warmen bleiben oder mit einer zu 90 Prozent fertig gekochten Suppe, sondern mit dem harten, aber trockenen Brot.

Glaube und Gebet – das ist die Zeit des Schülers. Das Leben mit Christus jedoch ist schwere Arbeit mit Schweiß und Tränen. Doch diese Arbeit bringt Freude und die Kraft, die Ernte zu sammeln oder zu säen, so viel mehr, als man kann.

Ich wollte ins Gefängnis. Warum? Weil meine Freunde bereits dort waren. Meine Zosja, das Mädchen, das von mir bekehrt und vom Heiligen Geist wiedergeboren wurde, war eine 20-Jährige, die für 10 Jahre verurteilt wurde. Wie werde ich mich vor ihr fühlen, vor denen, die nicht mit ihnen das Kreuz geteilt haben? Diese Worte des Prälaten Köhler vom 6. Jänner 1980 habe ich nun sehr ernst genommen und erwartet. Ich war nur von Sorge bedrängt, ob Sofia Beljak das durchstehen könnte. In ihren Jahren waren viele Baptisten im GULAG. Ein katholisches Mädchen in Vilnius (22 Jahre alt) wurde im Jahr 1973 zu drei Jahren Gefängnis verurteilt. Ihr letztes Wort, das sie sagte: „Ich bin glücklich, für den Glauben, für meine Kirche, ins Gefängnis zu gehen!“

Den ganzen Sommer und auch den Herbst kam nichts. Vor Weihnachten war ich überzeugt, dass das Regime die Gläubigen nicht verfolgen würde. Doch hier in Nowosibirsk gab es genug Spione, das fiel schon auf. Am 16. Dezember 1984 habe ich in der Predigt beim Hochamt ein Beispiel erzählt, wie Johannes der Täufer und Sokrates ohne Angst gestorben sind, weil sie fest an die Unsterblichkeit geglaubt haben. Die Wahrheit verlangte von ihnen eine vollkommene Opferung. Sokrates kam an einem bestimmten Termin mit einem Lächeln zum Tod. Er verabschiedete

sich freudig von seinen Jüngern, als würde er irgendwohin als Gast fahren. Für Gläubige kann es keine Angst vor dem Tod geben. Und Gott hat mich geprüft, ob ich selbst das gehabt habe, wozu Er andere gerufen hat.

Am 17. Dezember gab der Staatsanwalt den Befehl, mich festzunehmen und einen Prozess gegen mich anzustrengen; Paragraphen 190 und 227: „Verbreitung, Lüge und Anschwärzung der Sowjetunion und Gründung von Untergrund-Jugendgruppen und Ökumenismus“. Die erste kriminelle Verfehlung betraf das Buch: „Die Mutter Gottes von Fatima“ mit einem Gebet auf Seite 137: „Betet für Russland ... Verfolgung ... und dass Swidnitzki gesagt habe: ‚Die Katholiken der UdSSR sind nicht gleich mit den anderen Denominationen, wegen der Hierarchie der Kirche, der Priesterweihe und der Registration‘.“ Am 19. Dezember um 7:55 Uhr zog ich mich für die Heilige Messe um und hörte in der Sakristei, wie 12 Männer grüßten und den Priester sprechen wollten. Ich ließ alles fallen und ging zu den Unbekannten. Man zeigte ein Papier zur Revision meiner Wohnung.

Um 12 Uhr nahmen mich die Polizisten mit. In der Staatsanwaltschaft zeigte man mir einen Brief von einer Frau namens Ludmila, dass ich das Regime schlecht geredet und die Kommunisten Säufer genannt hätte und dass die Katholiken erniedrigt seien, und fragte mich, ob es so wäre. – „Ich erinnere mich nicht, aber wenn ich etwas über die Katholiken gesagt habe, dann ist das die sichtbare Wahrheit, und Sie können es leugnen. Sie registrieren uns nicht und fast alle unsere Kirchen sind zerstört, wie hier in Nowosibirsk. Unsere Studenten konnten nicht normal lernen.“ Er sagte, dass die Katholiken, von der Zeiten des Alexander Newski an, keine Autorität in Russland hätten. (Alexander Newski war im 13 Jh. ein Fürst der Rus aus der Rurikiden-Dynastie und ein Heiliger der orthodoxen Kirche. Er kämpfte erfolgreich gegen katholische Kreuzritter, lehnte aber auch kirchliche Unionsversuche mit Rom ab, während er mit den mongolischen Goldener Horde kooperierte.) Ich fragte: „Warum müssen wir nach fast 800 Jahren für das antworten, was damals war?“ – keine Antwort. Er ließ mich im Korridor warten.

In meiner Manteltasche trug ich das Taschenbuch mit all meinen Adressen. Ich war mir ganz sicher, dass mir hier nicht geholfen werden würde. Mit Entschlossenheit suchte ich nach einem Platz zum Sitzen und machte mir Gedanken über all die Adressen, die ich bei mir trug. „Gibt es keine Urne zum Verbrennen?“, fragte ich mich.

„Lieber Gott, rette mich, solange ich hier bin“, betete ich. In diesem Moment kam Ola Stroh aus einem Zimmer heraus. „Dank sei Gott! Ola, schnell, nehmen Sie dieses Büchlein mit den Adressen, sonst gibt es eine Katastrophe!“, bat ich sie eilig.

Sie war schon drei Stunden vor mir hierhergebracht worden und musste nun aussagen, was sie über meine Aktivitäten wusste. Olga nahm das Büchlein, und ich fühlte mich dann etwas erleichtert. „Ola, ich werde von hier nicht mehr wegkommen! Sie müssen sicherstellen, dass unser Kirchenbau fortgesetzt wird!“, sagte ich zu ihr, bevor ich ins Kabinett zurückgerufen wurde. Dort zeigte man mir einen zweiten Brief, diesmal von einer gewissen Frau Emma. Darin hieß es, ich hätte am Altar um Geld gebeten. „Schau mal, was deine Gläubigen schreiben!“, sagte der Polizist zu mir. – „Nein, das sind eure ‚Gläubigen‘. Vom ersten Tag an haben wir alle gesehen und gewusst, dass diese Personen für euch arbeiten“, erwiderte ich.

In einem anderen Raum wurde mir ein Dokument gezeigt, welches meine Verhaftung anordnete. Mit einem Auto brachten sie mich ins KPS (Untersuchungshaft), sodass ich schon vor der Zeit verhaftet war. Mein Hauptverbrechen war das Buch „Die Mutter Gottes von Fatima“ mit einem Gebet für Russland. Dieses Gebet sollte die Sowjetunion verunglimpfen. Dann wurde ich dort gründlich durchsucht, um sicherzustellen, dass ich nichts Gefährliches bei mir trug. Sie nahmen mir das Kreuz vom Hals und auch meine Uhr, dann sperrten sie mich in ein Zimmer mit eisernen Türen, Nummer 5. Das Zimmer hatte 12 Quadratmeter für zwei Personen, aber es könnten dort auch vier Platz nehmen. Es gab eine Toilette in der Ecke und zwei Betten aus Brettern, ganz nackt und ohne irgendetwas.

Wir waren zu zweit. Viktor Michailowitsch war dieses Mal unschuldig. Er erzählte mir, dass er in den letzten drei Jahren ein ehrliches Leben geführt hatte. Dieses Mal arbeitete er in einem Lagerraum mit Pelzen, und obwohl man kaum etwas als Schuld bei ihm fand, wurde er verhaftet, weil er bereits viermal im Gefängnis gesessen hatte. Er hoffte auf Freilassung, weil er unschuldig war. Er verbrachte fünf Tage mit mir, eine wichtige Zeit. Er belehrte mich über die unbeschreiblichen Gesetze im Gefängnis, besonders für Priester. Sieben Jahre älter als ich, hatte er 15 Jahre als Räuber und Dieb im Lager GULAG verbracht. Obwohl er an Gott nicht glaubte, kannte er sich mit der katholischen Geschichte gut aus, insbesondere der der Päpste aus der Renaissancezeit, und äußerte positiv seine Meinung. Er erzählte auch von seinen Erfahrungen während der Chruschtschow-Zeit im GULAG, wie einmal zwei Kasernen mit Beilen und Eisenstangen aufeinander losgingen und er bis heute für einen Mord keine Ruhe fände: „Er wollte mich töten, und ich habe ihn als Erster mit einer Axt am Kopf getroffen“, berichtete er. Viktor brachte mir durch ständiges Wiederholen viele Sprüche von Gefangenen bei, die ich mir in ein Wörterbuch aufschrieb, um ihre Bedeutung zu erfassen. Das war der erste Schritt zu meinem

Tagebuch und der Anfang vom späteren Buch. Ich konnte ruhig beten, und er respektierte mich als Gläubigen. Nach vier Tagen war er weg.

Nach der Regel in der U-Haft gab es am ersten Tag dreimal am Tag Tee, am zweiten Tag Frühstück, Mittagessen und Abendbrot – 400 g Brot. Am nächsten Tag wurde eine Suppe serviert: zwei kleine Kartoffeln, Wasser und der Kopf eines Hahns. Ich stieß es weg. Ich durfte meinen Löffel nehmen, während Viktor mit Appetit weiter aß und prophezeite dabei: „In einem Monat wirst du alles essen!“ Viktor war fort, und dann kam in die Zelle Sergej. Er war 30 Jahre alt und bereits dreimal hier gewesen. Er habe auf dem Flohmarkt eine Windjacke „gekauft“ und musste dafür 1500 Rubel zahlen, weil sie aus Leder war. Er habe nur 500 Rubel dabei, berechnete dreimal umständlich und bezahlte mit dem Geld schnell, bevor er den Platz verließ. Der Verkäufer kam fünf Minuten später mit zwei Polizisten und sie nahmen ihn fest. Doch er bereute es nicht und begab sich sofort in eine Wohnung wo er vier bis fünf Jahre wartete. Er erzählte mir, wie er jeden Tag tausendmal mit den Fingern trainierte. Im Monat „verdiente“ er so viel wie jemand in der Fabrik in drei Monaten.

In den ersten Tagen im Gefängnis hatte ich weder Schlaf noch Appetit, und ich war unruhig. Ich betete, dass Gott mir Ruhe geben möge, damit dieser Ort für mich zu einer neuen Gemeinde werden könnte, wohin Gott mich schickte. „Gott, ich will keine Freiheit, kein Gefängnis, ich will nur das, was du willst, was du für mich bestellst. Ich will deinen Willen tun und sonst nichts mehr!“

Mein Weihnachten verlief folgendermaßen: Viktor schlief ab 22 Uhr, während ich anstelle des Breviers den Rosenkranz betete. Dann nahm ich ein Stück Brot zur Erinnerung an die Vermehrung und feierte geistlich die Heilige Messe, ohne etwas Materielles zu haben, nur mit geistiger Kommunion. Dies sollte von nun an bis zur Befreiung jeden Tag die dringend benötigte Nahrung für meine Seele sein.

Täglich um 8 Uhr wurde „*Schmon*“ gemacht (durchsucht). Nach drei Tagen hatte ich mich bereits an den Klang der eisernen Türen gewöhnt. Ein dumpfes „Klaz-Klaz“ erklang, die Tür öffnete sich, und wir standen automatisch mit den Händen hinter dem Rücken. Langsam gewöhnte ich mich an den Lärm und die Polizisten. Gegen die Regeln waren sieben Tage vorgesehen, aber ich verbrachte 11 Tage in der U-Haft. Am 11. Tag wurde ich mit dem Lärm der Polizisten und ihren Demütigungen in einen Saal gerufen. Wir versammelten uns dicht vor dem Durchblick zum Pferdestall. Von dort wurden 40 Männer nacheinander in eine Autohütte mit einer Größe von 3 mal 2 Metern geladen. Es war eng, aber es herrschten dennoch Spaß und Gelächter. Man brachte uns „nach Hause“, wie sie es hier nannten, und ich war erleichtert.

Im Gefängnis wurden wir ausgeladen. Auf einem breiten Korridor warteten wir drei Stunden auf die Registrierung. Als ich an der Reihe war, las ein Offizier meine Dokumente und betrachtete mich: „Deine ‚Brüder‘ waren schon hier! Du bist schon der Vierte in diesem Jahr.“ Dann wurden wir rasiert, nahmen ein Dampfbad und wurden in einen Saal gebracht, der ganz aus Beton und Eisen bestand. Solche Ordnung! Hier mussten wir bis zum nächsten Mittag warten. Es folgte eine medizinische Untersuchung, Fingerabdrücke wurden genommen, und um 14 Uhr wurden wir in unsere „Zellen“ geführt. Meine Zelle hatte die Nummer 34 – hier sagt man: 3 und 4. Der Raum war 16 Quadratmeter groß, und ich wurde mit 35 anderen Personen zusammengelegt – es war heiß!

„Alter, bist du vielleicht ein Lehrer?“, fragte mich einer. „Ich bin katholischer Priester!“, antwortete ich. Eine Gruppe, die vorne zusammensaß, nannte man „Blatnyje“, das bedeutete „die Lieder“. „Hey, du Alter, komm her, er wird bei uns ein Geistlicher sein!“, sagten sie. Das bedeutete viel in der Zelle. Ich musste den Boden nicht putzen, ich konnte auf dem Bett schlafen und nicht darunter.

Hier gab es einen Lehrer, der sich seit 30 Tagen nicht in der Passabteilung gemeldet hatte, einen Buchhalter, einen Baumeister, Räuber, Diebe und Gauner. Auch Hooligans (Rowdies) waren dabei. Viele davon hatten seit drei Monaten keine Arbeit gesucht und diejenigen, die geschieden waren, zahlten seitdem keine Alimente mehr für ihre Kinder.

In der ersten Nacht schlief ich auf dem Tisch. Ab 1 Uhr träumte ich einen schönen Traum. Ich begann, die Heilige Messe zu feiern, und viermal wachte ich auf, doch der Traum setzte sich fort. Um 5 Uhr „segnete“ ich und entließ: „Geht hin in Frieden!“. Es war wunderbar, ich konnte noch eine Stunde schlafen. Im Traum sah ich die beiden Priester: Homitzki und Daschytzki, aber sie waren 100 bis 150 Meter von mir entfernt und ich „ging zu ihnen durch Wasser, denn das Wasser reichte bis zum Gürtel“. Dann hörte ich das Signal: „Auf“ – es war 6 Uhr und wir mussten uns anziehen und auf den Chefaufseher warten. Sie zählten uns zweimal durch, um sicherzustellen, dass alle da waren. Um 8:30 Uhr erhielten wir durch kleine Klappfenster in der Tür das Frühstück, um 14 Uhr das Mittagessen und um 19 Uhr das Abendbrot. Nach zwei Wochen wurde ich von Zelle 34 in Zelle 19 gebracht, hier waren sechs Männer. Alles junge Leute, nur der Insasse namens Fedot war 50 Jahre alt. Diese Zelle war viel kälter und dunkler, da sie im Norden lag.

Alle saßen hier zum dritten Mal. Fedot war schon seit seinem 15. Lebensjahr wegen Diebstahls im Gefängnis. Dieses Mal wurde er zum zehnten Mal verurteilt, weil er jemanden mit einem Messer angegriffen hatte – er bekam acht Jahre. Seine längste

Freiheit dauerte drei bis vier Monate, dann ging es wieder „nach Hause“ ins Gefängnis. Er erzählte auch, dass wir hier Gäste seien, während er zu Hause sei. 35 Jahre im Gefängnis! Fedot hatte kürzlich bei einer Frau (einer Direktorin) in einem Lebensmittelgeschäft gearbeitet, er hatte alles. Oft war er in der Nacht auf und hörte vom Balkon aus Streit, Flüche, Schimpfwörter und Schlägereien – das war seine Welt. Fast mit Tränen erzählte die Direktorin, wie sehr sie wollte, dass er bei ihr bleiben würde, aber er war zurück in „sein Wasser“ gekommen. Nach zwei Monaten war er wieder hier. Bis zum Gerichtsverfahren verbrachte ich fünf Monate hier. 15 Tage lang war alles ruhig, dann wollten er und sein Kamerad Jebanischnikow warme Unterwäsche von mir, die ich aber für mich behielt. Sie beide versuchten, auf verschiedene Weise (auch durch Schachspiel!), meine Wäsche zu gewinnen.

Vier Monate lang verspotteten sie mich, fluchten und beschimpften mich mit allen möglichen Schimpfwörtern. Ich schwieg und las nur. Am Ende hatten sie genug und wollten mit mir sprechen, warum ich mich wie ein Vieh (wie ein Tier) verhielt; es war bedauerlich. Sie haben mich für dumm gehalten und auch im Gespräch das Gleiche angedeutet: „Du bist doch normal, warum verteidigst du dich nicht?“ Ein Friedensabkommen haben wir mit meiner Unterwäsche geschlossen. Einmal pro Monat durfte ich ein Paket mit 5 Kilogramm Lebensmitteln erhalten, und Fedot teilte immer zwischen uns beiden.

Gena Jebanischnikow war schon 12 Jahre lang in einer Sonderschule für psychisch Auffällige. In der 5. Klasse schlug er einen Lehrer mit einem Stock wegen einer schlechten Note und war seitdem de facto im Gefängnis. Gena trat oft aus Nichtigkeiten mit den Füßen um sich, und Serjoscha, ein 19-jähriger, stiller und unschuldiger Junge, wurde wegen Diebstahls erwischt und landete hier. Fedot fiel es schwer, zu sprechen, und er mochte es nicht, wenn jemand in einer Frage anderer Meinung war als er. Er arbeitete noch in der Stalinzeit im Wald für 100 g Brot. Einmal brachten ihn seine Mitgefangenen auf einen Friedhof und warfen ihn in ein leeres Grab, um ihn lebendig zu begraben, aber zufällig Vorbeikommende halfen ihm. Für ihn war das Töten von Menschen eine alltägliche Sache. Ich machte ihm einen Vorschlag: „Wenn wir befreit werden, komm zu mir nach Nowosibirsk in die Kirche. Ich gebe dir ein Zimmer, du arbeitest als Wächter und lebst dann wie jeder andere auch.“ Seine Antwort: „Ich werde sicher nicht arbeiten. Ich lebe nach meinen eigenen Regeln!“

Im Gefängnis manifestieren sich alte Fehler und Suchtverhalten wie Geiz und Gier, die einige Menschen zu Sklaven machen. Die Geizigen tauschten alles ununterbrochen aus. Das Neue, das sie sahen, veranlasste sie, das Alte für das Neue

herzugeben und am Ende tauschten sie sogar Tee gegen Gegenstände von freien Menschen, die im Lager arbeiteten. Es gab dort Drogenabhängige und Alkoholiker. Und wenn nichts Anderes bekommen konnten, tranken sie extra starken Tee. Der Tee kam vom Obersten, der alles und jeden ausspionierte, was in der Zelle geschah und der Spitzel musste alles geheim halten. Obwohl Tee eigentlich verboten war, wurde er oft hereingeschmuggelt.

Einmal, um 20 Uhr erhielten wir eine Nadel, um 21:45 Uhr wurden wir wieder zurückgebracht. In der Zelle waren wir zu acht. Nach einer halben Stunde wurde Wassja, der die Nadel in einer Jacke stecken hatte, von uns genommen und alle vergaßen die Nadel. Um 21:45 Uhr öffnete sich ein kleines Fenster und sie verlangten die Nadel zurück. Alle sagten, was passiert war, aber der Aufseher wollte nicht zuhören und gab uns 5 Minuten Bedenkzeit. Bei Fedot gab es noch eine heimlich versteckte Nadel. Fedot behauptete jedoch, dass es seine Nadel sei und gab sie nicht heraus.

Die Zeit war abgelaufen, die Tür öffnete sich, und wir wurden auf den Korridor geführt. Wir mussten uns mit dem Gesicht zur Wand setzen, die Hände auf den Hinterkopf legen und zweimal 180 cm hoch mit dem Stiefel in die Nieren treten und mit beiden Handflächen von beiden Seiten auf den Hals schlagen, bis einem die Sterne vor den Augen tanzten. Ich flehte: „Seid bitte gnädig – die Nadel ist bei Wassja, wir haben alle vergessen, es ihm zu sagen.“ Dann traf mich ein kombinierter Schlag (mit Fuß und Faust) und ich fiel mehrere Meter. Sie trafen Fedot in die Nieren. Er schrie: „Schlag nicht gleich, ich gebe die Nadel zurück!“ Er gab sie ab! „Stehen Sie auf! Zurück in die Zelle!“ Fedot konnte 20 Nächte nicht schlafen, er schlief kniend und hustete Blut. Und doch hatten wir Glück, dass Fedot eine Ersatznadel hatte.

So verbrachte ich die Zeit bis zum Gericht in Zelle 19. Ich betete zu Gott, er möge mir offenbaren, wann das Osterfest 1985 sein würde. Im Traum erhielt ich die Antwort – am 15. April. Am Gründonnerstag fand die Gerichtsverhandlung statt, und einen Monat und drei Tage später, an einem Freitag, wurde ich zu drei Jahren Haft verurteilt!

In den Gerichtssaal wurden drei Personen geführt: mich und einen Mann, der jemanden getötet hat. Der Zweite wird sofort von zwei Soldaten begleitet. Man fragt mich, welches Strafmaß angemessen wäre – entweder die Todesstrafe oder 15 Jahre Haft. Ein Auto kommt und die beiden werden weggebracht. Ich warte allein eine halbe Stunde lang. Durch einen engen Spalt sehe ich, wie sich zehn Soldaten in einem Korridor aufstellen. Ich trete heraus und der Kommandant sagt mir, dass ich

niemanden grüßen dürfe. Ich gehe mit gesenktem Kopf und den Händen auf dem Rücken, flankiert von vier Soldaten links, vier rechts, einem vor mir und einem hinter mir.

Im Vestibül ist meine ganze Gemeinde versammelt, dazu Orthodoxe und Protestanten. „Gelobt sei Jesus Christus“, sage ich. Die Leute begrüßen mich und sagen: „Wir sind bei dir!“ In den Saal, wo die Verhandlung stattfindet, darf niemand eintreten. Ich höre Rufe: „Wir wollen die Anschuldigungen hören, lasst uns rein!“ Nach einer kurzen Prozedur wird eine Zeugin hereingeholt. Ich sitze in einem eisernen Käfig, während zwei Soldaten mit Pistolen davorstehen.

Die erste Zeugin aus Duschanbe gehört zu uns. Sie tritt ein und kniet sofort vor mir nieder: „Pater, segne mich!“, bittet sie. Ich mache ein Kreuzzeichen. Der Richter schimpft mit der Zeugin: „Das ist kein Gottesdienst!“, aber die Zeugin besteht darauf. Elvira sagt die Wahrheit. Auch die zweite Zeugin ist eine von uns und bittet um den Segen. Die vierte Zeugin ist Ludmila Petrowna vom KGB. Sie behauptet, sie kenne Swidnitzki seit einem Jahr. Er hasse die Sowjetunion, kritisieren öffentlich die Kommunisten, behauptete, sie seien Säufer, dass das Regime die Katholiken erniedrige und er sage der Jugend, sie dürfe nicht in den Komsomol oder die Partei eintreten. Er habe Untergrundgruppen gebildet. Der Richter fragt mich, ob das alles wahr sei, wie es alle gehört hätten. Ich antworte: „Das stimmt alles nicht! Bei meinen Predigten habe ich mich nicht in Politik eingemischt!“ Johannes von Schytomyr (er war gegen mich!): „Als Priester Josef in Schytomyr war, nahm er mich mit nach Riga und Vilnius. Er führte mich zu einem kranken Priester, um zu zeigen, was das sowjetische Regime mit Menschen gemacht hat. Damals glaubte ich, jetzt nicht mehr. Priester Swidnitzki hat uns Jugendliche versammelt und gegen den Kommunismus agitiert.“

„Swidnitzki, bestätigen Sie das?“ – fragt der Richter. „Nein!“ (Ich). Alina aus Schytomyr – „Als Swidnitzki bei uns war, war ich 10 Jahre alt, jetzt glaube ich nicht mehr. Man hat mir erzählt, Swidnitzki habe gegen unsere Obrigkeit gepredigt. Ich war mit meiner Freundin in Duschanbe, er hat mir neun Exemplare einer antisowjetischen Broschüre gegeben und ich habe an Versammlungen von Geheimgruppen teilgenommen, wo er gegen die Sowjetunion agitiert hat.“ Richter: „Swidnitzki, was sagen Sie zu dieser Zeugenaussage?“ Ich: „Ich möchte Alina fragen, warum sie hier im Gerichtssaal keine der neun Exemplare der antisowjetischen Literatur vorzeigt, wenn ich sie ihr gegeben habe?“ Auf diese Frage gibt es keine Antwort. Rosa Volk, eine 17-Jährige aus meiner Gemeinde, war auch in einer Gruppe. Sie behauptet, ich hätte sie und andere mit Zwang und Druck

in die Gruppe gebracht. Sie war gläubig, aber sie ist jetzt im Komsomol (kommunistischer Jugendverband).

Am nächsten Tag dasselbe Prozedere. Dann, nach zwei Tagen, vier Seiten meiner Vergehen und Verbrechen. Und schließlich mein letztes Wort. In der Zelle habe ich mich eine halbe Stunde lang vorbereitet. Ich habe es Fedot hier in der Kamera 19 gezeigt und andere haben mir gesagt, dass ich vor Gericht nichts beweisen könne, aber man könne für sich selbst noch bis zu 14 Jahre verdienen für dieses letzte Wort. Also sage ich es kurz. „Swidnitzki, Ihr letztes Wort!“ „Zuerst möchte ich dem KGB danken, dass er es mir erlaubt hat, diese Jahre als Priester zu arbeiten. Als Priester liegt es mir fern, Gläubige in politische Angelegenheiten zu verwickeln. Ich danke der Obrigkeit, dass ich auch hier arbeiten konnte.“

Heute war niemand aus meiner Kirchengemeinde hier, denn niemand wusste von meiner Verurteilung. Nach fünf Tagen kam die Sekretärin und übergab mir den Verlauf der Gerichtsverhandlung zum Lesen. Sie informierte mich auch darüber, dass jeden Tag bis zu fünfzig Mitglieder meiner Pfarrgemeinde im Vestibül von 9 Uhr bis 16 Uhr den Rosenkranz gebetet hatten. Im Gerichtssaal wollte man das Gleiche zu Ende bringen.

Nach dem Urteil wurde ich sofort in einen kleinen Käfig von 3 × 2 Metern gebracht. Ich musste noch zwei Stunden warten, bevor ich „nach Hause“ (ins Gefängnis) zurückkehrte. Das heutige Gericht war nur für mich. Ein Soldat wollte gerne mit mir sprechen, aber er hatte bereits zweimal eine Bemerkung vom Oberoffizier erhalten. Beim dritten Mal wurde er weggeschickt.

Nach dem Gericht war meine Zelle überfüllt, Nummer 7 8. Auch hier waren viele Menschen – 34 Insassen. Einige waren vor der Gerichtsverhandlung gekommen, andere nach der Verhandlung. Es waren Menschen verschiedener Nationen und Kriminelle. Für mich war es erneut Glück zwischen den Autoritäten der Zelle, aber der Raum war völlig überfüllt. Ich verbrachte Tag und Nacht auf dem oberen Stock meines Bettes. Jeden Abend baten sie mich um eine Predigt (es war still). Ein Monat lang erzählte ich die gesamte Bibel, die Kirchengeschichte und den Glauben. Wir haben aus Socken Zwirn hergestellt und gebunden. Fast alle Gefangenen hatten ein Kreuz und einen Rosenkranz aus Schwarzbrot. Viele schrieben Gebete auf.

Täglich beteten wir bis zu 500-mal „Heilige Maria, bitte für uns!“ In den Nächten beteten wir bis zu 5000-mal zum heiligen Josef: „Bitte für uns!“; 200-mal, zum heiligen Stanislaus; 200-mal, zum heiligen Antonius; 200-mal zum Heiligsten Herzen Jesu; 200-mal „Herr, erbarme Dich unser“. Außerdem, „Hochgelobt und

gebenedeit sei das Allerheiligste Sakrament des Altares“ 200-mal, und zum Heiligen Geist 200-mal. Der gesamte Rosenkranz und die Andacht der Heiligen Messe mit geistiger Kommunion – dieses Gebet war „mein Anker“.

In der Zelle gab es verschiedene Gruppen: die oberste Klasse, die mittlere Klasse und die unterste Klasse. Die höchsten Insassen bildeten eine Elitegruppe. Diese Gruppe bettelte mit Nachdruck für alle in der Zelle. Sie waren immer privilegiert. Die zweite Gruppe, die „Schwarzarbeiter“, bediente größtenteils die erste Gruppe. Jeder Privilegierte hatte seinen „Diener“ oder Sklaven aus der zweiten Gruppe. Die dritte Gruppe bestand aus den „Unreinen“ und „*Gomiki*“ (Homosexuellen). Ihr Platz war bei den Toiletten und man durfte nichts von den Unreinen nehmen, da bei ihnen alles falsch gemacht wurde. Die Unreinen hatten keine Stimme und erledigten besonders niedere Arbeiten. Wer nach dem Essen ein Stück Brot oder einen Apfel vom Tisch nahm, galt als unrein. Oder für ein Stück Brot musste er das Geschlechtsorgan der höheren Insassen säubern oder lecken.

Die Unreinen wurden oft für nichts geschlagen. Von unserer Zelle aus ging es in eine 20 Quadratmeter große Box, um 20 Minuten frische Luft zu schnappen und dann wieder zurück. Einmal schlug ein anderer Häftling, der neben mir saß, zu. „Bitte, schlag nicht!“, flehte ich, aber er sprang auf mich zu und schlug mich mit voller Kraft mit der Faust auf die Stirn. Er sagte, das sei noch zu wenig, ich könne noch mehr bekommen.

Einmal alle zehn Tage bekamen wir Bücher zum Lesen, besonders über Krieg und Revolution. In sechs Monaten las ich 80 Bücher. Überall in der Zelle gab es Wanzen und Läuse. Im Gefängnis waren 4000 Kriminelle. Jeden Morgen rechneten wir aus, dass sie jede Nacht von uns 5 Liter Blut von 4000 Menschen tranken. Jeden Tag mussten wir unsere Wäsche nach Läusen durchsuchen. Wenn jemand Läuse hatte, bekam er 20 Schläge mit einem gebundenen Handtuch. Zweimal am Tag musste derselbe den Boden wischen. Mir wurde das nicht erlaubt. In meiner Zelle mussten andere nach mir interessante Geschichten aus den Büchern erzählen. Ich hörte alle Bücher von Alexandre Dumas, Agatha Christie und vielen anderen.

Nach den Gefängnisregeln hatte ein Gläubiger das Recht, die Sakramente zu erhalten. Ich versuchte, sie zu bekommen und schrieb an den Oberkommandanten eine Bitte um Erlaubnis, einen Priester von der orthodoxen Kathedrale, Priester Boris zu senden. Es gab keine Antwort.

Einmal kamen zwei Journalisten aus Moskau, von „*Iswestija*“ und „*Prawda*“. Sie schlugen vor, dass ich einen Artikel schreibe und „*Reue*“ für meine „*Sünde*“ zeige.

Durch diesen Artikel könnten anderen Priestern geholfen werden, vorsichtig zu sein und die sowjetischen Gesetze nicht zu brechen. Ich antwortete: „Wenn die Menschen das lesen, werden sie denken, man habe mich im Gefängnis geschlagen und ich müsse so schreiben. Es wäre besser, das zu unterlassen, das wäre sowohl für Sie als auch für mich besser.“

In der Kamera 7 8 wurde ich nicht mehr beleidigt. Während ich anfangs bei den Gefangenen Unbarmherzigkeit sah, hatte ich Mitleid mit den Beleidigern. Doch langsam wird die Seele trocken ohne Mitleid. Es bleibt einem in dieser „Tierwelt“ gleichgültig, fremde Tränen zu sehen. Deshalb betete ich so viel – ich wollte nicht ganz „hart und trocken“ werden. Wir haben gezählt, wie viele Haare auf meinem Kopf waren – es waren zwischen 35000 und 40000.

Arbeitslager

Freitag, 4. Oktober 1985. An diesem Tag begann es früh am Morgen zu nieseln. Zum Mittagessen wurde nur ein Teller serviert, dann kam der Ruf: „Swidnitzki, pack deine Sachen und komm raus!“ Die Tür öffnete sich, und ich folgte den anderen. Wir wurden alle in den Gemeinschaftssaal 111 gebracht, wo mir mitgeteilt wurde, dass wir ins Arbeitslager Nr. 12 gebracht würden. Dort verbrachte ich 285 Tage und Nächte.

Unser Weg führte uns zur Stadt Kuibyschew, 300 Kilometer nordwestlich von Nowosibirsk. Schon in Freiheit hatte ich viel über Kuibyschew gehört. Dort war unsere Kirche. In der Zarenzeit war es ein Handelszentrum zwischen West- und Ostrussland. Bis 1935 hieß die Stadt Kainsk. Ich hatte schon immer vor, dorthin zu kommen, aber nun wurde ich 56 Jahre nach meinem Konfrater dorthin gebracht. Wir wurden in die letzte Box gesetzt. Sie wollten uns heute verschicken, aber nicht alle Zimmer waren untereinander verbunden. Dort waren wir zu 35, darunter auch Leute vom Krankenhaus – Tuberkulosepatienten, die mit uns ins Lager Nr. 12 zurückkehrten.

Unter den Mitgefangenen war auch der lustige Tsygan Sascha, ein 23-jähriger Bursche, der viel sang. Im Nebenzimmer waren Mädchen. Sascha übergab durch ein kleines Loch in der Wand Elena fünf Zettel, die Nacht hindurch und bekam ebenfalls welche zurück. Diese „Telefonverbindung“ funktionierte recht gut. Mit einem Metallbecher klopfen sie auf die Heizung, legten dann den Becher umgekehrt darauf und lauschten so und sprachen miteinander.

Eine weitere Verbindung – die Toilette. Man steckte einen Zettel in eine Folie mit Netz, ließ das Wasser herunter und tat dasselbe von der anderen Seite. Die beiden Pakete verbanden sich und wurden von der anderen Seite herausgezogen. So funktionierte die Post im Gefängnis.

Eines Tages luden uns die Wachen in ein Auto zum Bahnhof und dort stiegen wir in einen „*Stolypin-Waggon*“, einen Eisenbahnwagen, benannt nach dem russischen Staatsmann Pjotr Stolypin. Nach der Oktoberrevolution 1917 wurden sie in Russland meistens zum Sträflingstransport eingesetzt. Soldaten mit Waffen umgaben uns und wir mussten 100 Meter zu Fuß gehen. Draußen herrschte dichter Nebel, überall waren viele Soldaten. Niemand konnte sich verstecken. Wir waren alle da, in unserem Käfig zu acht.

Durch ein eisernes Gitter – bis zu 50 Gefangene (Verurteilte 10 – 15). Vom fernen Osten fuhren wir weiter nach Slatoust. Als alles fertig war und der Zug sich in Bewegung setzte, kam ein Sergeant von Donezk zu mir durch das Gitter. Er interessierte sich für mich, weil auf meinem Dokument mit großer Aufschrift stand: Swidnitzki, Priester der Römisch-katholischen Kirche. Er stellte mir viele Fragen und ich antwortete ihm. Der Zug fuhr weiter, aber wir sahen nichts, da alles abgeschirmt war. Gelegentlich kamen Soldaten vorbei und gingen weiter.

Man konnte das Interesse dieses jungen Soldaten sehen; er hörte aufmerksam zu. Ich spürte, dass er kein überzeugter Atheist war. So war es bei fast allen – sie wurden schnell zu Gleichgültigen. So viele arme Kommunisten hatten Milliarden für antireligiöse Propaganda ausgegeben, von Kindergärten an und doch hatte es nicht viel genutzt.

Die Mitverurteilten erzählten einander ihre Geschichten. Es gab einen Zahnarzt, einen Orthopäden, einen Buchhalter, einen Baumeister und Diebe. Jura „reinigte“ Taschen – er war bereits zum vierten Mal in seinen 35 Jahren eingesperrt. Ich versuchte, viel zu schlafen, aber immer wieder wachte ich auf. Um 4 Uhr morgens kam der Befehl: „Schnell raus!“. Wir eilten alle zur Autobox. Nach 20 Minuten waren wir schon in unserem Lager.

Sie führten uns durch einen Korridor, überall Soldaten mit Pistolen. Wer wusste, ob ich lebendig von hier herauskommen würde? Schließlich erreichten wir die „*Sona*“ (die Zone), das Territoriallager. Ein Zaun, betonierte Platten, dann 15 m mit Sand und Stacheldraht, dann Draht mit Strom mit der elektrischen Spannung von 280 Volt, und alle 100 Meter ein bewaffneter Soldat. Nicht jeder würde von hier herauskommen. Aber wenn etwas passierte, würde man den Leichnam mit seiner

Nummer auf den Friedhof bringen und draußen würde niemand wissen, wo sein Leichnam ruht. Solange er im Gefängnis war, galten die Sterbenden als verurteilt und gehörten dem Gefängnis.

Wir kamen in einen Saal und jeder legte sich hin, wo er konnte. Meine Füße und Knie waren stark unterkühlt, da ich schon seit 7 Uhr morgens wartete. Um 7 Uhr gab es heiße Erbsensuppe. Etwas besser geworden ist es bis 8 Uhr. Dann konnten wir uns baden, bekamen unsere Uniformen und wurden von einer Kommission geprüft. Die Kommission bestand aus fünf Personen, hauptsächlich von der Partei. Sie schauten mich an, als wäre ich ein Orang-Utan. Sie stellten Fragen und wunderten sich darüber, dass es in der Sowjetunion noch solche Leute gab. Sie warnten mich: „Keine religiöse Agitation, sonst wird es schlecht.“ Nach allen Prozeduren wurden wir in die Kaserne geführt – bis zu 100 Leute. Ich lernte meinen Nachbarn neben meinem Bett kennen.

Um 21 Uhr wurde ich zur Administration gerufen. Ich trat ein und wurde mit den Worten begrüßt: „Verurteilter Swidnitzki, Paragrafen 190 und 227 des Strafgesetzbuchs der UdSSR. Strafe: Drei Jahre Justizanstalt, Beginn: 19. Dezember 1984.“ Sie alle saßen, ich stand da, die Hände hinter dem Rücken, mit abgenommener Mütze in den Händen.

Meine Zellengenossen interessierten sich für meine Arbeit und vermuteten, dass ich Priester nicht wegen des Glaubens, sondern wegen des Geldes sei. Ich gab keine Antwort mehr. Sie erzählten mir, wie sie mit einem orthodoxen Bischof und den Priestern in einem Restaurant getrunken hatten und dass Priester wie alle Ungläubigen lebten, wie auch die Wissenschaft bewiesen hätte, dass es keine Seele gebe usw.

Es war bereits Mitternacht, alle schliefen schon seit zwei Stunden, und meine Schicht dauerte noch an. Letzte Warnung – ich durfte nur einen Brief im Monat an meine Schwester schreiben – die Korrespondenz wurde begrenzt. Ich fragte, warum, denn das Gesetz erlaubte, so viel zu schreiben, wie meine K-Punkte erlaubten. Der Oberorganisator sagte, er wolle es so und so würde es gemacht. Früh am Morgen nach dem Frühstück ging es zur Arbeit. Sie brachten uns zur Arbeitsabteilung der Justizanstalt (Sona). Hier wurden wir zweimal gezählt und dann auf das Arbeitsterritorium gelassen. Ich wurde in die Küche eingeteilt.

Nach dem Geschirrspülen musste ich den Boden wischen und die Wände reinigen. Es gab immer viel zu tun und mein Rücken schmerzte fast bis zum Umfallen. Mit fremder Hilfe schaffte ich es, um 0:30 Uhr die Arbeit zu beenden und punkt um 1 Uhr morgens mussten wir die Schicht beenden. Nach einer Woche sagte der

Vorgesetzte, dass diese Arbeit für mich zu leicht sei. Nun musste ich Kästchen nageln – $50 \times 50 \times 50$ Kubikzentimeter. Als Planvorgabe musste ich 50 Stück herstellen, worüber der Aufseher den Vorgesetzten informierte. Dieses Mal halfen mir meine Nachbarn von links und rechts und ich schaffte 36 Stück. Aber in den nächsten Tagen waren andere Nachbarn da, die dieselben Probleme mit der Norm hatten und ich schaffte selbst nur 15 Stück in 8 Stunden.

Zwei Wochen später hatte ich mir alle Finger mit dem Hammer angeschlagen. Ich hob den Hammer auf und meine linke Hand zuckte automatisch zurück. Ich ging zum Oberoffizier und bat ihn, ob er vielleicht eine andere Arbeit für mich finden könne, da alle meine Finger aufgesprungen, gespalten und blutig geworden waren. Er antwortete mir, dass ich selbst hierhergekommen sei und meine Schuld ehrlich abarbeiten müsse. In Freiheit heilten Schnitt- und Schlagwunden schon in zwei, drei Tagen, im Gefängnis dauerte es Monate.

Nach einem Monat versetzte mich der Brigadier in ein Sägewerk. Die geschnittenen Bretter mussten in die 50 Meter entfernte Abteilung getragen werden. So kam Weihnachten. Abends um 8 Uhr hatten wir hier bei -40 °C Abendbrot. Ich hielt mir mit einem Lappen den Mund zu, der innerhalb einer Stunde so hart wie Eis wurde. Alles war gefroren. Die Zeit verging schrecklich langsam, die Bretter waren schwer für uns beide Träger, ich fiel oft unter die eisigen Bretter und der Aufseher kam hinter uns her und fluchte, dass wir alles schneller bringen müssten, sonst würde er uns verprügeln. Wir standen auf und trugen weiter. Der 24. Dezember abends war fast der schwerste, schwerer als alle anderen.

Mein Arbeitskollege war auch schwach wie ich beim Brettertragen. Wir beide fielen oft um. Die Bretter waren gefroren, man rutschte aus. Nach jedem Brett schauten wir in Richtung unserer Speisehalle, ob das Abendbrot gebracht wurde. Das Abendbrot heute war wie gewöhnlich: gesalzener Fisch Tjiulka (Sprotte) mit Buchweizen, perfekt für den Heiligen Abend.

Wir arbeiteten weiter. Meine Gedanken waren bei meiner Gemeinde: „Pastoralmesse“. So hatte Gott gewollt, dass ich ihn gerade hier mit schweren Brettern unter der Hand anbete. Ich murrte nicht, dass meine Arbeit, die mir mein Heiland gegeben hatte, so schwer war. Ich feierte die Heilige Opferung Christi, während ich Bretter trug und betete. Ich hatte ihn gebeten, dass diese Arbeit ein neuer Altar für mich und für Christus sein solle. Obwohl dieser Altar so kalt und schwer war, hatte ich ihn doch darum gebeten. Kaum hatte ich das gebetet, sah uns der Brigadier. Zwei andere Aserbajdschaner hatten ihm gesagt, er solle mit dem Priester barmherziger sein und mir eine leichtere Arbeit geben.

Ich trug dann mit dem Schlitten kleine Bretter in den Arbeitsraum. Mein Brigadier sprach mit mir möglichst weit weg vom Fenster des Wachthauses, wo oft die Offiziere saßen und bereits gefragt hatten, warum er mir eine leichtere Arbeit gegeben hatte. Und ich kehrte wieder zu den Kästchen zurück, weil der Oberst meine Planvorgabe sehen wollte.

Ich sah von der Seite, wie Bestarbeiter mit dem Hammer arbeiteten, beobachtete, wie sie Nägel aus dem Kasten nahmen und mit der Gabel alle Köpfchen in eine Richtung drückten. Ich nahm die Gabel in die linke Hand und die Arbeit ging etwas schneller. Nach drei Monaten konnte ich meine Norm bereits übererfüllen. Oft kam eine Kontrollkommission und nach der Arbeit erzählte man mir, die Controller hätten uns irgendwo hinten stehen sehen und meine Arbeit beobachtet.

Einmal vor Ostern schrieb ich einen Gruß in drei Sprachen: Russisch, Deutsch und Polnisch, auf eine Postkarte. Als ich abends von der Arbeit in die Kaserne kam, war meine Postkarte weg. Wenn ich im Untergrund schrieb, war selten eine Postkarte öffentlich auf meinem Tisch neben dem Bett zum Schlafen. Dieser Vorfall war der Grund, mich zu beschuldigen und mir die Möglichkeit zu nehmen, einmal in 6 Monaten ein Speisepaket von zu Hause zu bekommen. Ich musste diese Anschuldigung nur mit einem Dank zurücknehmen, dass man mit ausgezeichnete Arbeit solche Vergünstigungen verdienen könne, was ein ganzes Jahr dauern könne.

In unserem Lager gab es eine Abendschule mit den Fächern Tischler, Zimmermann, Stuckateur und Fliesenlegen für Baderäume. Ich war bereits drei Monate im Lager und mit Erlaubnis meines Obersten besuchte ich von 19 bis 22 Uhr Kurse. Als ich das Lager verließ, hatte ich folgende Fächer abgeschlossen: Baumeister, Zimmermann, Stuckateur, Schlosser und zwei Monate Fliesenlegen. Wenn man meinen Fachschulausweis ansah, schien es, als wäre ich nicht im Gefängnis gewesen, sondern hätte zwei Jahre und vier Monate in einer Bauschule gelernt. Der Oberoffizier meiner Kaserne fragte mich: „Wofür brauchst du das Studium so eifrig?“ „Ich werde es noch im Leben brauchen.“

Als ich die Normen bereits erfüllen konnte, hatte ich bei meiner Obrigkeit etwas mehr Stimme und Ansehen. Ohne Schule war ich Korrespondent für die Lagerzeitung, Kulturorganisator für die Bibliothek und den Chor. In den Zeitungsartikeln schrieb ich über diejenigen, die gut arbeiteten und gute Disziplin hielten und stellte sie anderen als Beispiel hin. Ich bekam für meine Studien eine „Danksagung“ und konnte um eine Verabredung mit meinen Bekannten bitten. Das waren Frau Lidija Jarygina und Olga Stroh.

Sonntag, 2. Februar. Ich war bereits anderthalb Jahre im Gefängnis. Um 10 Uhr wurden wir in einen Saal geführt, der mit doppeltem Glas in zwei Teile geteilt war. Auf der einen Seite saßen wir mit dem Telefon, auf der anderen Seite saßen unsere Besucher. Sie untersuchten uns zuerst sorgfältig und ließen uns dann sitzen und warten. Auf unseren Sitzen standen die Nummern unserer Gäste.

Welche Freude! Wir grüßten uns mit „Gelobt sei Jesus Christus!“ – das war unsere heilige Parole. Wir sprachen ins Telefon, und der Aufseher kontrollierte uns auch mit dem Telefon. Wenn ich etwas Unerlaubtes sagen wollte, schnitt er es ab. Ich bat meine Freunde – sie sollten die Kirche zu Ende bauen und sie sagten mir, dass die Kirche bereits fertig sei, was für mich eine doppelte Freude bedeutete. Das war für mich sehr kostbar!

Ich hatte Angst, dass das Regime alles tun würde, um die Baustelle zu sabotieren. Aber meine Frauen zeigten großen Mut gegenüber der Obrigkeit. Wenn jemand kam, um uns zu kontrollieren, stellten sich die Frauen sofort um ihn herum und konfrontierten ihn mit seinen Verbrechen und seiner Unterdrückung durch das Regime, und er ging sofort weg.

Die Verabredung dauerte zwei Stunden. Ich bat sie, möglichst nach Litauen zu fahren und dort einen Priester zu suchen, und sie sollten nicht auf mich warten. Dieser Sonntag brachte mir nicht nur neue Kraft und Freude, sondern auch neue Hoffnung, dass Gottes Werk trotz der Prüfungen und Schmerzen weitergehen würde. Ich konnte mit einem stärkeren Impuls meine Last weitertragen. Vor sechs Monaten hatte mein Herz zu schmerzen begonnen, und an Arbeitstagen wurden die Schmerzen schlimmer. Einen ganzen Monat lang konnte ich keinen Arzt erreichen. Endlich war mein Arzttermin gekommen.

Zu meinem Glück arbeitete heute ein neuer Arzt, der noch nicht von der „Lagerkrankheit“ befallen war – „zehn weiße Tabletten für zwei Wochen“ für alle „Krankheiten“. Er führte eine gründliche Untersuchung durch und stellte fest, dass ich an der Schwelle zur Dystrophie stand und Herzrhythmusstörungen hatte. Er verlegte mich für 24 Tage in die Ambulanz, wo es etwas besseres Essen gab, und die Medikamente halfen mir sehr.

Die Zusatzrationen für weitere vier Monate kamen für mich überraschend. Es wurde leichter für mich, meine Norm zu erfüllen. Nach weiteren sechs Monaten konnte ich meine Norm um 120 bis 130 Prozent steigern. Ich wollte der Obrigkeit zeigen, dass katholische Priester überall in der Kirche und Gesellschaft erfolgreich sein können. Als Erster beendete ich meine Arbeit bereits nach sechs Monaten um 15 bis 16 Uhr

und bereitete mich auf den nächsten Tag vor. Meine Lagerkollegen waren überzeugt, dass ich sie bei der Obrigkeit nicht verraten würde und mit diesem Verhalten gewann ich ihr Vertrauen. Obwohl die Obrigkeit sehr daran interessiert war, dass ich dem Regime helfe, wollten sie mir eine leichtere Arbeit geben.

Der Saal, in dem wir arbeiteten, war 55 Meter lang und 10 Meter breit, ohne Fenster und mit nackten Boden ohne Holzbelag, der fest gerollten Lehm mit vielen Löchern aufwies. Lange Tische standen in zwei Reihen, an denen 100 Jugendliche ihre Schuld abarbeiteten. Im Saal herrschten Temperaturen zwischen +3 und +5 °C, während es im Hof bis zu -30 °C kalt war. Zwölf Männer wurden unserer Brigade aus einem anderen Saal angeschlossen, darunter befand sich der Aserbaidzhaner Mamedow. Auch unser Brigadier (Vorarbeiter) Mechtijew stammte aus dieser Region. Mamedow kam oft zu mir und ermahnte die anderen Arbeiter im Raum, mich nicht zu beleidigen, denn gegenüber einem Priester solle man weder schreien noch grob sein. Er machte Mechtijew oft Vorwürfe in seiner Sprache, weil er mir gegenüber grob war. In dieser Hinsicht erwies er sich als äußerst hilfreich für mich. Der Brigadier verhielt sich mir gegenüber komplett anders, wenn Mamedow anwesend war. Mamedow sagte: „Von dir, Alter, will ich nichts hören. Ich möchte nur in menschlicher Weise mit dir kommunizieren können.“ Mamedow genoss Autorität in der Sona (Knast) und sein Wort hatte großen Einfluss auf die verurteilten Jugendlichen, da er den einen oder anderen im Dunkeln mit der Faust gestoßen und von hinten getreten hatte.

Unser Aufseher Sergej, 27 Jahre alt, lud mich besonders in der zweiten Schicht (17 bis 24:45 Uhr), wenn er frei hatte, zum Gespräch ein. Er war ledig und interessierte sich wenig für Religion, aber für Wissenschaft und menschliche Philosophie. Er schrieb meine Interpretationen und Sprüche auf in ein Taschentuch. Auch ich schrieb mehrere Briefe an seine Freundin. Diese Briefe waren in einer literarischen Sprache verfasst. Einige andere baten mich, ihren Eltern Briefe zu schreiben. Ein Sohn war bereits das vierte Mal im GULAG und die Eltern wollten weder Pakete schicken noch Briefe schreiben. Meine Briefe waren im Namen der Gefangenen, von denen ich als Persönlichkeit betrachtet wurde, eher als Entschuldigung und zur moralischen Unterstützung gedacht.

Einmal, bei strengem Winterwetter von -40 °C, ordnete der Oberst an, dass jeder seine Unterwäsche abgeben sollte, und versprach, innerhalb von drei Tagen neue zu verteilen. Er verteilte sie jedoch anderthalb Monate lang nicht, wodurch viele erkältet wurden. Ich gab meine nicht ab und schaffte es, mich bei dieser Kälte zu behaupten. Warum er das so gemacht hatte, wusste niemand.

Ein weiterer Vorfall ereignete sich mit mir. Unser Ältester in der Kaserne war krank und lag in der Nebenkaserne. Er markierte die Betten mit den Namen derjenigen, die dort schliefen. Als ich ihn wegen eines Bettes ansprach, stieß er mich plötzlich weg, sodass ich mehrere Meter zwischen Sessel und Bett flog. Nach 20 Minuten wurde ich in die Bibliothek gerufen wegen eines Artikels in der Zeitung. Garlatsch war der Meinung, dass ich ihn beim Oberkommandanten angezeigt hatte. Er schickte sofort einen seiner Kameraden hinter mir her. Doch er erkannte schnell, dass er Ärger von der Administration zu erwarten hatte. Als ich um Mitternacht zurückkam, wartete er nervös auf mich und entschuldigte sich, dass er damals sehr nervös gewesen sei. Ich habe es niemandem erzählt. Ich konnte meine Pflicht ohne besondere Unruhe erfüllen. Meine Lage im Lager war gut und jeder der versuchte, sich über mich lustig zu machen oder mich herauszufordern, verstummte aus Angst vor den Autoritäten.

Die Autoritäten im GULAG stellten für alle ein unbeschreiblich strenges Gesetz dar. Die „Schwarzjacken“, wie sich die Autoritäten im Gefängnis nannten, hatten ihre eigene Hierarchie und sorgten für Ordnung in der Kaserne und in den Zellen. Sie trugen immer neue und saubere Kleidung und nannten sich selbst „Schwarzjacken“. Sie hatten überall Verbindungen und finanzielle Mittel. Wenn Eltern kein Geld schickten, war das kein Problem, denn sie hatten „Brüder“ in der Zone, die nun in Freiheit waren und sich um ihre „Brüder“ im Gefängnis kümmerten, sei es durch Schmuggel, Freigänger oder Frauen, die aus der Freiheit in die Zone zurückkehrten.

Viele von ihnen (von den Schwarzjacken) agitierten derart, dass Josef, Peter, Tolik ... einen kleinen Brief schreiben sollten und ihn ihren Eltern oder Brüdern übergeben sollten. „Von denen sollten wir 100 bis 200 Rubel erhalten. 50 Prozent nimmt der Besucher und die anderen 50 Prozent bleiben bei einem ‚Onkel‘ oder einer ‚Tante‘, einem Großvater, als Nahrungsmittel.“ Ich habe es einmal versucht, aber nichts erhalten.

Die Verwaltung wollte, dass alle, die Außenarbeiten verrichten – dafür gibt es Sektionen – in Chören, Kulturveranstaltungen und Theaterstücken singen. Ich war im KMS – Kulturell bei Büchern Korrespondent. Ich habe Artikel darüber geschrieben, wie gut die Gefangene arbeiten, Disziplin halten und Ordnung in der Kaserne und der Stadt bewahren. Im letzten Jahr gab es oft Besuche aus Moskau, bei denen Kommissionen die Ordnung überprüften. Solche Besuche führten oft zu Gesprächen mit mir, in denen sie fragten, was ich nach meiner Freilassung tun würde. Ich antwortete immer: „Als Pfarrer, wie bisher.“

Es gab mehrere Male, dass der Aufseher (der Schichtmeister) zu mir kam und bat, meine Hände auf seine Schmerzstellen zu legen – sei es der Platz der Zähne, des Rückens oder des Bauches. Einmal kam jemand zu mir an meinen Arbeitsplatz, der eine abgeschlagene Hand hatte und bat mich, meine Hand auf die Wunde zu legen, damit das Blut aufhört, zu fließen. In vielen Fällen hat der Zufall geholfen.

Im ersten halben Jahr meiner Arbeit hatte ich Probleme mit meinen Füßen. Krämpfe plagten mich stark; ich musste in der Nacht aufstehen und an Ort und Stelle treten, bis die Schmerzen nachließen oder sich beruhigten. Dies kam von großer Müdigkeit und Schwäche. Im zweiten Jahr war es leichter, und die Krämpfe quälten mich weniger. Bei vielen hielt der Urin in der Nacht nicht und die Armen wurden oft von anderen Insassen oder den Ältesten in der Kaserne geschlagen.

Mein Nachbar (im Nebenbett) war Michail Schipinin – 25 Jahre alt. Er arbeitete in Moskau in einer Uhrenfabrik. Einmal fuhr er betrunken von der Arbeit mit einem Motorrad und tötete einen Vater von drei Kindern. Die Witwe bat im Gericht um fünf Jahre für Michail. Er war sehr störrisch und konnte die Bemerkungen der Obrigkeit nicht ertragen, was ihm oft Strafen und Schläge einbrachte. Ich half ihm mit meinen Lebensmittelpaketen und einer warmen Jacke. Er war unordentlich. Drei Monate lang bat ich darum, seine zerrissene Tasche zu reparieren, damit er seine Hände in die Taschen stecken konnte. Ich habe sogar selbst die Taschen für ihn genäht. Er schrieb einen Brief – eine Art Andacht – an seinen jüngsten Bruder, voller Reue für seine Sünden. Er kam zu einer Bekehrung und lehrte seinen Bruder, ohne Falsch und Böses zu leben. Der Brief war 200 Seiten dick und enthielt viele philosophische Sprichwörter. Er glaubte nicht an Gott, aber durch seine intensive Lektüre kam er dem Christentum nahe. Von Anfang an hatte er leichte Arbeiten: Wache, Botengänge. Er war sehr dünn, aber er beharrte immer auf seiner Persönlichkeit. Ich sprach oft mit ihm über seine Sturheit, aber es war vergeblich. Er wollte seine eigene Identität nicht aufgeben, und das war eine Fessel für ihn im Kriminalsystem.

Einmal setzte die Obrigkeit ihn als Diensthabenden in die medizinische Ambulanz. Zwölf Stunden Wache, zwölf Stunden Ruhezeit. Einmal wollte er sich während einer 14-stündigen Schicht in der Wanne am Arbeitsplatz baden und belustigte sich 15 Minuten lang. Dann kamen zwei Aufseher und führten ihn sofort nur mit einem Bettlaken umwickelt in das Strafzimmer, wo es nur +10 °C hatte und ein nacktes, eisernes Bett stand, für zehn Tage und Nächte. Als er herauskam, war er ganz blass bis blau und hatte die Stimme eines 7- bis 10-jährigen. Kurz darauf wurde er in eine

Tuberkuloseabteilung für drei Monate verlegt. So wollte Michail das kriminelle System „reformieren“. Und so blieb er weiterhin unser Michail.

Von der linken Seite meines Bettes aus gab es einen Professor von der MGU (Lomonossow-Universität Moskau). Er hatte mehrere Briefe an Leonid Breschnew und Yuri Andropow, als Staats- und Parteichefs, zur Unterstützung der Krimtataren geschrieben und erhielt wie ich 190 § kriminell: „Agitation gegen die Sowjetunion“. Er wurde zu vier Jahren verurteilt, weil er die Meinung des Regimes nicht tolerieren konnte und immer etwas dagegen unternahm. Der Professor saß oft im Strafzimmer und wenn er für einen Monat aus dem Strafzimmer kam, aber wieder einen Verstoß beging und für sechs Monate ins Strafzimmer (was „Bur“ bedeutet!) zurückmusste, konnte er auf Matratzen schlafen und im Zimmer arbeiten. Der Professor verbrachte die meiste Zeit dort.

Ich war schon ein Jahr in der „Sona“ (die Zone). Ich hatte Anspruch auf einen Besuch meiner Schwester aus Murafa aber nur für 24 Stunden verdient. Für alle anderen waren es 48 bis 72 Stunden, aber mein Oberst würde mir nur 24 Stunden gewähren. Das war für mich viel. Ich wartete in einem Zimmer. Der Oberaufseher sprach mit mir und fragte, warum ich meiner Schwester Agnes im Brief nicht genug über die Ordnung im Lager geschrieben habe. „Ich kann für dich auch nicht mehr geben“, sagte er. „Ihren Willen, wie sie ihn machen wollen, nehme ich auch so an“, antwortete ich. Kurz darauf kam der Anruf: „Ich erlaube 24 Stunden.“

Man brachte mich in ein Zimmer, wo meine Schwester bereits mit einer gekochten Suppe auf mich wartete. Wir verbrachten 24 Stunden zusammen. Währenddessen fragte ich sie nach einem rätselhaften Umstand. Und zwar: ich war erst sei drei Tage im Gefängnis, wie ich ein an mich adressiertes 5-Kilogramm-Paket per Post erhielt. Ich ging in Gedanken alle meine Bekannten aus Nowosibirsk durch, aber ... ich konnte immer noch nicht verstehen, wer mir das schicken könnte. „Das Paket stammt von Ihren Verwandten“, – teilte mir die Aufseherin mit. – „Von meiner Schwester?“ „Ja, sicher!“ Ich konnte es nicht begreifen, wie meine Schwester so schnell von meiner Verhaftung erfahren konnte.

Die Schwester erzählte dann: „Am 24. Dezember wollten wir mit der Familie Weihnachtslieder im Radio hören, und plötzlich hörten wir vom ‚Vatikan‘: Der Priester Swidnitzki von Nowosibirsk wurde festgenommen. Wir eilten sofort zum Flugzeug nach Nowosibirsk. Sie hätte mich damals schon sehen können, aber da ihr Sohn, dem man nicht erlaubt hatte, mich zu besuchen, im Hotel wartete, konnten wir uns nicht treffen.“ Während die Schwester da war, zeigte einer der Verurteilten

ein Zimmer und führte den Oberst zu einer Tasche im Mantel, in der gestohlenen Geld und Dokumente versteckt waren. Der Oberst wollte dies nicht glauben, und ich fürchtete, dass mir das Treffen verweigert würde. Am Ende des Besuchs wurden die Dokumente meiner Schwester im Korridor gefunden.

Eine andere Begebenheit muss ich noch erwähnen. Meine Tante wollte mich im Frühling 1986 besuchen. Sie kam als Gast zu Lidija Jarygina, und man sagte ihr, dass Besuche nur einmal im Jahr erlaubt seien. Sie fuhr 300 Kilometer nach Kuibyschew. Im Zug gab man ihr den Rat, „ein Couvert“ (mit Schmiergeld) für den Leiter des Lagers zu überreichen und alles, dann würde in Ordnung gehen. Lidija war dagegen. Als sie im Lager ankam, ging Tante Emilia allein zum Leiter, während Lidija im Empfangsraum wartete. Zwei Stunden lang wartete Lidija vergeblich. Emilia tat, was sie normalerweise tat, wenn sie in der Ukraine, in Schmerynka, arbeitete. Der Leiter nahm das Couvert und rief den Konvoi und die Tante wurde verhaftet. Sie wurde zehn Tage lang im Gefängnis festgehalten, dann wegen Bestechung angeklagt und zu vier Jahren auf Bewährung verurteilt. Wie viel musste die 70-Jährige wegen eines Monats durchmachen, alles wegen mir. Ich erfuhr erst nach meiner Freilassung alles darüber.

Zufällig treffe ich fünf Monate nach der Ambulanz den Leiter der medizinischen Abteilung. Er interessierte sich selbst für meine Gesundheit und versprach, dass er, solange er hier ist, mehr von der benötigten Speisennorm für meine Stärkung vorschreiben würde. Ich war erstaunt: Ein Offizier, ein Kapitän und ein Abteilungsleiter sprechen so öffentlich mit Verurteilten?! Er erklärte mir, dass er die letzten Monate gearbeitet habe und dann gehen wolle. Er habe bei den medizinischen Arbeitern bemerkt, wie grob sie waren und wie sie fluchten wie die anderen. „Besser, ich verdiene weniger, als dass ich in diesen Morast falle.“

Gewiss gibt es in Gefängnissen nur sehr wenige solcher Personen, aber diese wenigen werden sich dafür entscheiden, das Gute zu tun. Nicht Kraft, Boshaftigkeit und Fluchen, sondern Menschlichkeit werden vorherrschend sein und die Gesellschaft führen. Im Lager und im Gefängnis bist du nur ein Verbrecher und ein Instrument des Normenplans. Hunderte Male habe ich von Verbrechen gehört: „Ich sterbe morgen, aber du stirbst heute!“

Der Brigadier hat mich wieder beim Sägen eingestellt. Die Geräte waren 30 bis 40 Jahre alt. Ich habe beim Sägen aus einem Viereck (Quadrat) einen 50 × 50 cm großen runden Deckel gemacht. Von einem Stück musste ich bis zu 500 runde Stücke in acht Stunden absägen. Von der Vibration hat mein Herz „geweint“. Aber ich habe einmal mit der linken und meistens mit der rechten Hand gearbeitet.

Ich arbeitete anderthalb Monate. Man hat mich zum Arbeitsleiter gerufen, weil eine Kommission aus Moskau gekommen war. „Wir haben gesehen, wie du an dem Gerät arbeitest, sehr schnell. Du könntest dir die Finger absägen, und dann würde die ganze Welt fluchen und sagen, dass die Sowjetunion das mit Absicht gemacht hat!“ Andere haben zugegeben: „Unsere Post arbeitet fast nur für dich allein, Briefe kommen täglich aus der ganzen Welt?“ Ich war erstaunt, weil ich Briefe nur von meinen Leuten bekam. Sie haben mir versprochen, dass ich jetzt alle Briefe bekommen würde.

Dann hat man mich gefragt, ob ich eine Beschwerde an die Obrigkeit hätte. Ja, hatte ich: „Warum erfülle ich ein Jahr lang die Norm und gebe ein halbes Jahr täglich 125 bis 130 Prozent vom Plan, während andere weniger geben?“ Die Beziehung der Administration zu mir war nicht wie zu allen anderen. Warum bin ich weiterhin für die Obrigkeit „*ein Kontra*“ ohne Grund? Die Kommission konnte mir dazu kein einziges Wort sagen, aber man hat mir versprochen, dass es besser sein werde. Das letzte halbe Jahr verbesserte sich die Beziehung zu mir: Die Lagerverwaltung kommunizierte ab jetzt zumindest auf menschliche Weise.

Es kommt der Monat März 1987. Die Kommission war fast jede Woche da und ich musste zu ihnen gehen und ihre Fragen beantworten. Ich hatte bereits das vierte Fach abgeschlossen und noch zwei Monate zu besuchen: Schlosserei und Fliesenlegen. Im letzten Monat war meine Norm bereits um 14 Uhr erledigt und ich habe mich auf den nächsten Tag vorbereitet, besonders wenn es am nächsten Morgen einen Feiertag gab. Dann konnte ich in der freien Zeit den Rosenkranz beten, zweihundertmal den Anruf zum Heiligen Geist, zum Herz Jesu, zum Allerheiligsten Sakrament, zu heiligen Josef und Antonius sowie die Andacht zur Heiligen Messe mit geistlicher Kommunion. Das war meine Routine für jeden Tag, und es war besser, ein bis zwei Stunden nicht zu schlafen, denn die heilige Pflicht musste erfüllt werden.

Davon wusste jeder Bescheid. In letzter Zeit (ein Jahr lang) haben fast alle früheren Kritiker mich mit vollem Respekt „Antonowitsch!“ genannt. Ich habe bereits das Fest des Heiligen Josef erwähnt. Am Mittwoch, dem 25. März, dem Fest der Verkündigung an die Mutter Gottes, musste ich mich auf dieses Fest vorbereiten, damit meine Norm erledigt würde. Ich bereitete mich bereits seit Montag darauf vor. Am Dienstag um 11 Uhr kam jemand in den Saal unserer Arbeit und fragte nach meinem Namen. „Wo ist er?“ „Hier bin ich!“, antwortete ich. „Komm mit mir zum Oberleiter“, sagte er. Er ging voran und ich folgte nach unserer Form: Hände auf den Rücken, Kopf geneigt, murmelnd: „Was wollen sie noch von mir? Oder schon

wieder eine Lüge, dass ich Agitation mache?“ Mein Aufseher führte mich. Ich stand vor den Türen – für mich bereits lange bekannte. Der Aufseher klopfte, dann trat er als Erster ein und ich hinterher. Mein Oberleiter schlug vor, dass ich mich setze. „Interessant!“, sagte ich, „das erste Mal – warum?“

Major Barsukow sagte: „Ich habe die Ehre, dir zu sagen, du bist von dem Obersten Sowjet der UdSSR begnadigt worden. Morgen lassen wir dich frei.“ „Aber heute muss ich noch meine Norm erfüllen“, sagte ich. „Es reicht, du hast in letzter Zeit genug geleistet. Ich werde hier einige Bemerkungen über dich verfassen. Du hast zwei Jahre lang genau beobachtet, wer ehrlich arbeitet und wer faul ist!“ „Herr Leiter, ich äußere mich nicht für Sie. Das sollen andere tun. Von Anfang an habe ich gesagt: ‚Ich will in Frieden mit der Obrigkeit und den Verurteilten leben‘.“ „Gut, dann möchte ich deine Meinung hören, wie wir verhindern können, dass diese Leute hierher zurückkommen.“ „Wenn es Ihnen ernst ist, sage ich Ihnen: Geben Sie mir bitte Papier und Feder. Wenn Sie diesen jungen Menschen helfen wollen, habe ich einen Vorschlag. Sie haben über meine Freilassung berichtet, ich werde an die Lagerleitung schreiben: ‚Ich, Swidnitzki, bleibe ganz freiwillig bis zum Tod hier in diesem Lager (Straflager!), unter der Bedingung, dass Sie mir erlauben, mit den Gefangenen gemeinsam zu beten und uns einen Raum geben, damit uns niemand stört. Ich verspreche, dass in einem Jahr hundert Menschen verbessert und verändert sein werden. Erleichterungen beim Essen und bei der Arbeit verlange ich nicht. Die Disziplin und die Normen werden wie bisher sein! Ich bin bereit zu schreiben, nur ein Wort von Ihnen: ‚Ja‘ oder ‚Nein‘.“ „Nein! Ich weiß, dass du bereit bist, aber wir nicht! Du wirst in die Arbeitsabteilung gehen und ein gutes Wort für die Verwaltung einlegen. Ich gebe den Befehl. Du musst von hier in einer neuen, reinen Jacke und einem neuen Anzug gehen. Ich wünsche dir alles Gute!“

Ich kehrte als Freier zurück. Doch von der Obrigkeit erhielt ich kein Lob. Alle Gefangenen standen bereits in Reih und Glied, ebenso wie die Obrigkeit. Der Arbeitsleiter lobte mich vor hundert Gefangenen für meine Arbeit und wünschte mir alles Gute. Meine letzten Worte waren: „Ich danke Ihnen, Kameraden, für Ihre Hilfe. Ich wünsche Ihnen allen eine baldige Freiheit und alles Gute. Auf Wiedersehen!“ Heute ging alles reibungslos mit den Dokumenten, dem Foto und dem Befreiungspapier.

Am 25. im Monat März führte mich ein Offizier überall hin, wo man mich nur noch kurz brauchte. Die letzten Schritte führten über unsere Grenze. Kapitän Kotjuschchanow führte mich durch einen Durchgang, alle Dokumente waren bei ihm. Ein Käfig, ich stand vor dem Fenster. Ein kleines Fenster öffnete sich, der Wächter

rief meinen Namen, und ich sagte: „Swidnitzki Josef Antonowitsch. Paragraphen 227 und 190, des Strafgesetzbuchs. Drei Jahre Justizanstalt. Beginn 19.12.1984 – Ende 19.12.1987“. Die Dokumente wurden nochmals überprüft, dann blickte er zweimal auf mein Foto und dann auf mich. Hier durfte kein Fehler bleiben! Fenster zu. Vor uns öffnete sich eine eiserne Tür und wir betraten noch eine Abteilung und alles wiederholte sich: Tür auf, und wir gingen in den ersten Stock, ich wusste noch nicht, dass ich bereits in Freiheit war. Die Grenze lag hinter der letzten Tür. Hier erhielt ich meinen Pass und das Geld für die Reise.

Die Frauen in der Buchhaltung sprachen so freundlich mit mir, ich hörte so schöne Komplimente über mich: „Solch ein Mensch, wir haben gehört, dass Sie ein Fürsprecher sind, dass Sie heilen usw. Wir fahren gleich in die Stadt und Sie können mit uns bis zur Busstation fahren.“ Kotjuschanow öffnete eine weitere Tür zum Kommandanten, der noch vor sieben Monaten meine Schwester wegen des Besuchs schalt: „Josef Antonowitsch Swidnitzki! Ich begrüße Sie in Freiheit!“ Er ließ mich Platz nehmen und wollte auch meinen Rat für seine Arbeit hören. „Ich war fast zwei Jahre hier und Sie, als Oberleiter, haben nicht einmal mit mir über die Situation in der Zone gesprochen. Mit Ihrer Erlaubnis gehe ich still meiner Wege.“

Wir saßen einige Minuten, er wünschte mir alles Gute und gab mir die rechte Hand: „Auf Wiedersehen!“ Ich ging hinaus, aber wo war mein Begleiter Kapitän Kotjuschanow? Er hatte mir nicht gesagt, was ich nach dieser Tür tun sollte. Ich war vorsichtig, um keinen Fehler zu machen. Ich stand da und ging langsam hinunter zum Erdgeschoss. Als ich dort ankam, blieb ich stehen und dachte darüber nach, was ich als Nächstes tun sollte. Ich trug ein Paket bei mir, gefüllt mit Heften, Zeitungen und einigen Schriftstücken, darunter auch einiges von dem, was ich hier niedergeschrieben hatte.

Ich fragte mich, warum niemand mein Paket durchsuchte oder sich ansah, was ich seit Stunden mit mir herumtrug. Normalerweise mussten alle, die das Gebäude verließen, ihre Zündhölzer und Zigaretten zeigen. Doch niemand schien mich anzusprechen oder zu begrüßen. Also wartete ich geduldig, aber niemand kam auf mich zu. Ich verließ das Gebäude vorsichtig und niemand folgte mir mehr nach. Langsam entfernte ich mich vom Haupteingang und sah mich um. Ja, jetzt war es klar: Ich war frei.

Die Freiheit

Wiederholt drehte ich mich um und segnete alle, die Wächter oben, die Wiederkehrer, die Kriminellen. Für mich war es ein Geheimnis, ebenso für sie. Sie versprachen nichts und kehrten dennoch zurück, immer wieder. Viele sagten mir: „In einem Monat vergesse ich, wo ich war, treffe alte Freunde, trinke wieder Schnaps usw. Und in zwei bis drei Monaten bin ich hier zurück.“ Der Mensch ist schwach, ohne Kraft zum Widerstehen, ohne Ziele, ohne Perspektiven – so kann es keine Veränderung ergeben.

Ich folgte dem vorgezeichneten Pfad. Schnellen Schrittes betrat ich den Laden, um etwas zu essen. Hier war ich stets hungrig, doch jetzt reichte mir ein Brötchen, statt der 10 bis 12, die ich zuvor gegessen hätte. Der Anblick allein stillte bereits meinen Hunger. Als Andenken machte ich ein Foto von allem und jedem, bevor ich ging.

Dann fragte ich nach einer Nähfabrik – dort, wo einst unsere Kirche stand. Ich fand sie und betete für die Priester, für all jene, die Gott hier gedient hatten, die Lebenden und noch mehr die Verstorbenen. Nur wenige Elemente erinnerten noch an die einstige Kirche. Weiter besuchte ich die ehemalige orthodoxe Kirche, jetzt ein verlassener Wärmerraum in einem Wohnhaus. Wieder betete ich für die Gläubigen und Ungläubigen, für die ganze Stadt. Mein Weg führte mich mit dem Bus 10 Kilometer zum Hauptbahnhof Barabinsk der Transsibirischen Eisenbahn. Weiter nach Prokopjewsk zum Redemptoristen, einem unierten Priester. Ich beichtete und kehrte dann heim.

Um 10 Uhr war ich beim Erzpriester, Redemptorist Wassili Rudka, CSsR, hatte gebeichtet und die Heilige Messe gefeiert. Um 15 Uhr nahm ich den Zug von Nowokusnezsk nach Moskau, zurück nach Nowosibirsk. Ich erreichte Pereulok Mira (Friedensgasse), Hausnummer 10, bereits um 7:40 Uhr. Vor mir stand eine neue Kirche. Ich trat ein, kniete nieder vor dem Allerheiligsten, verneigte mich vor meinem Gott und dankte herzlich für meinen Kreuzweg – eine Rekollektion, eine geistliche Übung für mich. „Vergib, lieber Heiland, dass ich in dieser Zeit keinen engen Kontakt zu dir hatte. Ich wollte, aber wegen meiner Schwäche konnte ich nicht vollständig auf dich vertrauen.“

Es folgte die Begrüßung der Menschen, und ich feierte die Heilige Messe. Vor der Messe sagte der Vorsitzende des Kirchenrates in der Sakristei: „Von staatlicher Seite kam ein Anruf, dass Sie ohne Erlaubnis der Obrigkeit keine Messe feiern dürfen.“ Ich antwortete Rudolf: „Rufen Sie zurück und sagen Sie: ‚Der Priester Josef kennt Ihr Verbot und ist bereits am Altar.‘ Freitag um 8 Uhr feierte ich meine Primiz in

der neuen Kirche.“ Ich dankte den Menschen für die wunderschöne neue Kirche und ich dankte der Obrigkeit für das Gefängnis – „Für diese Kirche hatte ich nicht genug Zeit im sowjetischen Lager verbracht!“

Am Tag besuchte ich die Eltern und Freunde meiner Mitgefangenen. Dann flog ich nach Tomsk und fragte, wie es ihnen dort ging. Zurück nachts nach Hause – nach Nowosibirsk. Um 8 Uhr die Heilige Messe und um 10 Uhr das Hochamt. Die Kirche war voll, und ganz hinten standen meine Gegner aus der Obrigkeit, sechs Leute. Feierliche Heilige Messe und Predigt. Zuerst Dank und Ruhm sei Gott, dann meiner geliebten Gemeinde. Ich beschuldigte niemanden für mein Gefängnis, es war Gottes Plan. Ich dankte der Obrigkeit dafür. Sie wollten mich körperlich und geistig brechen, aber heute war ich stärker als vor zweieinhalb Jahren. Wenn ich nicht im Gefängnis gewesen wäre, wäre die Kirche nicht so schön geworden. Ich vergab allen, die falsche Zeugnisse abgelegt hatten, allen, die mich beleidigt hatten – möge Gott ihnen vergeben.

Beim Friedensgruß sagte ich: „Ich möchte allen danken in meiner Gemeinde und gebe die Hand zum Frieden allen Vertretern und Repräsentanten des Regimes, die hier anwesend sind.“ Meine Gegner aus dem Staatsamt standen still in der rechten Ecke. Die Messe endete, ich ging in die Sakristei, und sofort kamen die Repräsentanten. Der Oberst fragte voller Zorn: „Mit welchem Recht feiern Sie Gottesdienst? Haben Sie vergessen, woher Sie kommen?!“

– „Ich weiß sehr wohl, woher ich komme! Das Recht, die Messe zu feiern, hatte mir die katholische Kirche durch den Bischof gegeben. Ich brauchte keine Erlaubnis von Menschen, auch nicht von der Obrigkeit. Ich sagte es feierlich und öffentlich: Ich hielt die Messe und würde es immer tun. Nur der Bischof konnte es mir verbieten, und ich unterstand nur ihm. Wenn Sie mich wieder ins Gefängnis werfen wollten, sagen Sie mir einfach die Zeit, um wie viel Uhr ich dort sein müsste. Ich komme freiwillig und ohne Festnahme, ich bin bereit, jetzt und heute!“ Meine Stimme war laut. Am Ende sagte ich fast schreiend: „Ich fürchte mich nicht vor euch. Es gibt keine härtere Arbeit im Gefängnis als die, die ich bereits erlebt habe. Räuber und Mörder wurden in zwei Konvois zum Gericht geführt, mich begleiteten zehn. Womit könntet ihr mich einschüchtern? Ich werde entweder neben dem katholischen Altar sterben oder im sowjetischen Gefängnis. Ich habe bereits entschieden.“

Die Repräsentanten wurden ruhiger. Dann sagte einer: „Aber Sie müssen die Ordnung einhalten und zum Polizeihauptmann kommen.“ So verlief das erste scharfe Gespräch mit der Macht der Oberen. Ich kam zur vereinbarten Zeit. Wladimir Rymar war ein Schüler von Nikolajew, einem alten Stalinisten. Seine

Mutter war bereits 1920 im NKWD, er selbst ein Komsomol-Mitglied in den 30er Jahren. Gerade in dieser Zeit konnte er beim Kommunismus „verdienen“. Er war ein scharfer Kritiker und ein eifriger Anhänger von Nikolajews ideologischem Feind. Dieses Mal vertrat Rymar Nikolajews Position – bevollmächtigt von der Kommunistischen Partei für Religion.

Rymar nahm mich recht freundlich auf. Gestern war er in der Kirche mit der Kommission. Von Anfang an wollte er meine Pläne hören. Ich sagte klar: „Wenn mir nicht erlaubt wird, in einer anderen Stadt als Priester zu arbeiten, komme ich zurück nach Nowosibirsk.“ – „Wladimir Leonidowitsch“, sagte ich. „Sie Kommunisten haben stark verloren. Solange es nicht zu spät ist, kommen Sie zu uns, in die Katholische Kirche. Wir verkaufen Euch nicht.“ „Josep Antonowitsch“, antwortete Rymar in normalem Ton. „Warum gehen Sie nicht zu den Katholiken der Tradition nach – zu den Orthodoxen?“ „Die Orthodoxie ist keine ernsthafte Religion. Wir sind eine Allweltkirche, und die Orthodoxie war für die Kommunisten nur noch ein Esel. Wohin Sie fahren wollten, dorthin hat Sie der Esel geführt. Wir sind aber keine Esel. Auf orthodoxen Esel können Sie sich ruhig setzen und auf seiner Brust mit ihrer Ferse spielen. Wenn Sie sich auf uns obendrauf setzen, werden Sie schnell wieder herabspringen müssen, denn wir erlauben niemandem, uns für Esel zu halten!“

„Sagen Sie, Josif Antonowitsch, welcher katholische Orden imponiert Ihnen?“, fragte Rymar. „Alle Orden imponieren mir, aber wenn Sie in einen katholischen Orden eintreten wollen, würde ich für Sie, Rymar, eine Empfehlung schreiben. Ihre Lehrer wie Nikolajew sind Lügner und Heuchler, und deshalb spreche ich in einem solchen Ton mit Ihnen. Er kann gut über uns Gläubige lügen – wir sind dumm und dunkel für Kommunisten. Aber warum belügen Sie Ihre eigenen Kommunisten als bessere und progressivere Heuchler? Sie lügen für Ihre Partei. Ich habe einen Beweis von Ihrem Lehrer Nikolajew. Wie viel hat er gegen mich nach Moskau schriftlich gelogen? Ich komme aus dem sowjetischen Fegefeuer, wohin kommunistische Erzieher gehen müssten, um gerechter und ehrlicher zu sein. Einer hat mir erzählt vom Liebling des Oberleiters, wie er, ein verheirateter Mann, Vater von drei Kindern, mit Freunden und Frauen trank und zu Hause log, dass er bei der Arbeit Überstunden machen müsse, wie schwer er die allgemeine Last tragen müsse. Kann ein solcher Leiter Gutes tun und Verbrecher erziehen? Wer moralisch selbst niedergefallen ist, kann anderen nicht helfen. Ihre Ideologie ist falsch, deshalb mache ich Ihnen einen Vorschlag.“

Ich sprach drei Tage lang über je vier Stunden mit Rymar. Er war mir gegenüber korrekt und geduldig. Er sagte mir, ich solle nach Hause fahren, zum Bischof. Ich sollte besser in einer anderen Stadt arbeiten als in Nowosibirsk. Er gab mir ein Flugticket nach Kiew. Ich war erstaunt, mit welcher Geduld er mich bis zum Flugzeug begleitete. Am 3. April um 3 Uhr morgens war ich bereits in Kiew. Mit dem Zug fuhr ich von Kiew nach Schytomyr. In der Kathedrale war ich bei der Kommunion. Viele, die hinter mir gestanden hatten, kamen um mich zu begrüßen.

Für mich war es sehr wichtig, zu hören, wie es Zosja Beljak erging. Das arme Mädchen erhielt eine Strafe und musste fünf Jahre lang ausgesiedelt werden. Ich fragte, was über Sofia zu hören sei. Ich würde bald nach Wladiwostok oder Norilsk fahren, um sie zu besuchen. Sie hat es mit ihrem Mut verdient. Und es wäre meine heilige Pflicht gewesen, sie zu besuchen. „Sofia ist zu Hause!“, sagte man mir. Ich eilte zum Besuch. Wie hat doch ihre kranke Mama alles durchgestanden! Ein Treffen! Meine Perle! Sie hat von mir das echte Wort genommen wie von Gottes Mund. Obwohl das alles war, ist Sofia aber im Glauben und in der Hoffnung festgeblieben und der Kirche treu geblieben. Noch eine Freude: Alexander ist in einer Psychiatrie in Riga mit dem Vorteil, dass seine Mutter ihn besuchen kann. Von Schytomyr fuhr ein Priester nach Winniza. Er konnte mich mitnehmen. Am nächsten Tag war ich bereits in der Kapelle, die für Pfarrer Wladislaus, der in Duschanbe Küster war, geöffnet war. In einigen Telefonaten hatte ich bereits nach Murafa weitergegeben, dass ich beim Wladislaus sei.

Wieder gelang es mir, mit dem Auto nach Scharhorod zu kommen. Dort warteten mein Neffe und seine Frau mit Blumen in der Sakristei auf mich. Pfarrer Homitzki empfing mich sehr herzlich. Ich besuchte Verwandte an verschiedenen Orten, meine arme Tante Emilia, die viel gelitten hatte, in Schmerynka. Dann meinen Freund, Pfarrer Franz Karasiewitsch in der Stadt Deraschnja, wo ich viele Male war, um Franz als „Vikar“ zu helfen. „Ehre sei dem Vater und dem Sohn und dem Heiligen Geist“, so begrüßte mich Priester Franz.

Die gesamte Karwoche feierte ich in dieser Gemeinde. Nach dem Gottesdienst des Paschafestes hörte ich zum ersten Mal die Päpstlichen Grüße in 52 Sprachen zu Ostern. Seit dieser Zeit war Papst Johannes Paul II. mir näher. Die Begrüßung war auf Ukrainisch, Weißrussisch und Russisch ausgesprochen. Vielleicht war dies nur eine äußerliche Kleinigkeit, aber innerlich war es für alle Nationen, auch in meinem Territorium, ein großes Ereignis.

Franz Karasiewitsch selbst hat die Erlaubnis für mich eingeholt, Gottesdienste zu feiern. Er sagte nur: „Es gibt einen Priester ohne Arbeit“, und der Bevollmächtigte

Bubjakow antwortete sofort: „Das ist Swidnitzki. Ich erlaube ihm diese Woche hier zu sein, aber nicht länger. Sagen Sie ihm, dass er, weder in der Ukraine noch in Weißrussland bleiben kann!“

Nach den Feiertagen fuhr ich nach Riga, um Alexander zu besuchen. Ich ging zu Alexanders Mutter und gemeinsam gingen wir zu ihm. Seine Mutter schrieb einen Brief an Gorbatschow: „Ich bin eine Witwe, krank, ich bitte Sie, lassen Sie meinen Sohn frei!“ Man hat ihn mit dem Flugzeug von Blagoweschtschensk in die Psychiatrie in eine Abteilung zu seinem bekannten Arzt gefahren, mit dem er seit der Schule bekannt ist. Er hat ihm nicht die Arznei mit Gewalt gegeben wie in Blagoweschtschensk und hatte ihn vorsichtig gegenüber dem KGB mit seiner Mutter und oft ganz allein zu einem Spaziergang an die frische Luft gelassen. Wir haben zwei Stunden zusammen verbracht, um uns über unsere eigenen Erfahrungen im Gefängnis auszutauschen. In Swerdlowsk im Gefängnis hat man ihn geschlagen und drei Rippen gebrochen.

Am nächsten Tag besuchte ich den Bischof, um zu sehen, wie er und seine Mitarbeiter mich aufnehmen würden und ob er überhaupt mit mir sprechen würde. Es waren zwei Bischöfe da, sie sprachen sehr herzlich mit mir und sagten, wo ich arbeiten wollte? Sie würden nicht dagegen sein. Ich fuhr sofort nach Vilnius. Die bekannten Priester in Vilnius sagten mir im Namen der Bischöfe in Warschau, ich solle irgendwo in der Nähe von Vilnius oder in Weißrussland bleiben, und mit der Zeit würde Swidnitzki ein Kandidat für die Bischofsweihe werden. Ich hörte es zwar, aber es berührte mich nicht. Also flog ich zurück nach Omsk. Hier besuchte ich Pater Albinas Dumbliauskas, SJ von Karaganda. Ich fuhr nach Tscheljabinsk, aber der Bevollmächtigte Wostrenzow sagte mir, dass mir in einer solchen Stadt wie Tscheljabinsk, wo ich gerichtet (verurteilt) worden war, nicht erlaubt sei, zu bleiben und zu arbeiten.

Ich flog in den Kaukasus nach Prochladny, aber auch hier gab es keine Perspektive. „Gerichtet?“ Also flog ich weiter in mehrere Städte, es war Mai. Viele Passagiere warteten auf dem Flughafen in einer großen langen Reihe, um ein Ticket zu bekommen. Ich fragte in der Stadt Mineralnyje Wody, ob mich jemand mitnehmen könnte, und nach kurzer Zeit fragte ich wieder und wieder, ob es einen Fahrschein gab, ob es irgendwo etwas gab. In diese Richtung gab es etwas. „Geben Sie mir bitte!“ Überall warteten unsere Leute auf einen Priester. Wenigstens in einige Städte musste ich fliegen. Ich war bereit, ohne Pfarrstelle wie früher von Stadt zu Stadt zu gehen.

Der Bischof von Telšiai, Antanas Vaičius, wollte mir in seiner Kathedrale den Pfarrerposten geben, aber ich musste dorthin gehen, wo wirklich Not herrschte. Also flog ich, besuchte und suchte.

Im Kaukasus war ich bei den Assyrischen, zweimal in Prochladny und an anderen Orten. Einmal kam ich um 22:30 Uhr in Prochladny an. Die Schwester hatte die Gläubigen versammelt: Beichte und Heilige Messe. Ich schlief um 1:30 Uhr ein und stand um 5 Uhr auf. Heilige Messe und dann weiter nach Donezk. Um 6:20 Uhr fuhr ich von Prochladny mit dem Zug ab. Nach einer halben Stunde überkam mich ein Gefühl von Übelkeit, ich fühlte mich sehr schwach. Bis 20 Uhr abends musste ich jede Stunde erbrechen, das kam von der großen Müdigkeit. Damals dachte ich: „Das Ende ist da!“ Am nächsten Morgen ging es mir schon besser und ich konnte weiterhin den Menschen dienen.

Zur Priesterweihe blieb ich noch eine Woche in Riga, dann flog ich nach Tscheljabinsk. Es dauerte kaum eine Woche, mich geistlich zu erfrischen. Sie nahmen mich nicht auf, also flog ich nach Kaunas zu meinem Bischof Vincentas Kardinal Sladkevičius, MIC. Er hatte versprochen, einen Priester in den Ural zu entsenden. Der Bischof entschied sich für einen aus der Ukraine, Sawalski Anton, der vor nur zwei Tagen geweiht worden war. Es war alles besprochen, wir trafen uns mit dem Bischof und alles schien vereinbart. Doch ich wartete einen Monat umsonst, denn er war bereits mit seinen Leuten in die Ukraine gereist. Warum? Die Ukraine konnte noch warten, aber hier – hier war es dringend!

In Vilnius lernte ich den Vikar Tadeusz Kondrusiewicz kennen. Er wollte, wenn er ging, nur nach Weißrussland. Andere Priester fragten mich, ob ich denn mehr brauchte als andere. Ich wusste nicht, ob mehr oder weniger, aber der Ural brauchte dringend einen Geistlichen.

Ende Mai fand in Riga die Priesterweihe statt, am 30. Mai. Vielleicht würde es dort Möglichkeiten geben. Einige aus unserem Kreis wurden bereits geweiht, aber der Bischof konnte nichts ohne den Provinzial tun. Pater Iwanjuk von Duschambe war Salesianer, Johannes und Anton Sahaturdyjew (später hieß er Antonius Romme) waren Jesuiten, und Priester-Franziskaner gab es dort auch! Wir hatten vor der Obrigkeit demonstriert, sie sollten uns erlauben, im Priesterseminar zu lehren. Damals gab es keine Orden, aber jetzt konnte man fertige Orden finden.

Ich sprach mit dem Provinzial: „Wenn Sie diese genommen und zum Studium nach Rom oder Innsbruck geschickt haben, dann schicken Sie doch andere an ihre Stelle! Es ist keine Frage, dass Ihre Priester Doktorate in Theologie machen müssen, aber diejenigen, die dafür gekämpft haben, Priester zu werden, sollten nicht noch zehn

Jahre warten oder zu Sekten gehen müssen, nur weil Sie ein Ordensgesetz haben, das dagegenspricht. Es scheint, als ob ich das für mich persönlich brauche, oder noch schlimmer, als ob unsere Leute nicht zur Katholischen Kirche gehören.“

Es gab nur ein kurzes Gespräch zu diesem Thema. Ich sagte: „Rom und Innsbruck können noch fünf Jahre warten, das waren doch unsere Kandidaten aus unseren Pfarren.“ Aber meine Stimme fand kein Gehör. Die Ordensleute dachten nur an ihre Klosterprobleme, die allgemeinen Angelegenheiten interessierten sie weniger.

Das war der Geist der Sekten: Zuerst das Kloster, dann die Kirche und der Glaube. Diese Theorie floss durch mich, durch meine Nerven und mein Herz. Ich war nicht gegen ein Kloster, aber es war traurig, wenn ein Kloster nur für seine eigenen Probleme da war und die Menschen warten mussten. Warten worauf? Wie lange? Warum? Warten – warten auf den Tod?

Usbekistan

Bei der Priesterweihe in Riga war eine sehr große Menschenmenge anwesend, insbesondere viele aus der Ukraine. In Duschanbe hatte man gesagt, es wäre gut, wenn ich als Gast käme; die Leute warteten auf dieses Treffen. Also flog ich nach Duschanbe. Dort empfing mich der Pater Benedikt Jurtschis, OFM sehr freundlich. Es war Sonntagmorgen, Pfingsten. Bei der Konzelebration grüßte ich und bat um Vergebung für das falsche Zeugnis, das dazu geführt hatte, dass man mich eingesperrt hatte.

Wir müssen das Vergangene hinter uns lassen und mit neuer Kraft voranschreiten. In Duschanbe waren Leute aus Ferghana anwesend, die eine Pfarre gründeten. Pater Benedikt bat mich, dorthin zu fahren. Nach der Messe wollten mich alle begrüßen, fast die gesamte Pfarrgemeinde. Ich hatte eine so freundliche Aufnahme nicht erwartet. Ich hatte mit diesen Leuten gearbeitet, Steine getragen, betoniert. Sie hatten gesehen, wie viel wir gemeinsam erreicht hatten.

Duschanbe – Taschkent – Ferghana, ich flog zu einem neuen Ort. Es war bereits 11 Jahre her, seit ich dort gewesen war. Ich saß am Fenster, dem Illuminator, als wäre es das erste Mal. Ich schlief unter dem Flügel des Flugzeugs, während unter mir Berge und Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt vorüberzogen. Wie oft durchstreifte ich sie mit meinem Blick und gewann stets neue Eindrücke. Unter uns blitzte wie eine Schlange in der Sonne ein Fluss. Im Lärm des Flugzeugs beruhigte ich meine Seele und meinen Körper mehrmals. Das Panorama der Turkestan-Berge zog meinen Blick an. In den Bergen findest du alles: Stille, Majestät und Ernsthaftigkeit.

Viele kommen und verweilen eine Zeit lang in den Bergen. Die Berge bergen ewige Geheimnisse in sich. Jesus stieg oft auf die Berge, um den weltlichen Lärm und die Sorgen zu beruhigen.

Auf den Ebenen betrachtet sich der Mensch als erhaben und bedeutend, weil er mit seinen eigenen Händen alles erschaffen hat. In den Bergen hebt er den Blick und sieht riesige Massen von Felsen, von Gott erschaffen, den Abgrund, den Hang. Wer bist du Mensch zwischen diesen großen Felsen, die ein bis zwei Kilometer über dir aufragen? Du bist eine kleine Ameise, ein kleiner Wurm. Ein einziger Blick von oben auf deinen Kopf, und für einen Moment bleibst du für immer in ihren Herzen.

Der Fluss, der neben den Bergen fließt, kann ihre Geräusche in sich aufnehmen und heilen. Berge können heilen, nähren, tränken und verbergen. Zwischen den Bergen kann man Zuflucht finden. Gottes starke Hand ruht auf dir und auf mir, wie auf diesem Gipfel. Von oben kommt das reine Blau des Himmels, unten gibt es magische Anblicke. Von unten stelle ich Fragen, von oben kommt die Antwort. Warum kann ich keine Ruhe finden? Der Himmel antwortet: „Wo Ruhe ist, ist kein Leben. Wo das Wasser stillsteht, ist es tot und stinkt. Wo Bewegung ist, dort sind Leben und Entwicklung. Du musst die zerstreuten Schafe sammeln. Durch diese Berge gehst du und suchst. Du magst dich irren, aber mit zerschlagenen Knien bringst du von oben den Tau für die Natur und für die Schafe.“

Das Flugzeug setzt zur Landung an, und ich bin von den Bergen genug gesättigt. Dann noch ein Kreis um Ferghana, und das Flugzeug kommt zur Ruhe. Viele begrüßen ihre Gäste, aber ich bin ganz allein. Sie begrüßen sich, und mich begrüßen nur die Sonne und der Heilige Geist. Es war Sonntag, der 14. Juni. Die Sonne brannte erbarmungslos bei +40 °C. Ich schlich von einer Seite der Straße zur anderen, suchte ein Stückchen Schatten, fand aber keines.

„Ehre sei dem Vater, Ehre dir, Sohn und dem Heiligen Geist für diese Reise nach Duschanbe, dann nach Ferghana. Obwohl du hier etwas für mich vorbereitet hast, ist es für mich ganz klar, dass ich deine Schafe weiden und sie aus deiner Quelle trinken lassen muss. Ob ich hierbleibe oder nicht – du hast mich nicht umsonst hierher gesandt. Wie das Wasser von den Bergen herabfließt und die trockene Erde nährt, will ich für deine Schafe ein Rohr, ein Aryk sein. Lass durch mich die menschlichen Seelen deine Wasser zur Erfrischung ihres Herzens empfangen. Ich will dein Werkzeug sein! Reinige diese Erde, tränke alles, was hier lebt und gib mir Verstand wie Salomo, um dein Volk zu grünen Weiden zu führen, zu einem

lebendigen frischen Bach. Wenn du mich schon hierhergeschickt hast, dann hilf mir durch die Heiligen!“

Die Erde bringt hier mit großer Freigebigkeit Ernte und Früchte hervor. Die Usbeken sagen, dass da das Wasser die Erde gebiert. Ohne Wasser sind alle tot, alles wird zur Wüste; mit Wasser wird es zum Paradies. Das Ferghanatal, auch bekannt als Farghona (schönes Haus), erstreckt sich über bis zu 300 Kilometer in der Länge und 80 Kilometer in der Breite. In der Geschichte haben hier große geologische Veränderungen stattgefunden. Das gesamte Ferghanatal ist mit Ablagerungen von den Bergen bedeckt, 10 bis 20 Meter dick. Der gesamte Staat ernährt sich von Wasser aus den Aryk-Kanälen. Sechs Monate lang gibt es klaren Himmel und keinen Wind, weitere sechs Monate bewegt sich kein Blatt auf den Bäumen.

„Welche Früchte hast du hier für mich vorgesehen? Ich bin gekommen, um zu gießen, und bisher genügt es. Jeder will wenigstens die Früchte in seinem Garten sehen. Wer weiß, ob nicht hier meine Knochen begraben werden?“, ging mir durch den Kopf, während ich auf den Verkehr wartete. Nach einer Stunde traf ich Frau Elisabeth. Herzlich wurde ich empfangen und schnell wurde telefonisch eine Heilige Messe für 19 Uhr vereinbart. Alle freuten sich, dass es hier eine Kirche geben würde. Verschiedene Pläne wurden mir schon bei der Beichte vorgestellt. Ich verstand, dass alle wenigstens kleine Dinge von ihrem Eigentum, von Geld und von ihrer guten Meinung beisteuern wollten. Sie freuten sich wie Kinder! Ihre von Sehnsucht erfüllten Seelen freuten sich. Diesmal waren es 15 Leute.

Am nächsten Tag gingen wir mit Frau Elisabeth Eckner zur Obrigkeit. Ich erhielt die Erlaubnis für 10 Tage. In dieser Zeit fanden wir ein kleines Haus mit 30 m². Am Sonntag kamen 60 Leute zur Messe. Den ganzen Tag verbrachte ich in der Kirche, jeder konnte zum Gespräch kommen. Für 10 Tage musste man viel erreichen, man musste etwas für die Menschen hinterlassen, damit sie nicht so schnell vergessen. Ein weiches und süßes Lächeln bleibt lange in den menschlichen Augen. Ein Wort mit Interesse für diese Person ist wie eine gesunde Arznei!

Mein Termin war heute zu Ende. Ich ging zur Obrigkeit, und sie sagte: „Wir können Ihnen keine Erlaubnis geben, Sie sind ein Ex-Häftling.“ – „Nun bitte ich Sie, hören Sie aufmerksam zu: Ich gebe Ihnen sieben Tage. Schreiben Sie, rufen Sie an, wo Sie es für nötig halten. Rufen Sie in Moskau an, beraten Sie sich, und ich werde nach sieben Tagen Folgendes tun: Ich werde ein Telegramm für Michail Gorbatschow aufgeben: „Ich lege meine Freiheit ab, fahre ins Lager zurück, wo ich befreit wurde, und sterbe am Lagertor vor Hunger, wenn Sie mich nicht hineinlassen.“ Mein Entschluss lautet: „Entweder sterbe ich am katholischen Altar oder im sowjetischen

Gefängnis. Nach sieben Tagen komme ich hierher zurück, um das letzte Wort zu hören. Sie müssen entscheiden!“

Am siebten Tag kehrte ich zurück: „Sie können sich registrieren lassen und hier arbeiten!“ Das war das letzte Wort der Obrigkeit. So blieb Ferghana für mich ein neuer Weinberg Gottes. In Ferghana waren Kirchen und Gebäude erhalten geblieben – ein Laboratorium. 60 Kilometer westlich von Kokand gab es auch eine Kirche. Vor der Revolution besuchte der Priester sie drei bis vier Mal im Jahr zu Pferd: Kokand, Taschkent, Samarkand und Bucharra. Ich traf alte Menschen, die sich noch daran erinnerten. 1943 wurden im Ferghanatal ein polnischer General und eine polnische Division bekehrt und von einem römisch-katholischen Priester getauft; sie gingen über den Iran nach Italien. Ein interessanter Zufall war folgender: In einem Jahr kam eine Frau zu mir, um eine Heilige Messe zu bestellen. Ihr Vater sei hier gestorben, sie sei aus Minsk. Gleich nach der Revolution war ihr Vater mit einem Orthodoxen zum Jagen gegangen und der Katholik erschoss versehentlich seinen Freund. Das Gericht verurteilte ihn: „Wenn Sie den orthodoxen Glauben annehmen, müssen Sie ausreisen, entweder nach Sibirien oder Mittelasien. Wenn Sie die Orthodoxie nicht annehmen, kommt das Gefängnis!“ Er wählte die Freiheit mit der Orthodoxie.

Meine Pfarrgemeinde bestand hauptsächlich aus Deutschen aus der Südukraine und nur sehr wenigen Wolgadeutschen. Es gab auch Russen und eine Person aus Weißrussland. Sehr schnell knüpften wir Kontakte zu der Gemeinschaft der Siebenten-Tags-Adventisten, Baptisten, Pfingstler und Lutheraner. Sonntags gab es von 13 bis 15 Uhr Katechismus für alle. Seit 1990 wurden religiöse Filme für alle um 14 Uhr und 19 Uhr gezeigt.

In Ferghana brauchte ich Zeit, um mich geistlich zu reanimieren. Im Gefängnis und Lager erlebte man jeden Tag Grobheit, Grausamkeit, kein Mitgefühl, kein Mitleid, keine Barmherzigkeit, Lieblosigkeit. Das menschliche Herz wurde trocken und hart; man blieb gleichgültig gegenüber fremden Tränen, die Seele blieb leer. Alles, was man tat, geschah automatisch. Dieser Zustand war schmerzhaft für mich. Ich brauchte acht Monate, um zur christlichen, seelischen Situation zurückzukehren. Genauso fühlte sich meine Seele in den Jahren von 1976 bis 1980 an, als ich mein Priesteramt nicht bestätigen konnte.

1980 erstellte mir Bischof Vincentas das Weihepapier, das mein Presbyterat bestätigte. Ich hatte bis zu diesem Moment das Gefühl, dass ich ein unvollständiger Priester war. Ich wollte unbedingt mit Bischof Alexander Chira auf einem Foto sein.

In Karaganda bat ich darum, mit dem Bischof und den anderen Priestern ein Foto zu machen.

Die größte Freude war es, als ich 1983 in Riga bei einer Rekollektion (Einkehrtag) zusammen mit Priestern und Bischöfen auf einem Foto stehen konnte. Das große Minus war der Zweifel des Pfarrers Antoni Homitzki an meinem Priestertum, der Streit und die Unruhe in Schytomyr über meine Dokumente. Das erste Foto in Karaganda nahm mir einen Teil der Last ab, die gesamte ein Foto in Riga. Ich bin überzeugt, dass diesen geistigen Zustand niemand verstehen wird, der nicht in derselben Situation war. Diese schmerzhaften Wunden werden nur die Zeit heilen.

Ein Jahr lang war ich tätig in drei Republiken: Kirgisien (heute Kirgisistan), Usbekistan und Kasachstan, und ich hatte dort insgesamt bis zu sieben Gemeinden. In Taschkent, der Hauptstadt von Usbekistan, beobachtete ich auf dem Friedhof, wie die Leute das Kreuzzeichen machten. Dort lernte ich jemanden kennen und gründete eine Pfarre. 1988 besuchte mich der Weihbischof von Włocławek aus Polen, und die Obrigkeit war etwas beleidigt, dass ich sie nicht gefragt hatte. Die Visitation war sehr feierlich und erfreute die Menschen.

In Omsk bat ich die Leute: „Schreiben Sie einen Brief an Ihre Obrigkeit und an unsere, um die Erlaubnis für meinen Besuch in Omsk zu erhalten!“ Ab Oktober 1988 war ich einmal im Monat vom ersten bis zum vierzehnten in fünf Pfarren, in Omsk eine Woche, in Tscheljabinsk eine Woche, und dann kehrte ich nach Hause zurück. Das waren in eine Richtung 3300 Kilometer. Im Monat legte ich bis zu 8000 Kilometer zurück, und das blieb konstant bis 1992.

Der Monat begann so: Samstag in Ferghana um 18 Uhr. Dann fuhr ich mit dem Zug 500 Kilometer durch die Nacht nach Taschkent, 6 Uhr. Mit dem Taxi ging es 30 Kilometer nach Tschirtschik, wo um 7:30 Uhr die Heilige Messe stattfand. Zurück nach Taschkent: 10:30 Uhr; mit dem Flugzeug nach Omsk um 13 Uhr; Ankunft in Omsk um 15 Uhr; um 18 Uhr bin ich in Dorf Margenau, 160 Kilometer; Hoffnungstal um 21 Uhr. Zurück nach Omsk 23 – 24 Uhr. In Omsk hatten wir im Umkreis sechs Gemeinden. Über das ganze Jahr war der Zeitplan in allen Orten bis auf die Minuten genau festgelegt. Mehrmals kamen Journalisten aus Polen, und einmal wurde geschrieben: „Pfarrer Josef hat die größte Pfarre der Welt.“ In Taschkent musste ich eine Pfarre gründen, eine Bekanntschaft gab es bereits. 1988 waren der Priester Sigitas aus Duschanbe und ich Gäste beim orthodoxen Bischof Lew in Taschkent.

Pater Benedikt Jurtschis, OFM und ich kamen in ein Hotel, um eine Fahrkarte zu kaufen; wir hatten unsere Priesterkleidung an. Mehrere Frauen zeigten sichtbares Interesse an unserem Aussehen und warfen oft Blicke in unsere Richtung. Ich ging auf eine von ihnen zu, um sie zu begrüßen – keine Antwort. Dann zur zweiten – diese war mutiger, sie begrüßte uns und lernte uns kennen. Nach wenigen Monaten rief sie an und lud mich nach Taschkent ein. Ich kam zum vereinbarten Zeitpunkt und Treffpunkt. Sie stand dort bereits mit ihrer Nichte Marina (23 Jahre alt). Sie wollte nicht, dass das Treffen in Anwesenheit von Marina stattfände – ich hingegen schon. Wir machten einen vierstündigen Spaziergang. Zum Abschied überreichte ich Marina ein Flugblatt, das über uns. Einen Monat später begleitete mich Marina erneut an denselben Ort. So ging es zweimal. Beim dritten Mal nahm ich sie mit zu unserer Messe (30 Kilometer entfernt). Marina gefiel es, wir unterhielten uns noch weitere zwei Stunden, und beim nächsten Treffen lud Marina mich ein, ihre Mutter bei Tee kennenzulernen. Meine Person passte gut zu ihrer Mutter. Beim vierten Treffen hatte Marina ihre Freunde eingeladen, 20 junge Menschen verschiedener Nationalitäten, die zum ersten Mal in ihrem Leben einen Priester trafen. Wir unterhielten uns lange wie Freunde, und ich bat um ihre Hilfe: Für die Gründung einer Pfarre benötigten wir 20 Unterschriften – wir erreichten das Ziel. Wir kauften ein Haus von einem Juden und begannen, Gott zu dienen.

Nach zwei Monaten schrieben wir die Ankündigung auf ein Flugblatt: „Die römischen Katholiken sind da, Sie heißen bei uns willkommen!“ So begann das Leben der katholischen Kirche in Taschkent. Die Obrigkeit war über unsere Flugblätter verärgert – insgesamt 25. Man stellte uns zur Rede und drohte mit Strafe. Ich antwortete: „Wenn Sie sich über 25 Blätter beschwerten, werden in einer Woche 50 in der Stadt sein!“

Im Jahr 1961 traf ich einen Franziskaner, Pater Christoph von Karaganda. Ich zeigte ihm alle meine Pfarren. Ihm gefiel Taschkent am besten, und im Februar übergab ich ihm die Kapelle mit dem Pfarrhaus und 7000 Rubel. Er erklärte sich damit einverstanden, unsere Kirche in Taschkent aus den Ruinen wieder aufzubauen. Ich selbst plante nach Omsk zu gehen. Marina wurde die Vorsitzende unserer Pfarre. Unsere Kapelle befand sich unter einem Dach mit einer jüdischen Gemeinde.

In Ferghana pflegten wir alle fünf Jahre Freundschaften mit den Siebenten-Tags-Adventisten. Mein Chor besuchte sie und ihr Chor sang zu Weihnachten bei uns. Nach der Messe hatte ich oft Gelegenheit, mit Pfingstlern, Baptisten und Lutheranern zu sprechen. In meiner Gemeinde waren sehr oft Orthodoxe vertreten. Vor unserem Fenster in Ferghana spielte immer eine Gruppe Jugendlicher. Einmal

lud ich sie in unsere Kirche ein, die zu dieser Zeit renoviert und eingerichtet wurde. Nach meinem Gespräch und meiner Einladung sagte ich: „Kommt zu mir!“ Ein Junge, Oleg, blieb.

In unserer Straße lebten Tataren und Ruslan. Fast ein Jahr lang hatte ich Ruslan nicht mehr unter seinen Freunden gesehen. Einmal traf ich ihn in einer anderen Straße und fragte ihn, warum er nicht mehr bei uns vorbeikomme. Er antwortete interessant: „Ich bin Muslim und als Mensch schwach. Oleg ist beim ersten Mal reingekommen und bei euch geblieben. Ich kann nicht garantieren, dass es mir genauso ergeht.“

In Ferghana gab es echten Ökumenismus. Ich half bei der Renovierung der zweiten orthodoxen Kirche. Pfarrer Antonius bedankte sich öffentlich in der Zeitung bei mir für die Hilfe. Mit dem orthodoxen Priester Nikolai Saitzev waren wir befreundet und sind es geblieben. Er hat mich als Taufpaten für seinen Sohn gewählt. Er war ein Freund der Katholiken und ist es geblieben. Jetzt lebt er in Sankt Petersburg.

1989 erlebten wir in Ferghana den Krieg zwischen Turkmescheten und Usbeken. Die Usbeken töteten viele Menschen und brannten fast alle Häuser der Türken nieder. Viele gelehrte Türken sind umgekommen. Der Hauptgrund war Neid, weil die Türken reicher waren. Alles begann damit, dass sich ein junger Türke mit einem Usbeken stritt. Ohne das Eingreifen der Armee hätten die Usbeken alle Türken getötet. Während der Zeit des Militärkommandanten durfte man von 18 Uhr bis 6 Uhr morgens das Haus nicht verlassen, sonst wurde man festgenommen. Dasselbe geschah auch in Duschanbe während des Bürgerkriegs. In Ferghana wurde einer schwangeren Frau mit einer Gabel in den Bauch gestochen. Es gab auch einen Krieg zwischen Kirgisen und Usbeken.

Im Februar habe ich Ferghana verlassen und bin nach Omsk umgezogen, da wir die Erlaubnis zum Bau einer Kirche erhalten hatten, auch in Tscheljabinsk. In den letzten Monaten in Ferghana arbeiteten wir mit den Lehrern in einer russischen Schule zusammen: einem „slawischen Zentrum“. Als Geistlicher war ich dabei ein Unterstützer, aber ich weiß nicht, wie es ohne mich weiterging. Das „Slawische Zentrum“ war ähnlich wie die „Wiedergeburt“ unter den Muslimen: In Russland gab es ähnliche Zentren für Tatarisch und Kasachisch. In Ferghana und ganz Zentralasien gab es Basare – orientalische Märkte. Das ganze Jahr über gab es dort einen reichen Markt mit Früchten verschiedener Art. Die Christen waren nicht so stark mit ihrer Religion verbunden wie die Muslime.

Erfahrungen mit Moslems

Die Kommunisten hatten viele Moscheen geschlossen, und niemand konnte sich vorstellen, dass die Muslime einen Ausweg finden würden. In den 70er- und 80er-Jahren des 20. Jahrhunderts wurden überall traditionelle Teehäuser gebaut, welche oft als Treffpunkt für soziale Interaktion und Entspannung dienten. In jeder solchen „*Tschajchana*“ gab es einen separaten Bereich – eine eigentliche Moschee, die mit staatlichen Mitteln erbaut wurde. In den 80er Jahren begann man, darüber zu schreiben.

Die Medresse, eine Lehreinrichtung, in der die islamischen Grundsätze vermittelt werden, funktionierte gut bei den Muslimen. Ich verbrachte viele meiner Untergrundzeiten dort. Eine Familie gab ihren Sohn einem Chauffeur, der jedes Jahr drei bis vier Monate unterwegs war und sein Studium auf diese Weise abschloss. Die zweite Schule fand nachts statt. Zwei bis drei Wächter bewachten das Dorf, während Männer oder Frauen in einem Haus studierten, und wenn der KGB kam, gab es sofort ein Signalwort, und alle verschwanden.

Wir Europäer könnten viel Gutes von den Muslimen übernehmen: Gastfreundschaft, Almosen und das öffentliche Gebet. Das Wort „Allah“ wird sehr ehrfürchtig ausgesprochen, und Muslime rufen öfter „Gott!“ als wir Christen.

Nach dem Krieg, als unsere Europäer umgesiedelt wurden, hatte kein deutsches Haus ein Schloss, alles war offen, und es wurde von den Tadschiken und Usbeken nichts gestohlen. Viele unserer 16- bis 20-jährigen Mädchen arbeiteten nur mit jungen Muslimen zusammen und keines wurde vergewaltigt. Später haben die Europäer alles gelernt: stehlen, trinken usw. Die Muslime hatten gute Beziehungen zu den Deutschen, Polen und Koreanern, aber schlechtere zu den Russen wegen des Kommunismus. Tadschiken und Usbeken respektierten ihre Vorarbeiter (Brigadiere), aber es gab mehr Faulheit bei den Männern als bei den Frauen. Insgesamt waren die Muslime uns gegenüber freundlich.

Das erste Mal im Ausland

Im Februar 1989 erhielt ich eine Einladung nach Skandinavien, nach dem päpstlichen Besuch dort. Ich bekam von den Sowjets eine Genehmigung für die Reise. So entschied ich mich, diese Chance zu nutzen. Ich holte meinen Pass ab und kehrte nach Hause zurück, wo mich mein „Freund“ vom KGB erwartete, um mir eine Aufgabe zu übergeben. Er teilte mir mit, dass ich jemanden treffen sollte, der

mir Anweisungen geben würde und ich sollte diese Informationen zurückbringen. Er verschwand und ich machte mich sofort auf den Weg nach Moskau. Dort erhielt ich innerhalb von drei Stunden mein Visum für Schweden im schwedischen Konsulat und reiste dann mit dem Zug nach Leningrad.

Ich blieb bei Priester Henrich und fuhr am nächsten Tag mit dem Schiff nach Helsinki, wo ich nach einer Nacht auf dem Schiff schließlich Oslo erreichte. Ich wusste nicht, wer mich eingeladen hatte, aber am Hafen wurde es klar: Es war mein Bekannter Priester Wolodja Nikiforow aus Moskau, von der Pfarre des Priesters Alexander Men. Er war im Untergrund zum Priester geweiht worden und war 1983 vom KGB entdeckt worden, als „Katakombenkatholik“. Nach seiner Festnahme wurde er aus der UdSSR ausgewiesen, nachdem er ein Visum für Israel erhalten hatte. Der Bischof von Oslo hatte ihn aufgenommen.

In Moskau hatte ich auf einer Bank 1300 Rubel gegen 1400 Rubel eingetauscht. Vom Zöllner in Wyborg wurde ich darauf hingewiesen, dass ich mit diesem Geld einen Videorekorder kaufen könnte. In Oslo traf mich ein Bekannter von Priester Wolodja, der gemeinsam mit ihm für die Katechese beim Bischof von Oslo zuständig war. Ich verbrachte drei Tage in einem Zimmer in der Kurie und kehrte am Sonntag zurück.

Ich hielt mich an den Rat des Zöllners und kaufte einen Videorekorder mit Fernseher. Für diese Anschaffungen fastete ich an den Tagen, an denen ich sonst etwas kaufen würde. Am Freitag kaufte ich mir für 40 Pfennig ein Brötchen und einen Apfel, ebenso am Samstag und Sonntag. In Finnland besuchte ich einen Bischof und war überwältigt von deren Überfluss. Ich fragte mich, warum unsere Kommunisten so ignorant waren oder diesen Reichtum nicht nutzen konnten, während die Menschen in unserem Land wie in einer Wüste lebten. Ich war überrascht, als ich nach Hause kam und mein „Kamerad“ nicht mehr bei mir war.

Im September erhielt ich eine Einladung nach Deutschland, nach Rottweil. Ich besuchte meinen Bekannten Michail Wolfkowitsch, um Geld zu wechseln und ein Ticket zu kaufen. Michail bat mich, ein paar Tage länger zu bleiben, da er ein Visum für einen Kongress von „Pax Christi“ erhalten hatte. Ich konnte mit dem Auto bis nach Posen fahren und dann mit dem Zug weiterreisen. Ich war bereits seit Montag bei Mischa. Am Mittwoch gingen wir zum Konsulat, um ein Visum zu beantragen. Michail fragte den Mitarbeiter, ob es möglich sei, meinen Namen nachträglich in die Einladung aufzunehmen. Der Mitarbeiter erklärte, dass dies nicht möglich sei, da alles an das Ministerium in Brüssel geschickt werden müsse und die Antwort etwa 14 Tage dauern würde. Doch Michail blieb hartnäckig und bat den Mitarbeiter,

den Leiter zu fragen. Nach einer kurzen Abwesenheit kam der Mitarbeiter mit meinem Pass zurück und übergab mir ein Formular zum Ausfüllen, während er meinen Pass dem Leiter zeigte. Nach ein paar Minuten erhielt ich tatsächlich mein belgisches Visum. Ich konnte kaum glauben, dass ich so schnell mein Visum erhalten hatte, aber es war Tatsache.

Wir fuhren mit dem Auto zum bekannten Priester Wienclawski, ließen das Auto bei ihm und fuhren mit dem Zug nach Berlin. Am Alexanderplatz stiegen wir um und passierten problemlos zwei Grenzposten, einen der DDR und einen der BRD. Der Zug fuhr weiter nach Utrecht, wo unser internationaler Kongress stattfand. Am nächsten Tag wurde ich zu einem Interview in der Redaktion der Tageszeitung „Die Welt“ eingeladen. Ich wusste nicht, dass ich offiziell der erste katholische Priester aus der Sowjetunion war, der nach dem Krieg ins Ausland reiste. Es kamen sogar Leute aus Paris zu mir und zeigten mir Fotos, die ich absolut nicht verstand. Das Foto meines Schreibtisches in Nowosibirsk vor meiner Haft zeigt meinen Schreibtisch mit all meinen persönlichen Gegenständen. Doch ich konnte nicht verstehen, woher das Foto kam. In meiner kleinen Bibliothek mit Schreibtisch war niemand. Dies irritierte mich zutiefst, und ich konnte mir keinen Reim darauf machen. Morgen würde sich alles ändern. Ich hatte bereits vergessen, wer mir dieses Foto gegeben hatte.

Das Gespräch war äußerst interessant. Meine Gesprächspartner erzählten mir, wie sie am 20. Dezember 1984 in der orthodoxen Kathedrale in Nowosibirsk von der Existenz einer römisch-katholischen Kirche in Nowosibirsk erfuhren. Sie nahmen ein Taxi dorthin und hörten von den Menschen von meiner Verhaftung. An jenem Tag machten sie viele Fotos und verbreiteten den Bericht über meine Festnahme über Radiosender wie „BBC“, „Freies Europa“, „Deutsche Welle“, „Stimme Amerikas“ und „Radio Vatikan“ in der ganzen Welt. Später erfuhr ich, wie überrascht der KGB darüber war, wie schnell sich die Information über meine Inhaftierung verbreitete.

In Utrecht waren wir im Kloster der Augustiner. Auch Kardinal Simonis war auf dem Kongress anwesend. In seiner Kathedrale fand ich im Beichtstuhl einen Schrubber, einen Eimer und Lumpen zum Reinigen des Bodens. Während des Kongresses in Utrecht traf ich im Park Pater Franziskus und Father Oliver Treanor – England. Letzterer versprach mir, mich nach London einzuladen, und tatsächlich erhielt ich ein Visum. Das war ein unglaubliches Geschenk Gottes. Ein Leiter von „Pax Christi“ versprach mir auch, mich nach Rom und Palermo einzuladen. Der Kongress endete am Freitag mit einer Fragerunde. Ich ergriff das Mikrofon und

äußerte meine brüderlichen Gedanken: „Obwohl wir hier alle Christen – Katholiken – sind, ist es für mich schwer zu verstehen, warum es vor und nach den Vorträgen kein Kreuzzeichen gibt.“ Diese Bemerkung wurde mit Applaus begrüßt. Nach dem Kongress in Utrecht reisten wir nach Gent, wo wir russisch unierten Geistlichen begegneten und die Liturgie des heiligen Johannes Chrysostomos zelebrierten.

Wir reisten weiter nach Amsterdam und dann mit dem Schiff nach London. Während der Überfahrt übte ich vier Stunden lang Englisch. Ich bemerkte ein junges Paar aus Minsk, das kein Englisch sprach und sich unnötige Sorgen machte, obwohl ihr Bruder sie treffen würde, um ihnen zu helfen. Als wir in London ankamen, sah ich sie nicht mehr.

In London hielt ich täglich Treffen ab, organisiert von Pater Treanor. In der Mission der Heiligen Therese von Lisieux erhielt ich 8000 Sterling für ein Auto, um mein Englisch zu verbessern. Obwohl ich mit dem Auto ankam, verkaufte ich es später. In London lernte ich 100 Wörter Englisch. Mit dem Geld von der Mission errichteten wir eine Kapelle und ein Pfarrhaus.

In Rom residierte ich im Kolleg „*Russicum*“. Die Jesuiten halfen mir, meine Bekannten in Utrecht zu besuchen und die Philodema in Palermo zu treffen. Ich besuchte die allgemeine Audienz beim Papst und zelebrierte nach fünf Tagen die Heilige Messe mit ihm in der päpstlichen Kapelle, gefolgt von einer Audienz.

Ich verbrachte die ganze Nacht damit, für den Papst einen Brief über die Sowjetunion zu schreiben. Beim Treffen übergab ich ihm diesen Brief persönlich. Nach der Messe standen wir im Saal vor der päpstlichen Kapelle im Kreis. Stanislaw Jan Kardinal Dziwisz, langjähriger Sekretär von Papst Johannes Paul II., stellte den Papst jedem Einzelnen vor. Als er meinen Namen hörte, legte er seine Hand auf meine linke Schulter und sagte: „Oh, wir haben so viel über Sie gelesen. Alles Gute und wir werden uns treffen!“ Die Stimmung ist schwer zu beschreiben. „Ich, Josef, habe nicht nur Rom besucht, sondern sogar den Papst persönlich getroffen!“

Auf dem Flug von Rom nach London gab es eine kleine Panne. In der Sowjetunion müssen alle Passagiere aussteigen und im Wartebereich warten, wenn ein Flugzeug landet. Doch im Westen läuft es anders. Das Flugzeug landete in Rom zum Zwischenstopp, aber niemand stand auf. Das Flugzeug setzte seine Reise fort und flog weiter nach Thailand. Ich saß da und wartete, aber niemand sagte, dass wir aussteigen sollten. Nach meiner Uhrzeit war der Start bereits in 30 Minuten, aber es gab kein Signal. Schließlich stand ich auf und fragte die Stewardess, ob das Rom sei und warum wir nicht ausstiegen. Sie lächelte und sagte, ich solle mich beeilen, da

sie sich bereits auf den Weiterflug vorbereiteten. Der italienische Zollbeamte lächelte mich an und sagte, dass ich eingeschlafen sei, und diesmal hatte ich Glück!

Ich besuchte die römischen Katakomben und viele andere Sehenswürdigkeiten und bereitete mich in guter Stimmung auf Deutschland vor. Vor meiner Abreise besuchte ich die unierten Ukrainer und Kardinal Myroslaw Iwan Ljubatschiwskyj in der Sophienkathedrale in Kiew. Rom war und bleibt einzigartig. Das Gründen eines „zweiten und dritten Rom“ ist nur lächerlich. Ich verstehe nicht, warum man einen doppelten Namen braucht, eine doppelte Hauptstadt. Menschlicher Weise ist das unmöglich, aber göttlicher Weise ist es ganz klar!

Von Rom aus reiste ich nach Paris, wo mich ein polnischer Priester eingeladen hatte. Ich besuchte auch Lourdes. Früh am Morgen war ich bereits an diesem für alle Katholiken bedeutenden Ort. Fünf Stunden verbrachte ich in diesem Heiligtum, im Museum von Bernadette. Ich stand in der Schlange vor der Grotte, berührte die Steine mit tiefer Ehrfurcht und küsste den Platz, an dem die Mutter Gottes gestanden hatte. Ein großes Ereignis war auch der Besuch der Kapelle in der Rue-du-Bac, die "*Chapelle de Pologne*", welche auch als polnische Kirche von Paris bekannt ist. Ich war zwölf Tage in dieser Kirche zu Gast.

Gute Menschen führten mich auf den Eiffelturm. Ein Priester von der „Kirche in Not“ begleitete mich zu vielen Klöstern für Vorträge. Eine traurige Erkenntnis war, dass in den Klöstern keine Jugendlichen waren. Ein Priester half mir, nach Paray-le-Monial und in die Basilika des Heiligen Herzens zu gelangen, zu dem heiligen Pfarrer Jean-Marie Vianney und nach Taizé. Dort verbrachten wir drei Stunden beim Gottesdienst mit Bruder Roger Schütz, dem Gründer und ersten Prior des internationalen ökumenischen Männerordens. Die wunderschönen Melodien und die brüderliche Atmosphäre blieben bis zu seinem Tod.

Ich besuchte das erste Kloster des heiligen Benedikt in Frankreich. In Paris war es jeden Tag wichtig, Neues zu entdecken. Nach meiner Gewohnheit verbrachte ich eine Nacht auf dem Bahnhof. Ich fragte den Küster, um wie viel Uhr das Pfarrhaus abends geschlossen wurde. Er antwortete: „Um 20 Uhr.“ Also kam ich um 19:45 Uhr, aber alle Türen waren bereits verschlossen. Es war eine kalte Nacht, aber immerhin war ich unter einem Dach. Um 3 Uhr morgens durchsuchten Polizisten unsere Dokumente.

Von Paris aus fuhr ich nach Deutschland mit einem Geschenk: einem Xerox-Scanner F-2. Dieser Scanner war in Mittelasien, im Ural, in Sibirien und in der Ukraine im Einsatz. Möge der liebe Gott meinen Wohltätern dafür vergelten.

In einer Kirche in Paris bedankte ich mich für die geistliche und moralische Unterstützung sowie für die Briefe während meiner Haft. Im vatikanischen Radio gab es auch eine Danksagung. Die Begegnungen mit den Deutschen waren sehr herzlich. Wohin ich auch wollte, sie brachten mich immer mit ihren Autos dorthin.

Das erste Mal war ich bei der „Kirche in Not“, dem internationalen katholischen Hilfswerk (früher Ostpriesterhilfe), und, ohne dass ich darum bat, erhielt ich 12000 Rubel, die ich für den Bau der Kirche im Ort Sargatskoje neben Omsk verwendet habe. Wie ich bereits in meinem Brief nach Hause geschrieben habe, fuhr ich mit einem Lada 1200 durch Russland. Überall, wo ich hinkam, verschenkte ich Neue Testamente oder Katechismen.

In Kasachstan suchten die Verkehrspolizisten überall nach einem Grund, um mich anzuhalten, und ich musste ihnen kleine Geschenke wie Konfetti oder Gebäck geben, selbst wenn kein Grund vorlag. Selbst wenn es keinen Grund gab, mich aufzuhalten, baten sie um kleine Geschenke aus dem Westen.

Diese Reise war sowohl geistlich als auch materiell sehr fruchtbar. Bisher habe ich mich selbst immer als Pechvogel betrachtet, aber dieses Mal fühlte ich mich erfolgreich. Obwohl ich viele Male in den Westen eingeladen wurde, ließ mich das Regime nicht gehen, und es gab keine Antwort.

In Sibirien

Im Zentrum von Omsk haben wir ein Stück Land bekommen. Alle Bedingungen waren bereits gegeben, um eine Kirche zu bauen. Mit Zustimmung von Bischof Joseph Werth sollte dies geschehen, er selbst hatte es versprochen. Ich blieb in Omsk als Pfarrer und Dekan der westsibirischen Region, aber der Bischof von Nowosibirsk änderte seinen ursprünglichen Plan. Ein anderer Pfarrer sollte nach Omsk kommen, und ich sollte eine neue Pfarre irgendwo im Zentrum von Omsk gründen und eine Kirche bauen. Der Bischof war unerfahren im Leben, und wie jeder in seiner Position neigte er dazu, sich selbst als „unfehlbar“ zu betrachten, ähnlich dem päpstlichen Dogma des Vatikanums I. Das ist keine Kritik, sondern leider die reine Wahrheit, die ich überall beobachtet habe. Sobald er die Mitra aufsetzte, schien er zu glauben, dass alle seine Fehler von diesem Moment an verschwunden seien und er keiner Kontrolle oder Beratung mehr bedürfe. Josef Werth war keine Ausnahme von diesem Verhalten.

Für Kinder ist es klar, dass es in einer Klasse einen Leiter, in der Schule einen Direktor und in einer Gemeinde einen Pfarrer geben muss. Doch Bischof Werth

glaubte, dass es in einer Pfarre Platz für zwei Pfarrer geben könnte. Ich möchte das nicht weiter kommentieren, aber sein Plan führte zu nichts – weder zu einer zweiten Gemeinde noch zu einem neuen Kirchenbau.

Wie soll man bauen, wenn man die Erlaubnis des Pfarrers einholen muss, um Gemeindemitglieder einzuladen oder auszuladen oder andere Entscheidungen zu treffen? Das Ergebnis war, dass uns das Land von der Stadt genommen wurde, und die neue Kirche wurde erst im Jahr 1996, fast 5 Kilometer außerhalb der Stadtgrenzen, gebaut.

Ich kannte Bischof Wincenty Słodkiewicz (litauischer Kardinal Vincentas Sladkevičius) – ein einfachen, demütigen Menschen ohne Hochmut. Was sagt das Zweite Vatikanische Konzil über die Bischofskandidaten? Es ist schwer, Praktiker im realen Leben zu finden. Dann stellt sich die Frage: Für wen und wofür war das Konzil?

Ich habe mich von der Baustelle in Omsk zurückgezogen und mich der Gründung einer neuen Pfarre angenommen. Ich besuchte Sargatskoje und sieben umliegende Dörfer. Mit einer kleinen Gruppe mit Gitarren und meinen Predigten besuchte ich viele Orte erfolgreich. Das Zentrum war die Marktgemeinde Sargatskoje (umgangssprachlich *Sargatka*), 110 Kilometer nördlich von Omsk. Innerhalb von zwei Jahren wurde eine Kirche mit den Maßen 22 × 10 × 7 Meter und einer byzantinischen Kapelle errichtet. Aufgrund meiner Gottesdienste ließen sich viele orthodoxe Gläubige taufen und Ehen schließen. Rund um Omsk gab es 18 bis 20 Orte, an denen jeden Monat Gottesdienste mit zwei unierten Pfarrern stattfanden.

Für die Katechese von Jugendlichen und Kindern habe ich neu geweihte unierte Priester mit ihren Frauen nach Sargatskoje eingeladen. Priester Sergej Golowanow und seine Ehefrau Irina spielten dort eine wichtige Rolle. Sie leitete den Chor bei der Liturgie und spielte die Orgel. Nach anderthalb Jahren sagte mir der Bischof, dass Pater Sergej mit seiner Familie gehen müsse, weil ich ihn nicht in seine Diözese eingeladen habe. „Herr Bischof, Sie selbst haben mir zu Beginn Ihres Dienstes gesagt, dass ich trotzdem Priester aus jedem Land einladen könne. Warum müssen Irina und die Kinder jetzt gehen? Was ist der Nutzen davon?“ Ich fiel vor dem Bischof auf die Knie und sagte: „Ich gehe lieber selbst, aber er soll bleiben!“ Der Bischof sagte nichts dazu, und so blieb es.

Ich erhielt ein Dekret von 1992 als Bischofskonsultor. Ich verstehe nicht den Zweck dieses Dekrets. Sechs Jahre lang fand keine Versammlung statt, es gab keine Diskussion darüber, auch nicht bei vielen neu geweihten Bischöfen. Die

Kommunisten liebten Formalitäten, und vielleicht hat sich diese Praxis automatisch in die Kirche übertragen. Oder sie glaubten, dass ein Bischof alles selbst sehen könne und keine Beratung benötige?

Wenn der Vatikan oder der Nuntius mehr Kontrolle ausüben oder sich zumindest für die jungen Bischöfe interessieren würden, könnte die pastorale Arbeit in der ehemaligen Sowjetunion viel besser funktionieren. Wie oft habe ich den Bischof gebeten, unsere Tradition zu bewahren? Priester müssen eine Soutane tragen, nicht einen Anzug. Wenn wir Ökumenismus mit den Orthodoxen betreiben wollen, dürfen wir nicht nur schöne Worte sprechen, sondern müssen auch wie sie im Talar herumlaufen.

In Mittelasien trug ich auch bei +44 °C den Talar, ich schwitzte, wurde aber nicht krank. Unsere Leute wollten das sehen. In der muslimischen Republik haben mich die Muslime dafür gelobt und sogar die Atheisten haben gesagt, dass es gut sei. Alle ausländischen Priester, die aus Deutschland, Polen, Frankreich oder der Slowakei kamen, mussten sich unserer Kultur anpassen, und nicht umgekehrt. Viele Priester tragen in Russland nicht einmal mehr den Talar. Die Orthodoxen schreiben in ihren Büchern gut darüber, wie sie uns interpretieren: „Wollen wir unsere Kirche wirklich genauso sehen wie die katholische?“ Aber unsere Katholiken, als ob sie speziell westlich wären, drängen uns ihre ausländische Kultur auf, weil sie die Kultur des Westens ist. Die ganze Welt weiß, dass ein orthodoxer Priester bei seiner Weihe das Gelübde ablegt, nicht zu rauchen. Unsere Priester rauchen jedoch stolz. Gott sei Dank lehnt das Patriarchat in Moskau diese Art von Ökumenismus klar ab.

In Jakutien säkularisieren slowakische Mönche ihre Mission zu 100 Prozent. Schauen Sie sich den „Kanna“-Kanal an, wie sie lernen, Kontakte zu Menschen herzustellen, nicht als „Priester“, nicht als „Pater“, sondern als: Eduard, Anton, unser Peter usw. Unser Land und unser Volk sind nicht bereit, alles vom Westen zu kopieren und sie brauchen nicht die Hilfe ausländischer Priester, sei es aus der Slowakei, Deutschland oder Polen, um dazu gezwungen zu werden, die slowakische, deutsche oder polnische Kultur anzunehmen. Wir haben unsere eigene Tradition! „Das Licht kommt aus dem Osten“ – nicht aus dem Westen. Unsere Leute bewahren den Glauben wie ihr eigenes Leben und sogar noch mehr.

Die Kirche und der Glaube dürfen nicht der Politik oder der Wirtschaft dienen. Alle bestätigen diese Theorie, aber praktisch handeln wir oft im religiösen Bereich politisch. Die Sekten verwenden ihr Geld für Evangelisation, aber das katholische Geld fließt zum großen Teil in die Politik. Als ich zum ersten Mal hörte, wie viel der Aufenthalt des Nuntius in Moskau oder Kiew Tag und Nacht gekostet hat, hätte

ich einen Herzschlag bekommen können. Nach rechter Lehre gibt es keinen geistlichen oder körperlichen Nutzen. Ein nationaler Primas könnte diese Funktion leicht erfüllen. Was hat der Nuntius für die geschlossene Peter- und Paulskirche in Moskau getan? Nichts! Und dasselbe gilt für die Kirche des Heiligen Nikolaus in Kiew.

Jeden Monat könnte man eine neue Kirche bauen für zwei Nuntiatoren wenn nur die arme Politik nicht wäre?! Viele murren dagegen, aber haben nicht den Mut, dies öffentlich zu sagen. Unsere Fehler kommen uns sehr teuer zu stehen und kosten viel. Ich kann eines nicht verstehen: Warum gibt man uns mit Gewalt Bischöfe aus dem Ausland? Unser Land und unser Volk brauchen welche von hier, von unserem Land und unserem Volk. Wir brauchen keine Doktoren, wir brauchen „Boni Pastores“. Der Vatikan macht die größten Fehler, wenn er uns Ausländer schickt. In unseren Ländern hat man in der menschlichen Geschichte im 20. Jahrhundert größte Opfer gebracht – bis zu 100 Millionen! – Für uns war das eine vollkommene Gabe. Wir wollen, dass auch unsere Mutter in Rom das berücksichtigt.

Ich schreibe das, weil ich gekämpft habe. Von Kindheit an habe ich zusammen mit allen gelitten. Wir haben gegen die Atheisten rebelliert, gegen das Regime gekämpft. Mit 19 Jahren habe ich eine Liste mit 5000 Unterschriften für unseren Pfarrer Daschytzki im Jahr 1957 zusammengestellt. Das ganze Leben hat mich der KGB in seine schwarze Liste eingeschrieben. Als ich nach Riga kam, war mein Name dem Rektor des Seminars schon vom KGB genannt worden. Im Alter von 9 Jahren habe ich schon für unsere Familie 200 Rubel verdient und einen Garten von 10 Ar gehabt. Ich habe mir keine Ruhe gegönnt, weil ich Jesus und seine Kirche liebe.

Oft habe ich in der Nacht nicht geschlafen, geplant und gebetet, wie man das Reich Gottes vermehren und ausbreiten muss. Ich lobe mich nicht für diese Dinge, aber es tut mir leid, wenn unsere Leute durch den Hochmut der Priester oder Bischöfe leiden müssen und die Kirche in ihren Schritten gebremst wird und wir das alles im Namen Gottes und der Kirche machen. Es tut weh, wenn wir unsere Faulheit an die erste Stelle stellen und dann erst den Willen Gottes. Ich bin kein Held, aber ich mache das, was Gott will. Und wenn ich gewollt hätte, mit der Politik zu spielen, ich wäre ganz ruhig im Priesterseminar zum Ende gekommen und hätte mein ganzes Leben in der besten Kathedrale gearbeitet – und vielleicht noch mit einer hohen Mitra. Ich brauche keine Andenken und nach dem Tod auch kein Denkmal, ich brauche auch keinen Dank. Ich will das Wohl meiner Kirche und dass die Menschen mit der Dreifaltigkeit im Kontakt leben und in Freundschaft mit Gott. Gott hat mich

gefunden und zum Dank will ich für ihn so viel arbeiten, wie ich nur kann, bis zum Ende meines Lebens.

Ich will nach dem Tod eine kleine Spur auf dieser Erde hinterlassen. Es tut mir leid, wenn man mit dem Glauben und mit den Aufgaben der Kirche spielt. Trotzdem, wo das ist, wie auch im Vatikan durch die Könige unserer Kirche. Ich sehe die Fehler, aber wegen dieser Fehler verlasse ich meine kranke Kirche nicht. Ich liebe leidenschaftlich meine Mutter und es ist meine Pflicht, ihr bis zur letzten Minute zu dienen und zu helfen. Ich habe wie ein Dieb Tag und Nacht für den Teufel gearbeitet, zumindest ein kleines Stück und das hat mir Freude gebracht. Man hat mich geschlagen, erniedrigt, verflucht, und ich stahl wieder und wieder als verfluchter Dieb und Räuber. Ich bin kein Fanatiker, aber ich bin ein Soldat Christi und als solcher will ich sterben, ohne Namen. Hilf mir, nur Gott allein!

Meine Festnahme war hauptsächlich wegen des Buches „Die Muttergottes von Fatima“ mit einem Gebet für Russland. Ich freue mich über die Gefangenschaft. Das ist mein Geschenk für Jesus Christus! Ich bin mit meinem Glauben in sein Leben eingedrungen.

Ich darf noch einen Punkt nicht vergessen, der für mich schmerzlich ist: unsere Russlanddeutsche in Deutschland werden nicht als voll entwickelt angesehen, als zweite Qualität, aber unsere können bei der Arbeit beweisen, dass sie mehr können und es besser machen. In Deutschland können die hiesigen Leute weniger machen als unsere. In der Sowjetunion waren sie in der Arbeit universell.

In Sargatka gab es das erste Treffen mit Leuten in einem Klub. Zu dieser Begegnung habe ich Unierte aus Moskau eingeladen. Es waren über 600 Menschen da. Auch Orthodoxe haben an katholischen Gottesdiensten teilgenommen.

Am Anfang meines Besuchs an diesem Ort stellte uns die Familie Obuchow ihre Zimmer für eine Kapelle zur Verfügung. Ich muss besonders Anna und Anatolij danken, sie haben auf der Baustelle viel geholfen. Bei den Obuchows lebte ich. Ihre Tochter unterrichtete Kinder im Katechismus und ihr Schwiegersohn Pjotr arbeitete das ganze Jahr über für den Mindestlohn bei der Kirche und erledigte alle wichtigen Arbeiten.

Der liebe Heiland möge Nikolai belohnen. Er war krank und arbeitete umsonst. Zusammen mit unseren Frauen, besonders mit Ida Lengard habe ich bei $-16\text{ }^{\circ}\text{C}$ eine Garage von 15×15 Meter gebaut. Alle haben gesagt, dass sie im Frühling abbrechen und auseinanderfallen würde und doch steht sie schon über 10 Jahre fest.

Danke auch an Frau Galina Beljatskaja und die Familie Ossinzew. Die Kirche in Saragatka ist 22 × 10 × 6 Meter groß, aus roten Ziegeln und von außen und innen komplett mit Holz, einschließlich einer byzantinischen Kapelle. 1994 haben wir das orthodoxe Pascha-Fest gefeiert, wie es die orthodoxe Kirche tut und waren sogar wegen des feierlichen Osterfestes in der Zeitung. Das war das erste Ostern seit 1920. Meine Katechetin Helena und ich haben später Katechese bei den Orthodoxen gemacht mit Erlaubnis des orthodoxen Priesters.

Ich hatte immer den Wunsch, dass bei jeder katholischen Kirche in Russland eine byzantinische Kapelle sein sollte. Wie Papst Johannes Paul II. zu sagen pflegte, muss die Kirche mit der rechten und linken Lunge atmen können, bevor sie sich als katholische (allgemeine) Kirche bezeichnen kann. Wenn uns die Orthodoxen keine Probleme mehr machen, ist das Hauptsache, dass wir die Orthodoxie haben.

In Nowosibirsk hat uns ein katholischer Priester in das „Akademische Städtchen“ – „*Akademgorodok*“ – zur Professur eingeladen. Der Rektor wollte uns einen Platz für eine Kirche bereitstellen, aber zu jener Zeit haben uns Polen und die Slowakei keine Priester geschickt. Man sagte in Warschau, wir müssten auf unsere Bischöfe warten. Wir hatten schon Bischöfe, aber die Akademie war unsere und sie existiert jetzt nicht mehr. Die Katholiken konnten sie eine bestimmte Zeit lang nicht nutzen, mit den Bischöfen war es kein Wunder.

Im Jahr 1994 bin ich mit Priester Sergej Golowanow zur ukrainischen Wiedergeburt gekommen. Zwei Jahre brauchten wir, bis die Menschen überzeugt waren, dass ihr Platz bei der Katholischen Kirche ist und nicht bei den Orthodoxen. Dank sei Gott! Der erste Gottesdienst in Omsk mit den Unierten fand im Juli 1995 statt. Die Obrigkeit wollte das nicht registrieren.

Ich nahm drei Menschen mit, um im Streit etwas zu erreichen. Der Justizleiter fragte: „Warum Griechisch-Katholiken?“ – „Das ist nicht Ihre Sache, Ihr Herren Kommunisten! Das ist eine katholische Kirche, und wir werden morgen ‚Katholische Kirche mit dem Namen des Lenins‘ registrieren und einen Monat später ‚Katholische Kirche mit dem Namen des *Jelzins*‘. (Boris Nikolajewitsch Jelzin war von 1991 bis 1999 der Präsident, und hiermit das erste demokratisch gewählte Staatsoberhaupt in der Geschichte Russlands.) Wenn Sie jetzt nicht sagen, wann die Dokumente fertig werden, gehe ich noch heute vor Gericht, um Sie wegen Diskriminierung anzuklagen. Wenn das auch nicht hilft, werde ich jeden Tag mit 100 Menschen vor Ihrer Tür sitzen!“ Die notwendigen Dokumente waren binnen vier Tagen schon fertig.

Wir hätten, wie die Sekten, sofort arbeiten können, aber wir haben viel verloren, weil wir aufgeweckt werden müssen, bis der Vatikan aus dem Schlaf erwacht. Wenn das 1989 passiert wäre, hätten wir dreimal mehr erreichen können. Dank sei Gott, dass es Protestanten gibt, die sehr schnell Millionen geistlich genährt haben. Unsere arme katholische Kirche hat bis heute nichts für uns durch die Massenmedien getan. Dank sei Gott, dass die Protestanten uns in Moskau, Kiew und Alma-Ata erreichen!

Warum hilft Amerika mit Fernsehen, und unsere können nichts und wollen nichts geben? Die Orthodoxen benutzen „Nursat“, unsere aus Beirut hatten K-TV, und das gibt es nicht mehr, sie sind auf einen anderen Satelliten umgezogen. Ob der Vatikan jemals mit einem Fernsehprogramm auf Ukrainisch oder Russisch aufwachen wird? Oder gibt es nichts für die Ukraine und Russland zu sagen? Diese Frage wurde im Westen bereits gestellt – alles bleibt still! Wer braucht das? *Saturday Night Live* (SNL), GLAS und andere, aber nicht Katholiken. Es wäre genug, ein Schiff für ROK (RMZ) zu verkürzen und unsere Kirche in GUS (Gemeinschaft Unabhängiger Staaten) wäre gut im Satellitenfernsehen vertreten.

Von unseren aktivsten Orthodoxen haben wir auch in Sargatskoje eine Kirche. Wir sind lange durch die Dörfer gefahren, um zu predigen und nach unserem Besuch begannen die Orthodoxen, uns dies nachzumachen. Meiner Meinung nach, sollte man nicht lediglich Kirchen für die Orthodoxen bauen, sondern überall missionieren. Dann werden auch die Orthodoxen wachsen und sich um ihre Gläubigen kümmern, statt dass die Schiffe nur als Geschäft dienen. Vor 12 Jahren haben russische Zeitungen geschrieben, dass es für das Patriarchat Konkurrenz bei ihrer Entwicklung und Aktivität braucht. Die Priester, die in der Diözese Saratow gearbeitet haben, haben mir erzählt, wie Bischof Pickel, der friedlich mit dem Moskauer Patriarchat leben wollte, ihre Aktivitäten gebremst hat.

Der katholische Westen hetzt in Russland die Orthodoxen gegen die Katholiken auf! Wenn sie sich mit uns beraten hätten, wäre es viel besser, als es momentan ist. Ich behaupte manchmal: Vor unserem Ökumenismus fürchtet sich das Moskauer Patriarchat, und es hat 100 Prozent recht. Wie kann man von Freundschaft reden und morgen die Welt der Orthodoxie abschaffen, die sich überstreng an jedes Jota hält?

Nehmen Sie die Ukraine mit ihren historischen Feiertagen, die der Vatikan nach dem Willen von Kardinal Jaworski abgeschafft hat. Das wurde erklärt und auf der Bischofskonferenz vorgelegt, aber keiner der Bischöfe, wie ich bemerkt habe, war dagegen. Man konnte aber kein Wort an Kardinal Marian Jaworski richten. Der 6. Januar in der Ukraine ist Ruhetag, weil der 7. Januar bei den Orthodoxen das Weihnachtsfest ist. So oder so sind die abgeschafften Feiertage nicht moralisch,

nicht politisch zu erklären, ökonomisch kann man es nur mit einem Grund erklären: Kardinal Jaworski wollte für sich selbst ein Andenken zurücklassen. Wenn wir die jungen Bischöfe fragen, aus welchem Grund die Veränderung der Festtage kommt, können sie nichts sagen. Für uns alle ist das reiner Voluntarismus: Ob Menschen für die Bischöfe da sind und dienen oder Bischöfe für die Menschen da sind und ihnen dienen?

Über lange Zeit hat unsere Kirche in der Ukraine und Weißrussland nur für die polnische Nationalität gedient. Wer Katholik bleiben wollte, musste zuerst Pole bleiben. Hunderte Jahre lang war die Kirche eine Priorität für die Polen. Tausendmal danke ich Gott dafür, dass die katholische Kirche sich in letzter Zeit aus diesem Ghetto befreit hat! Die Kirche kann den Nationen helfen, aber ausschließlich einer Nation zu dienen, bedeutet, auf dem falschen Weg zu sein. Ich kann absolut nicht verstehen: In Kiew kamen zu Gottesdiensten in die Pfarre der Gesellschaft Christi für Emigrantenseelsorge (sogenannte „*Chrystusowcy*“) früher auch viele orthodoxe Gläubige. Jetzt ist dort alles ausschließlich polnisch-katholisch. Es ist nun klar, dass die Orthodoxen die katholische Kirche so nicht besuchen können.

Die Priester und die Nonnen haben ihren eigenen Gott = Götze. Das Gleiche ist in der Westukraine der Fall. Warum stellen wir Katholiken die Nationalität über unsere universale Gotteskirche? 1980 sind viele meiner deutschen Familien von Tadschikistan nach Mukatschewo umgesiedelt. Bei mir waren kirchliche Leute. Nach einem Monat war Schluss mit der Kirche: „Alles Ungarisch, und wir bleiben lieber zu Hause.“ Ich war gekommen, ja, traurig, aber es ist eine Tatsache! In Lemberg kann man bis jetzt in der Kathedrale nur polnisch beten und „Gott solle uns bewahren vor einem ukrainischen Wort“. Aber ist Lemberg nicht eine ukrainische Stadt? Bedeutet die Ukraine nichts für die Polen?

Die Kommunisten haben verschiedene Experimente mit unserem Volk gemacht, jetzt experimentieren unsere Bischöfe von Zeit zu Zeit und der Vatikan hilft auch noch dazu. Zum Beispiel mit Demonstrationen gegen die katholische Kirche in Russland. Wenn die Diözesen 1990 nominiert worden wären, hätte es weniger Lärm und Protest gegeben und Demonstrationen hätten nicht stattgefunden. Es kann kein sehr vernünftiger und gelehrter Experte auf der ganzen Welt erklären, warum man diese Möglichkeit vorbeigehen ließ.

Warum provozierte der Vatikan Russland mit dem Titel der Präfektur der Mission *sui juris* Karafuto in Japan für Bischof Jerzy Mazur? Ob nicht „von Irkutsk“, wie jetzt es gereicht hätte? Hohe Männer, die das gemacht haben, haben ruhig in ihren

Palästen geschlafen und lachend viermal am Tag duftenden Kaffee getrunken. Bischof Masur sagt in der ganzen Welt, er wisse nicht, warum man ihn aus Russland ausgewiesen hat. Jeder Nichtgelehrte hätte das Ergebnis, wie Russland auf dieses „Karafuto“ reagiert hätte, voraussagen können.

Warum wollte der Vatikan nur mit unseren Leuten experimentieren? Keiner im Vatikan hat gelitten, nur die Katholiken mit ihrem Pfarrer in Juschno-Sachalinsk. Die russische Administration hat ihn hinausgeschmissen, keiner hat ihm ein Ticket geschickt. Er musste überall wie ein Obdachloser ohne Essen und Geld schlafen. Warum muss ich zu dieser Ungerechtigkeit schweigen?! Keine katholische Zeitung in Polen und in Rom wird über diesen Fall schreiben. Wegen des russischen Unierten kam es erst durch Rom zur Ungerechtigkeit, dann durch den Nuntius in Moskau und durch Bischof Wehrt. Rom macht mit Moskau Business über die Köpfe der russischen Katholiken.

Die Unierten in Russland werden nur so glauben und leben, wie Rom durch das Patriarchat in Moskau sagt. Alle in Rom haben die „Deklaration für die Glaubensfreiheit“ vergessen. Speziell in Rom wird durch Bischof Wehrt alles zum Vorteil des Patriarchats gegen die Russisch-Unierten gemacht. Bischof Wehrt terrorisiert moralisch Priester Sergej Golowanow, meinen ehemaligen Vikar grundlos. Auf meine Bitten an den Bischof Joseph Werth, den Fall nur mit Liebe und Frieden zu entscheiden, folgte eine Nullreaktion! Der Bischof erfüllte den Befehl von dem Walter Kardinal Kasper aus Rom und dem italienischen Apostolischen Nuntius. Warum haben wir unter den Kommunisten gelitten und jetzt auch noch unter dem Vatikan?

Überhaupt ist diese Politik mit römisch-katholischen Bischöfen über die Unierten (griechisch-katholischen) ohne Perspektive, ob der Vatikan will oder nicht. Aber seine Pläne werden ein Schisma in Russland verursachen. Die Unierten werden trotz allem, was die Bischöfe tun, wachsen. Aber die russischen Katholiken werden nicht lange auf den Knien liegen. Sie brauchen ihren eigenen Bischof. Wird das nicht gemacht, ist das kein Problem, da Lefebvre zu Hilfe kommt. Kleriker der Piusbruderschaft sind schon in Lwiw. Ob das für den Vatikan und Moskau besser wird? 100 Prozent nicht!

Ich rufe zum gesunden Menschenverstand: „Machen Sie keine Ware aus dem Handel mit den Gläubigen!“ Ich bin kein Prophet, aber aufgrund meiner Lebenserfahrung habe ich für die Kurie in Riga pünktlich vorhergesagt, wann Pfarrer Albert gehen wird. Dem Bischof Wojciech Olschanski habe ich 1995

geschrieben, dass, wenn er den Pfarrer in Murafa nicht versetzt, es in zwei Jahren in Murafa eine Sekte geben wird. Das geschah 1997. Für den Bischof in Odessa habe ich vorausgesagt, Ich sagte ihm voraus, dass sein Generalvikar ihm eine Menge Ärger bereiten würde – das Alles ist genau zum richtigen Zeitpunkt wahr geworden!

Ich will keine Spaltung, aber das heutige Spiel mit meinen Brüdern in Russland führt dazu. Es gibt kein anderes Ergebnis – und dann wird die Presse darüber diskutieren, Rom wird Kontakte suchen und neue Methoden für die Ökumene finden. Unser Land, die Ukraine und Russland, sind keine Bühne für Fußballspiele. Wenn unsere Könige nicht handeln, wird es morgen zu spät sein. Schon zum dritten Mal möchte ich unseren hohen Herren sagen: Ich bin kein Psychiater oder Doktor, aber meine 30 gegründeten Pfarren und acht gebauten Kirchen sind zwar nicht viel, aber doch etwas. Ich und andere haben mit Tränen, Schweiß und Schmerzen gearbeitet, andere unserer Priester bis zu 400, haben ihre Knochen als Opfer hingelegt. Und wir, die wir am Leben bleiben wollten, schätzen dieses Opfer als Ehre. Diejenigen dagegen, die es mit Füßen treten, nicht.

Ich möchte mich hier zutiefst bei Familie Wilhelm und Eugenius Funk aus Duschanbe bedanken, auch bei Familie Hieronymus, Brossart, Familie Scherger, Theresia Funk und allen Deutschen. Rosa Stolz, Rudolf, Nikolai Tutenhöfer, Mischa, Familie Gsel, Familie Lange und viele andere:

- Von Nowosibirsk: Olga Stroh, Johannes Hecker, Lidia, Johannes und Josef Bachmann und ihre Verwandten Gsel, Maria und Emma;
- Ural – Tscheljabinsk: Schmidt Emilia, Familie Friek und Anna Roppel;
- Jekaterinburg: Frau Aleftina, die mir geholfen hat, diese Pfarrgemeinde zu gründen;
- Ferghana: Danke für Frau Elisabeth, Familie Hoffart, Emilia und ihre Schwester;
- In Taschkent: für Marina Jurtschenko und ihre Verwandte Helena.

Die bekannten Priester

Aus meiner Jugendzeit erinnere ich mich an den Pater-Jezuiten Martin – Marcelli Wysokiński aus Winniza, meinen ersten Beichtvater, klein aber dick.

Pater Daschytzki – Martynian Wojciech Darzycki, OFM (1918 – 2009) unser erster Pfarrer, bei dem ich ministrierte. Er war hochkulturell, liebte Musik und war ein guter Organisator. Als Franziskaner verbrachte er sieben Jahre im GULAG. Er war ein ausgezeichnete Prediger, aber ein echter Pole.

Pfarrer Antoni Homitzki war zwar weniger kulturell als Pater Martynian Daschytzki, konnte aber vernünftig mit der Obrigkeit verhandeln. Er kannte die kommunistische Psychologie gut. Als die Kommunisten forderten, den Gottesdienst am Sonntag frühmorgens zu halten, wurde er wegen einer Klage gegen ihn beim Regime angeklagt: „Weg mit ihm aus unserer Gemeinde, er bricht die Festtage!“ Er organisierte Leute, die Tag und Nacht in der Kirche wachten, die man schließen wollte. Er schickte Leute mit dem Rosenkranz zum Lenin-Denkmal: „Wir beten vor dir, Lenin; denn deine Jünger verfolgen uns, hilf uns!“ Der Priester Bronislaw, geboren in Murafa, kämpfte in Bar um das kirchliche Territorium. Die Leute legten sich vor Traktoren und Bulldozer.

Priester Wladislaw Sawalniuk war ein echter Held im Umgang mit dem KGB. Für seine Aktivitäten in der moldawischen Hauptstadt Kischinjaw wollte man ihn zum Militär nehmen. Er erschien immer im Talar vor der Militärabteilung und fast seine ganze Gemeinde stand vor dem Tor, um ihn gewaltsam aus dem Militärkommissariat zu bringen. In Lettland brachte ihn der KGB von der Poliklinik mit dem Auto in die Psychiatrie. 14 Tage lang wurde er „vom Fanatismus geheilt“ mit starken Spritzen. Ein Arzt half ihm zu fliehen, verlor aber seine Arbeit wegen dieser Hilfe. Einmal versuchte man, ihn nachts zu töten, aber er blieb wie durch ein Wunder am Leben. Er besuchte in den Nächten Dörfer für den Gottesdienst. Heute lebt er in Minsk und hat unter großen Schwierigkeiten zwei Kirchen übernommen und renoviert. Er hat viel zur Wiederbelebung der weißrussischen Kultur und Sprache beigetragen. Er ist unser Stolz und unsere Ehre. 1979 half er mir, eine Orgel nach Duschanbe zu bringen.

Priester Franz Karasiewitsch, mein Schulkamerad, konnte alle kommunistischen Kontrollen umgehen. Ein Beispiel: Die Kommunisten bestrafte das Taxi, das den Priester zu einer anderen Gemeinde brachte. Er kam mit dem Taxi über viele kleine Straßen von zu Hause und das Taxi wartete, um ihn einen Kilometer weiterzubringen, bevor er verschwand. Er ging mit einer alten Oma in einem langen Mantel und einem Tuch durch die Kontrolle der Kommunisten ins Haus oder Dorf. Nach der Messe sagte er, er werde noch eine halbe Stunde Beichte hören. Dann ging er durch eine Hintertür durch den Garten mit zwei, drei Männern, als Jäger

verkleidet, davon. Einmal wurde er ins Staatsamt gebracht. Er entkam durch ein Toilettenfenster. Er war ein Meister der Tarnung und sehr erfolgreich.

Nach ihm kam Priester Wladyslaw Wanags (1931 – 2001) von Riga nach Horodok. Er baute eine neue Kirche. Als der Hauptarchitekt und der Parteivorsitzende ihm versprochen, die Kirche werde durch ihre Knochen gebaut, betete er mit der Gemeinde für ihre Absicht. Nach drei Monaten geschah ein Unfall und beide waren tot. Er kam zum Neuen und sagte, dass sie beten würden, wenn sie keine Erlaubnis geben würden und dann nahm er fünf Omas mit in das Zimmer des Oberleiters, wo sie 800-mal „Gegrüßet seiest du, Maria!“ beteten. Der Oberleiter unterschrieb und nach einem Jahr war eine moderne Kirche, 30 × 12 × 8 Meter fertig. Zusammen mit dem Priester Wladislaw Sawalniuk baute er 30 Kirchen.

Geistliche und materielle Rückschläge

Im Jahr 1978 in Duschanbe war die neue Kirche gerade zu 60 Prozent fertiggestellt. Das gesamte Opfergeld befand sich in meinem Zimmer im Pfarrhaus. Eines Tages kam ich, um das Geld zu holen und dreitausend Rubel fehlten. Ich sagte niemandem etwas, weil niemand an Diebstahl glaubte. Ich betete 10 Tage lang: „Gott, zeige mir, wer der Dieb ist!“ Er wurde entdeckt – es waren meine Messdiener. Doch die Eltern gaben das Geld zurück, aber es sorgte für viel Aufregung.

Alles war bereits fertiggestellt, als ein bekannter litauischer Priester kam und behauptete, er wolle Weihnachtsgrüße drucken, und bat um 5000 Rubel. Ich gab sie ihm, aber er log und verschwand. Der Priester konnte mir nicht helfen.

Im Jahr 1991 kam ein unierter Priester aus Taschkent einen Monat lang zu Besuch. Ich freute mich, dass er die Messe und die Liturgie feierte. Eines Sonntags flog ich nach Tscheljabinsk und ließ ihn mit einem Kleriker zu Hause zurück. Abends rief ich an, doch er war in eine Stadt in Kasachstan gegangen. Ich spürte sofort, dass er Geld gestohlen hatte. Als ich nach Hause kam, fehlten 10000 Rubel aus meinem Safe. Das waren zu der Zeit 16000 Rubel. Ich sah seinen Pass und Ausweis vom unierten Bischof. Er nannte mir drei bekannte Bischöfe und Priester. Ich war zweimal in Lemberg, aber man sagte mir, dass keiner von ihnen in der Kurie sei. Er hinterließ mir als Andenken ein Kreuz. Nach einigen Jahren erzählten mir Priester in der Ukraine, dass er oder ein anderer ein Auto und Geld gestohlen habe.

Eine Frau mit drei Kindern aus Ferghana besuchte unsere Kirche. Sie half mir, nach Omsk zu fahren. Einmal wurde ihre ganze Ware gestohlen. Ich lieh ihr 8000 Rubel

für ihr Geschäft aus. In Omsk blieb sie drei Jahre mit den Kindern bei mir und versprach immer, das Geld zurückzugeben, aber sie blieb dabei.

In Sargatka lasen wir in der Zeitung, dass eine Frau als Flüchtling mit acht Kindern nur in einem Raum der Kolchose lebe. Ich fuhr mit Leuten 20 Kilometer weit hin, alle schliefen auf dem Boden. Wir haben ihnen etwas zum Anziehen und Speisen gebracht. Nach einer Woche nahmen wir sie nach Sargatka mit und wir gaben ihnen eine kirchliche Wohnung mit allem, was nötig ist. Innerhalb von einem Jahr fingen alle Kinder mit der Mama Ljubow Filippowna an, in die Kirche zu gehen. Sie sang im Kirchenchor und wurde bei uns als Reinigungskraft angestellt.

Tolik, ihr 16-jähriger Sohn war Ministrant. Ich hatte einen Minibus „Taunus“, Ford Transit, mit neun Plätzen. Ein Geschäftsmann wollte mir nach zwei Tagen diesen Bus abkaufen. Tolik schlief im Haus gegenüber der Garage und der Sakristei, weil seine Mama zu seiner Oma gefahren war. Er hatte einen Schlüssel zum Auto nachgemacht. In der Nacht schob er mit zwei Kameraden das Auto von der Garage weg. Das erste Mal in Ruhe, er führte den dritten Gang ein und nach 30 Metern krachte er in einen Baum. Ein Kurzschluss und innerhalb von fünf Minuten brannte das Auto. Tolik ging sofort zurück zu seinem Schlafplatz, als wäre nichts passiert. Um drei Uhr in der Nacht kommt ein Telefonanruf von der Polizei: „Ihr Auto brennt 100 Meter entfernt von Ihrer Kirche!“ – Das hieß 6000 Rubel verbrannt. Doch ich habe Tolik verziehen.

Da seine Mutter beim Putzen nicht sehr zuverlässig war und Gespräche mit ihr wenig halfen, musste ich sie aus der Arbeit entlassen. Sie ging nun herum und schimpfte gegen die Pfarre. Ich bat sie, die Kirchenwohnung zu verlassen. Der Rechtsanwalt sagte ihr, dass sie das kirchliche Zimmer auch durch das Gericht nicht bekomme. Wir waren auf dem Gericht wegen unserer Wohnung, sie bekam eine Frist von 10 Tagen und zog dann fort in eine Stadtwohnung. Sie lief überall herum und beschuldigte uns: „Sehn Sie, was für Katholiken mich mit den Kindern rausgeschmissen haben auf die Straße, verfluchte Katholiken!“ Es kamen dann Menschen zu uns und entschuldigten sich, dass sie Schlechtes über uns gesagt hatten.

Im Jahr 1998 war ich im Westen. Ein Kirchenmitglied, das Polizist war, nahm mein Auto und fuhr mit seiner Tochter nach Omsk ins Krankenhaus. Dort wurde das Auto aufgrund eines Verkehrsverstößes beschlagnahmt, und ich musste 5000 Rubel bezahlen.

Im Jahr 1990 traf ich einen Priester aus Belgien in der litauischen Hauptstadt Vilnius. Auf dem Rückweg nach Tbilissi durch Moskau hatten wir einen schweren

Autounfall. Um 5 Uhr heilige Messe und dann fort um 14 Uhr waren wir neben Smolensk, mein Confrater fuhr 120 pro Stunde, das Auto mit Büchern und Geräten vollgestopft. Er überholte einen Lastwagen und sofort verlor er die Herrschaft über das Lenkrad und das Auto lief von links nach rechts, wie es wollte. Zweimal knallte unser Auto frontal in den LKW, links rechts und dann in den Wald. Ich konnte nur noch zwei Worte sagen: „Gott verzeih, wir kommen um!“ „Tschuch – tschach – babach!“ – und wir lagen schon mit den Reifen nach oben. Alle Autos auf der Autobahn blieben stehen und guckten. Man lief zusammen und stellte uns auf die Reifen, machte die Türen auf – wir beide blieben ganz heil, aber das Auto war kaputt: schöner Sonntag, Gras bis zum Bauch, Bücher und Flugblätter lagen herum. Nach 20 Minuten waren Polizei und Ambulanz hier. Wir baten, uns nicht ins Spital mitzunehmen. Wir luden alles auf ein Lastauto und fuhren mit unseren Sachen nach Moskau zu unseren Bekannten. Unser Tod lief vorbei und wollte uns diesmal nicht begrüßen.

Meine Schwester hat mir eine Geschichte erzählt, als ich zwei bis drei Jahre alt war. Sie und ihre Freundinnen schaukelten mich zwischen zwei Bäumen auf einer Schaukel. Ein Mädchen saß in der Wiege und schaukelte mich, während sie von beiden Seiten unterstützt wurde. Nach ein paar Pendelbewegungen flog ich plötzlich durch die Luft, etwa 10 bis 12 Meter weit. Die Mädchen, die etwa 12 Jahre alt waren, rannten einen Kilometer zur Ambulanz mit mir und riefen: „Josef, stirb nicht!“ Nachdem die Ambulanz kam, haben sie mein Gesicht mit Kirschen verschmiert, damit mein Vater es abends nicht bemerkte.

Auch schon als Kind habe ich etwas Schlimmes erlebt. Während meiner Schulzeit badete ich im Fluss und konnte schon schwimmen. Meine Kameraden fanden es lustig, mich zweimal mit den Füßen bis zum Grund zu drücken, aber beim dritten Mal hatte ich bereits keine Kraft mehr und schluckte Wasser. Vom Ufer aus sah man, dass wir in Schwierigkeiten waren und sie zogen mich heraus. Ich saß noch lange schwach am Ufer, aber bei Bewusstsein. Was wäre passiert, wenn sie mich damals im Wasser gelassen hätten?

Als ich 19 Jahre alt war, fuhr ich vom Bahnhof mit einem Lastwagen. Das Auto war voll mit Mehlsäcken, und ich saß ganz hinten. Etwa 6 Kilometer von zu Hause entfernt platzte um 22 Uhr abends ein Autoreifen und ich wurde aus dem Auto geschleudert. Das Auto rollte davon, aber ich blieb liegen. Als ich nach Hause kam, behielt ich das Geheimnis für mich, was passiert war.

Vor meiner Priesterweihe arbeitete ich auf einer Baustelle und war etwa 30 Meter hoch auf einem Kran. Als ich herunterging, rutschten meine Füße aus, und ich fiel.

Glücklicherweise verfring sich mein rechter Fuß in einer Latte an der Treppe, und ich erreichte sicher den Boden. Es schien, als ob der Tod wieder einmal nur einen Spaziergang gemacht hätte.

Während meiner Zeit als Hirte für junge Pferde bin ich unzählige Male vom Pferd gefallen. Ich hatte zweimal Autounfälle und bin unverletzt geblieben. Es gab viele kritische Momente, bei denen ich überlebte. Viermal wurde ich beraubt, aber Gott hat immer schnell geholfen. Er hat mir Kreuze geschickt und mich getröstet. Ich habe keine Not gelitten, auch nicht im Gefängnis. „Gott, du hast gegeben, du hast genommen, dir sei Ehre und Lob!“

Die Wunder und die kleinen Dinge

Das erste Wunder ereignete sich, als ich Priester wurde. In meiner Kindheit und Jugend hatte ich nichts getan, was darauf hindeutete, dass dies geschehen würde. Ich hatte ganz weltliche Pläne. Das zweite Wunder war, dass ich meinen Glauben nicht verlor, obwohl ich in verschiedenen Situationen war, die dazu hätten führen können.

Das dritte Wunder geschah im Jahr 1980. Eine 40-jährige Frau, Mutter von sechs Kindern, kam zu mir Tränen in den Augen und berichtete, dass sie Krebs habe und in fünf Tagen operiert werden müsse. Sie bat mich unter Tränen um meinen Segen für die Operation. Ich ermutigte sie, auf Gottes Willen zu hoffen und versprach, für sie zu beten. Am Montag wurde die Operation durchgeführt. Am Mittwoch kam ihr Mann zu mir und berichtete, dass Elisabeth nicht operiert wurde. Verwirrt fragte ich nach dem Grund. Er antwortete: „Sie war nicht im Krankenhaus.“ Als Elisabeth kam, berichtete sie, dass nach erneuten Untersuchungen nichts gefunden wurde und sie sich daher nicht operieren lassen wollte. Sie küsste meinen Rock und lebt bis heute.

Das vierte Wunder ereignete sich im selben Jahr. Eine 30-jährige Frau brachte ihren 11-jährigen Sohn zu mir. Er litt seit drei Jahren an Sklerose und war jeden Donnerstag sehr krank. Obwohl ihr Mann stark dagegen war, zu einem Priester zu gehen, suchte die Frau Hilfe bei mir. Ich erklärte ihr, dass ich zwar bete, aber letztendlich Gottes Wille geschehen würde. Sie versprach, nach dem Gebet zurückzukommen und von den Ergebnissen zu berichten. Nachdem ich für ihn gebetet hatte und ihn zweimal zur Überprüfung eingeladen hatte, blieb die Familie drei Monate lang fern. Dann, an einem Sonntagabend, kamen sie zur heiligen Messe und brachten ein Geschenk mit. Die Eltern bedankten sich für das Gebet. Der Junge war vollständig geheilt.

In Sibirien, 70 Kilometer von Omsk entfernt, erlebte ich ein weiteres Wunder. Eine Großmutter bat um Gebet für ihren 8-jährigen Enkel, der krank war. Ohne nach der Art der Krankheit zu fragen, betete ich für ihn. Zwei Monate später kamen die Eltern, um sich für seine Heilung zu bedanken. Der Junge hatte Epilepsie, doch nun war er geheilt.

Eine weitere Begebenheit ereignete sich zu Weihnachten in Ferghana im Jahr 1981. Nachdem ich Wein gesegnet und als Heilmittel verabreicht hatte, schrieb mir eine Frau namens Tulla einen Monat später, dass sie, nachdem sie diesen Wein getrunken hatte, keine Probleme mehr mit ihrem Hals hatte und sich gut fühlte.

Im September 1982 taufte ich Kinder in Tomsk. Am darauffolgenden Donnerstag brachte ein junges Paar ihr Kind zur Taufe. Die Mutter erzählte mir, dass ihr 2-jähriges Kind seit einem Jahr an Durchfall und schlechtem Appetit gelitten hatte. Nach der Taufe war das Kind gesund und schlief um 20 Uhr ein. Alles war dann wieder in Ordnung.

Im Jahr 1990 gründete ich in Omsk eine „Sonntagsschule“ – ein Treffen nach dem Gottesdienst. Ein Foto von mir wurde in der Zeitung „Trud“ veröffentlicht, was eine gewisse Aufmerksamkeit erregte. Daraufhin kam Serjoscha Anziferow, ein ehemaliger Stadtleiter aus Bratsk am Baikalsee zu mir. Obwohl er keine katholischen Wurzeln hatte, war er sehr interessiert und gründete eine Jugendgruppe. 1990 war das das Prestige jener Zeit. Ich war vier Tage dort, hatte alle möglichen Besuche in Schulen, an der Uni, im Altersheim. Anziferow wurde in Omsk getauft. Er gründete später in Bratsk eine katholische Gemeinde, wo er bis zu seinem Tod im Jahr 1994 engagiert diente.

Im Jahr 1991 lud mich ein Russe nach Perm ein, um dort einer Gemeinde beizutreten. Als ich um 23 Uhr ankam, nach einem ganzen Tag Regen, klopfte ich an die Tür einer Wohnung. Zwei Männer öffneten die Tür, und ich fragte nach dem Namen desjenigen, der mich eingeladen hatte. Sie schwiegen und gingen in die Wohnung. Ich klopfte erneut an die Tür und hörte eine Stimme, die sagte: „Geh weg von hier, sonst bekommst du was auf die Schnauze!“ Ich verließ langsam das Gebäude und steckte einen Katechismus und Flugblätter in den Briefkasten. Ein Mann draußen fragte mich nach einem halben Liter „Blaue Schlange“. Ich erzählte ihm von meinem Erlebnis im dritten Stock. Er wohnte ebenfalls dort und berichtete mir von einem hohen Offizier, der oft Streit mit seinem Sohn Oleg hatte, der gegen den Kommunismus seines Vaters war. Es war bereits Mitternacht und ich machte mich langsam zu Fuß auf den Weg zum Hauptbahnhof. So endete dieser Tag mit einem Mix aus Erfolg und Missgeschick.

Ich erinnere mich an eine Beichtsituation, in der ich Fragen stellte: „Was studieren Sie?“ – „Ich bin im vierten Jahr an der Universität!“ „Dann stelle ich Ihnen eine Frage aus dem Lehrbuch ‚Charakter der Metalle‘(Metallkunde).“ „Kennen Sie dieses Buch? Dort wird erwähnt der Dehnungsmodul oder Youngscher Modul.“ Und so erzählte ich dem Studenten vom englischen Wissenschaftler Thomas Young und seinem christlichen Glauben. Der Student war ganz begeistert. Der Priester kannte sich auch mit den Techniken der Hochschule aus und wollte nicht gehen. – „Ich komme zu Ihnen, geben Sie mir Ihre Adresse. Ich komme von weit her.“ „Das ist nicht nötig, ich komme zu Ihnen!“ – „Selbstverständlich!“ Er wäre sogar bereit gewesen, zweitausend Kilometer zu reisen.

Unsere byzantinische Kirche

An einem Herbstsonntag stand eine 35-jährige Frau während des Hochamtes vorne. Nach der Messe kam sie in die Sakristei und fragte: „Kann ich in Ihrer Kirche getauft werden?“ Wir sprachen miteinander. Sie war Ossetin, alleinstehend, Professorin und Leiterin einer technischen Schule (Technikum), Direktorin und Parteimitglied.

Vor der Messe war sie ungläubig. Ich sprach lange mit ihr und fragte, wie es möglich sei, dass sie innerhalb anderthalb Stunden gläubig wurde und ob es anhalten würde. „Ich fuhr mit dem Bus zu meiner Freundin. An der Haltestelle stiegen fast alle aus. Für mich war es interessant, denn ich sah viele junge Familien und Jugendliche. Bisher hatte ich Gläubige als alte, ungebildete Menschen betrachtet, doch hier sah ich etwas ganz anderes. Aus Neugier unterbrach ich meine Reise und verkürzte sie, um zu sehen, was in der Kirche passieren würde. Als Atheistin sah ich zum ersten Mal freundliche, reine Gesichter und glückliche Menschen in meinen 35 Jahren. Diese Hunderte von Menschen waren wie ich. Und alles was ich sah und hörte, hat mich überzeugt. Ich möchte leben und glauben wie alle Christen.“

„Ich kann Sie nicht sofort taufen. Sie müssen auch die Kirche besuchen und Ihren ‚zukünftigen‘ Mann kennenlernen, denn Menschen heiraten fürs Leben. Die Taufe ist wie die Eheschließung mit Gott bis zum Tod. Ich kann Sie taufen, aber Sie müssen etwas über Jesus, Gott und die Ewigkeit wissen.“ – „Ich habe am Mittwochabend einen feierlichen Abschied und fahre am Donnerstag in den Kaukasus.“ „Sie können sich in der orthodoxen Kirche taufen lassen, dort, wohin Sie fahren.“ – „Ich habe den Glauben in der katholischen Kirche gefunden, und wenn Gott mich hierhergebracht hat, hat das für Gott und für mich Bedeutung. Er wollte, dass ich gerade hier mit ihm Freundschaft schließe.“ „Um wie viel Uhr ist

die Messe?“ „Um 19 Uhr.“ „Wie wird der Abend aussehen?“ „All meine Kollegen wollen Abschied von mir nehmen.“

Ich suchte nach einem Grund, die Taufe abzulehnen, und sagte, dass, wenn ihr Wille echt sei, wir es tun könnten, aber sie alle meine Bedingungen akzeptieren müsste. Deshalb fuhr ich fort: „Sie müssen morgen oder übermorgen zur Vorbereitung kommen und am Mittwoch um 18 Uhr taufe ich Sie feierlich. Sie müssen das Minimum auswendig lernen, das ich Ihnen gebe.“ Ich gab ihr einen kleinen Katechismus zum Lernen.

„Sie müssen den Abend der Taufe selbst entscheiden. Nach der Taufe müssen Sie allein in der Stille sein, denn das ist ein großes geistliches Ereignis, das einmalig im Leben ist.“ Menschlich gesehen war das hart genug, aber die Absage des Abschiedsabends zeigte, dass die Taufe für sie wichtiger geworden war. Sie besuchte pünktlich die Termine und Gottesdienste in den folgenden Tagen. Am Dienstag fragte ich sie nach dem Abend. „Ich habe meine Arbeitskollegen abgesagt und ihnen erklärt, dass ich ein für mein Leben sehr wichtiges Treffen habe und deshalb nicht kommen kann. Meine Kollegen haben es so verstanden, dass es um meinen neuen Freund geht.“ Während der Messe taufte ich sie und 50 Leute und Jugendliche begrüßten sie mit Blumen. Sie war sehr glücklich. Innerhalb von anderthalb Stunden den Glauben und dann ein solches Opfer am Abend des Abschieds?

Ein paar Jahre später glaubte auch ein Student spontan in der Kirche, und er bereitete sich zwei Monate lang vor. Vor der Messe, an dem für die Taufe bestimmten Termin, fragte ich ihn aus dem Katechismus, aber er kannte die 10 Gebote Gottes nicht gut. Dann sagte ich ihm: „Noch einen Monat bis zum nächsten Mal!“ Er antwortete: „Pater Josef, schauen Sie mich an und antworten Sie bitte: Gab es in Ihrem Leben viele Menschen, die Christus mit ganzem Herzen angenommen haben?“ „Nein, du bist der Erste! Wenn das so ist, wirst du in einem Monat deine Prüfung bei mir ablegen, und heute taufe ich dich.“ Ich habe das richtig gemacht. Er war Student an der Universität und nach der Messe kam er mit gläubigen Studenten und brachte doppelt so viele Jugendliche wie seine Kameraden jeden Sonntag in die Kirche. Mit der Zeit glaubte Serjoscha so ernsthaft, dass er sogar im Hauptbahnhof wie ein Obdachloser übernachtete und Essen für diese kaufte. Er half einer unserer Familien, einer alten Oma, die mehr als fünf Jahre gelitten hatte. Nach zwei Wochen fanden wir ihre Kinder, und sie ging mit Tränen zu ihnen. Sie wollte nicht weggehen.

Die Studenten, die Serjoscha Kulisch in die Kirche brachte, haben mir gesagt: „Unser Serjoscha ist nicht von dieser Welt, er ist jetzt schon im Himmel, er glaubt nicht nur, er atmet, lebt und bewegt sich mit Gott, das ist für uns noch sehr weit weg!“ Serjoscha war der Sohn eines Schuldirektors, der sein Leben lang Kommunist war. Einmal kam er zu Besuch, um zu sehen, wo sein Sohn sich aufhält. Nach zwei Jahren bekehrte sich die Mutter, nach fünf Jahren wurde der Vater getauft und blieb mein bester Freund. Serjoscha schloss sein Theologiestudium ab und arbeitet heute am College bei den Jesuiten in Moskau. Er hat viel bei der Kirchenbaustelle in Omsk und Sargatskoje, meiner letzten Pfarre in Sibirien, geholfen.

In einem Bahnhof, an dem ich oft umgestiegen bin, sah ich ein sehr dünn aussehendes Mädchen mit hohen Stiefeln an den Füßen, obwohl es Juli war. Heute würde sie wahrscheinlich Jeans tragen, aber das war vor vielen Jahren, als „Supermini“ gerade in Mode war. Eine dreimalige Begegnung war ein Grund, sich kennenzulernen. Ich fragte sie, warum sie oft hierher in die große Stadt fahre. Wir hatten genug Zeit zum Reden. Sie war ab dem 16. Lebensjahr Melkerin auf einer Kolchose. Jetzt war sie krank und ging oft zu den Behörden um Hilfe, aber sie bekam keine. Der Ortsdirektor bezahlte auch seit anderthalb Jahren keine Pension für ihre alte 80-jährige Mutter und sie brauchten Holz zum Heizen im Winter. Die Menschen halfen nicht.

Ich habe ihre Adresse aufgeschrieben und ihr meine hinterlassen. Dazu sagte ich ihr, dass ich in ihrem Namen etwas in der Zeitung veröffentlichen werde und sie mir alle Antworten zuschicken solle. Ich habe alles über sie geschrieben, aber sie hat keine Briefe aus dem Dorf geschickt. Nach zwei Briefen kamen Korrespondenten in ihr Dorf und nach vier Monaten wurde die Pension für anderthalb Jahre ausgezahlt und es gab eine Entschuldigung. Der Direktor der Kolchose erhöhte die Heiznormen und für das Mädchen gab es Unterstützung bis zum Tod.

Zwei Schwestern mit ihren sieben und neun Jahre alten Kindern begannen, zu meinem Gottesdienst zu kommen und die Mütter wollten sie taufen lassen. Die Kinder mussten zwei bis drei Monate lang die Kirche und den Unterricht besuchen. Ihre Männer waren ungläubig und sagten ihren Frauen, dass sie gehen könnten, aber sie hätten dort nichts zu suchen.

Nach der Taufe besuchten beide Schwestern weiterhin sonntags die Heilige Messe. Einmal kam der Ehemann seiner Frau wegen mit dem Autotaxi (er war Fahrer) und kam in die Sakristei mit den Worten: „Ich komme, um mit euch zu schimpfen! Warum muss meine Frau jeden Sonntag die Kirche besuchen?“ „Bevor wir schimpfen, müssen wir uns kennenlernen: Ich bin Josef Antonowitsch oder einfach

Josef, und Sie?“ „Ich bin Wolodja.“ „Gut, ich reiche Ihnen die Hand und weiter: Bitte, Wolodja, nehmen Sie Platz, und jetzt können Sie mich gerne schimpfen, jetzt sind wir bekannt!“, sagte ich lachend. Das Gespräch dauerte mehr als eine Stunde. „Wenn Sie möchten, können wir weitersprechen“, begann ich. „Ich bin Chauffeur, und lassen Sie uns nicht über die Kirche sprechen, sondern wie normale Menschen, und dann über das Leben. Ich möchte ein guter Bekannter für Sie sein.“ Ich begleitete ihn bis zum Auto und sagte: „Wenn Sie, Wolodja, nicht weit von uns entfernt wohnen, kommen Sie bitte auf einen warmen Tee vorbei!“

Mein Wolodja kam am nächsten Tag nur zu Besuch, es gab wieder ein herzliches Treffen und dann ging er wieder. Am Dienstag kam Wolodja erneut zu mir und sagte: „Wenn Sie aufs Land fahren, bringe ich Sie kostenlos hin.“ „Lieber Wolodja, ich fahre immer mit dem Bus, das sind doch 100 Kilometer.“ „Ich möchte mit Ihnen fahren, ich kann diese Strecke als gute Tat betrachten.“

Mein Wolodja besuchte mich viermal, und ich sagte lächelnd: „Wolodja, deine Frau kommt nur sonntags, und du bist schon mehr als viermal hier. Was ist passiert? Du wolltest mich wegen deiner Frau schelten und jetzt wird deine Frau mich wegen dir schelten.“ Wolodja sagte mir: „Sie haben viel über den Glauben gesprochen, ich habe darüber nachgedacht, aber mir hat der Umgang mit Ihnen gefehlt. Sie sind mein Freund. Ich habe einen Bruder und Freund gefunden. Sie sind jetzt mein Bruder und mein erster Freund.“

Jahre später, nach fünf Jahren, lebte Wolodja in Deutschland und er fand mich durch andere Menschen. Ich rief ihn an: „Ich komme in einer Woche um 12 Uhr am Sonntag zum Bahnhof!“ Er kam zur Begrüßung und zu Hause erzählte er mir, dass er seinen Kollegen am Arbeitsplatz erzählt habe, dass ein Priester und sein Freund aus Russland kommen würden. Dieser sei 42 Jahre alt. Wolodja brachte seine Verwandten und Freunde zu mir in Russland. Sie wurden getauft und ihre Ehen wurden geschlossen.

Eine Mutter hatte drei Söhne und sie besuchte regelmäßig die Kirche mit zwei von ihnen. Sie bat oft: „Komm endlich einmal mit uns!“. Und Jorig sagte zu seiner Mutter: „Wenn du mich noch einmal mit deiner Kirche belästigst, gehe ich weg und komme nie wieder. Ich glaube nicht, und ich möchte deine Kirche nicht sehen!“ Die arme Mutter erzählte unter Tränen, wie störrisch ihr ältester Sohn war. Nach einer Weile sagte die Mutter absolut nichts mehr, und Jorig war in Frieden. Ich sagte ihr: „Sagen Sie bitte Ihrem Jorig, er war Elektriker, ich brauche seine Hilfe und Beratung bei einer elektrischen Montage.“

Ich habe ein Bild vorbereitet und bat Jorig, darum eine Version mit kleinen Lichtern um das Bild herum anzufertigen, 50 Stück. Jorig kam zu mir und versicherte mir sofort: „Ich glaube weder an Gott noch an den Teufel!“ Daraufhin antwortete ich ihm: „Jorig, aber wir sind Menschen und als Menschen können wir doch miteinander sprechen und einander helfen. Nicht wegen des Glaubens, sondern einfach menschlich“

Mein Jorig arbeitete die ganze Woche in der Sakristei, während ich die Messe feierte und predigte. Jeden Tag nach seiner Arbeit begrüßten ihn Jugendliche für fünf Minuten und sie luden ihn als Gast zu einem Namenstag ein. Als die Arbeit vorbei war, bat Jorig noch um etwas. „Ich brauche es nicht, aber ich gebe auch so viel.“ So besuchte Jorig sie im ersten Monat beim Jugendtreffen, wo alle ein Kreuz machten, und er stand da. Sie gaben mir mit Freude die Nachricht, dass Jorig heute das Kreuzzeichen gemacht hatte. Interessant! Warum, wegen der Freunde? „Aber nein! Er kam doch und sagte sofort vor den Leuten, dass er nicht glaube.“

Die Jugend der Pfarrgemeinde spielte bei seiner Bekehrung zu Gott eine sehr wichtige Rolle. Sie war immer freundlich zu ihm und nahm ihn mit. Ich sah meinen Jorig öfter in der Kirche und mit der Zeit kam er jeden Sonntag. Er kam zu mir und sagte: „Pater, ich möchte mich taufen lassen!“ „Jorig, noch vor Kurzem hast du gesagt: ‚Kein Gott und kein Teufel‘?“ „Pater, lassen Sie das in der Vergangenheit, ich bin Christ und möchte es bleiben!“ Jorig liebte die Kirche so sehr, dass die Kirche an erster Stelle vor seinem Haus blieb. Zwei Jahre später, als er aus der Armee zurückkehrte, kam er als Gast zu uns und blieb fast den ganzen Tag. Ich sagte: „Jorig, du hast eine Mama und Brüder, die auf dich warten!“

In einer Gemeinde in Tadschikistan fragte ich nach einem Jahr jeden jungen Mann (die Jugend in diesem Ort war zu 70 Prozent in der Kirche): „Sag mal, warst du vor dem Kirchenbesuch gläubig oder nicht?“ 42 Leute sagten: „Nicht!“ Sie kamen mit ihren Freunden, fanden es interessant und blieben und glaubten.

Nicht lange her in Tscheljabinsk, 1991. Alina brachte in drei Tagen zwei junge Leute zum Gespräch, dann noch fünf weitere, insgesamt zwölf. Nach dem Gottesdienst führten wir jeden Abend ein Gespräch. Unter den zwölf waren Vertreter der Pfingstbewegung und der Siebenten-Tags-Adventisten und alle sind bis heute in der Kirche geblieben. Eine große Rolle spielte das erste Treffen und wie die Priester den Besuchern Gastfreundschaft zeigten.

Eine Familie, er Deutscher, sie Russin, kam zum ersten Mal, um eine Messe für ihre verstorbenen Eltern zu bestellen. Er sagte auf meine Einladung: „Gut, ich komme!“

Sie sagte: „Ich bin orthodox.“ Ich antwortete: „Umso besser, von nun an werdet ihr in mir einen Verwandten haben – ich bin ein echter Orthodoxer und später blieb ich sehr aktiv!“ Zuerst war eine herzliche Aufnahme erforderlich, dann das Interesse am Besucher, und wenn er Hilfe brauchte, selbst wenn er sagte, er brauche sie nicht, musste man sie geben. Beim Beichten fragte ich oft, ob jemand in Not sei und normalerweise musste man finanziell unterstützen.

Eine Familie aus einer Stadt, in der ich vor 20 bis 25 Jahren war, kam nach dem Gottesdienst (ich war zu Gast) und erinnerte mich daran, wie ich damals 200 Rubel gegeben hatte, als die Kinder noch klein waren. Er konnte wegen einer Erkrankung nicht arbeiten, und dieses Geld hatte ihre Familie über Wasser gehalten. „Ich war hungrig, und ihr habt mich gespeist, ich war durstig, und ihr habt mir zu trinken gegeben, ich war nackt, und ihr habt mich bekleidet“ (Mt. 25,35). Uns Katholiken wurde nicht beigebracht, unseren Glauben zu teilen. Diese Gabe hatten die Sekten. Weil wir diese Gabe verloren haben, gibt Gott sie denen, die „von Osten und Westen kommen werden“ (Mt. 8,12). Und wenn man sie für andere gibt, kommt sie doppelt, dreifach zurück. Und dieser Faktor ist das Hauptmerkmal der Baptisten und Pfingstler, weil sie sieben bis achtmal aktiver sind als wir. Und überhaupt hatte Jesus vor 2000 Jahren mit seinen Jüngern Glück und eine große Chance.

Im Neuen Testament lesen wir, wie leicht es den Menschen in der Synagoge fiel, aufzustehen, die Heilige Schrift zu lesen, sie zu interpretieren und zu predigen. Die Kirche hat diese Erfahrung vergessen und den Zugang für Laien streng eingeschränkt, ihn nur den Diakonen überlassen. Menschen haben nur selten die Möglichkeit, über ihren Glauben Zeugnis abzulegen.

Können wir uns vorstellen, dass ungelehrte Apostel auf unseren Kanzeln stehen, weit entfernt von diesen und anderen Traditionen, die uns zu dieser Situation geführt haben: „Betet und schweigt!“? Schweigen bedeutet, dass der Katholik bis zu seinem Tod ein Schüler bleibt, der sein Abschlusszeugnis in seinen letzten Stunden ablegen wird. Wir neigen oft dazu, zu sagen, dass Sekten so aktiv sind, weil sie Geld haben. Dies hört man oft in Russland und der Ukraine, aber ich habe nie gehört, wo unser Geld ist. Ohne Geld wird man nicht predigen können. Dies ist nur eine von vielen Krankheiten, die uns lähmen. Das Zweite Vatikanische Konzil hat kaum in verschiedene Richtungen etwas gebracht, wo 50 Prozent unserer Energie in die Arbeit einfließen könnten. Wir werden auf das Dritte Vatikanische Konzil warten müssen, das in die neutestamentliche Zeit, die Zeit Jesu Christi, zurückkehrt. Vielleicht wird unsere Kirche früher kapitulieren als jetzt. Es wäre ein großes

Ereignis für die Kirche, wenn sie zu diesem Verständnis heranwachsen könnte. Ich verstehe, dass man lange warten muss.

Mein Glück in Tadschikistan vor 25 Jahren war, dass ein Priester 1000 Kilometer von mir entfernt war und ich den Menschen nach der Messe die Möglichkeit gegeben habe, sich vorzubereiten und zu predigen. Solange wir und unsere Leute nur Zuhörer sind, wird es keine große Ernte geben.

Meine „linke Lunge“

Es ist ein Segen, dass wir in unserem Universum die Ostkirche haben, das ist exzellent! Im Jahr 1972 lernte ich Mutter Jekaterina (Anna Iwanowna) Abrikossowa – eine prominente Katholikin der Russischen Byzantinisch-katholischen Kirche und Gründerin des Dritten Dominikanerordens in Russland – kennen. Ich war oft bei ihr in Vilnius, Litauen, zu Besuch. Ebenso besuchte ich Schwester Dora in Moskau. Sie alle standen kurz vor dem Abschluss ihres Studiums und konnten mir unermüdlich von ihrer Gründerin erzählen, der dritten Dominikanischen Ordensgemeinschaft, der Ostordnung. Das hat mich den Orthodoxen und den Ikonen nähergebracht.

Die Orthodoxie war immer präsent, aber für uns Katholiken erschien sie oft fremd und unerreichbar. Sander Riga wiederum hat mich den Orthodoxen nähergebracht. In der Kathedrale waren stets Gäste aus der orthodoxen Metropole anzutreffen. Die Begegnung mit dem Priester Alexander Wladimirowitsch Men in Moskau, das Ökumenische, die unierten Priester ab 1965 und die Freundschaft in Riga mit der orthodoxen Jugend – all das hat mir einen tieferen Einblick gewährt. Einer aus unserem Freundeskreis, Alexander Kudrjaschow, ist heute Metropolit von Riga und ganz Lettland, Primas der Lettisch-Orthodoxen Kirche.

1973 haben wir in Moskau 10 Unterschriften zur Gründung einer russischsprachigen Pfarre gesammelt. Weitere Unterschriften kamen von Wolodja Julikow, dem Schwiegersohn von Priester Alexander Men im Jahr 1991. Er wurde der erste Vorsitzende der neuen Pfarre „Mutter Gottes von Fatima“. Später war Pater Alexander Chmelnizkyj, OP der Pfarrer dieser Gemeinde. Pfarrer Alexander stammt ursprünglich aus der Gemeinde von Alexander Men und später wurde er Dominikanermönch.

Gott sei Dank für meine Begegnung mit dem Priester Andrej Udowienko, einem ehemaligen Priester des Moskauer Patriarchats, den ich nach Moskau zur unierten Pfarre gebracht habe. Ich begleitete ihn auch zum Kardinal Myrosław Iwan

Ljubatschiwskyj (1914 – 2000) nach Lemberg (Lwow), wo er offiziell in die Katholische Ostkirche aufgenommen wurde.

Mit meiner Hilfe traten vier orthodoxe Priester zur katholischen Kirche über. Dieser Erfolg bereitete mir die größte Freude. Seit dieser Zeit wollte ich einen engeren Kontakt pflegen und in der Kirche eine Ikonostase wie in Taizé in der römisch-katholischen Kapelle errichten.

Der Weg zum Untergrund Nummer 2

Mit dem Pater Paulius Saulius Bytautas, OFM wollten wir 1990 in Nowosibirsk mit den litauischen Schwestern Literatur und Skripte in russischer Sprache verbreiten und ein Priesterseminar im Untergrund beginnen. Ich hatte mit den unierten Bischöfen vereinbart, ihre Bereitschaft zur Priesterweihe zu prüfen. Wir hatten zwei Kandidaten bis zu 50 Prozent nach unserem Plan vorbereitet – nach der Priesterweihe sollten weitere 50 Prozent als Priester studieren. Einer meiner Kandidaten war 1984, vor meiner Verhaftung, geweiht worden. Heute ist er Pfarrer in Weißrussland. Diese beiden waren zuvor Professoren an der Akademie an der Staatsuniversität in Nowosibirsk.

Zu einem bestimmten Termin fuhren wir durch Tscheljabinsk nach Lemberg. In Tscheljabinsk blieben wir zwei Tage und fuhren dann weiter. Die ganze Strecke von Nowosibirsk nach Tscheljabinsk dauerte 25 Stunden. Den ganzen Tag und die Nacht über hielt ich einen Vortrag über Pastorales und die Kanones. Mein Vortrag war vielleicht zu umfangreich. Ich erklärte, wie wir arbeiten, leben und beten würden. Als wir in Tscheljabinsk ankamen, mussten sie am Samstag ruhen und wir planten am Sonntag nach dem Hochamt weiterzufahren.

Am Sonntag nach der Messe sagten mir meine Kandidaten: „Wir haben nochmals gut darüber gesprochen. Dies ist ein sehr verantwortungsvoller Schritt. Wir haben Angst, dass wir später anderen ein schlechtes Beispiel geben könnten. Die Menschen werden die ganze katholische Kirche nach unserem Verhalten bewerten, und wir fühlen uns der großen Verantwortung noch nicht gewachsen. Deshalb kehren wir nach Hause zurück. Für uns ist es noch zu früh.“

So beendete das „Priesterseminar“ seine Existenz, weil im Frühjahr 1991 die Bischöfe ernannt wurden. Ich sprach sofort mit Bischof Wehrt und drängte ihn, das Priesterseminar schnell zu organisieren und zu gründen. Ich reiste nach Grodno, um

einen Plan zu erstellen, wie und was zu tun ist. Alle Anweisungen für das Priesterseminar brachte ich nach Nowosibirsk.

Ich bin Jesuit

Viele Jahre lang wurde ich für einen geheimen Jesuiten gehalten. Alle meine Pläne und Kirchenbauten waren abgeschlossen. Mit den Jesuiten habe ich die Kathedrale in Nowosibirsk erbaut. Die Einweihung fand am 30. Mai 1998 statt. Meine Mitbrüder, Pater Stanisław Opela,SJ und Pater Jerzy Karpiński,SJ sagten zu mir: „Wir würden uns freuen, wenn du bei uns eintreten würdest.“ Solche Gedanken hatte ich schon früher.

„Gut, ich werde es versuchen und sehen, ob ich es schaffe“, dachte ich mir. Ich schrieb ein Schreiben an den Provinzial und fuhr als Novize nach Gdynia ins Kloster. Dort begann ich, mit den Jesuiten zusammenzuleben. Vom Nordosten aus hatte ich einen Blick auf das Meer, und vom Westen aus sah ich den Wald.

Bevor ich abreiste, sagte Bischof von Nowosibirsk Joseph Wehrt zu mir: „Ich beneide dich!“ Dort auf diesem Berg würde ich von September bis März eine heilige Zeit verbringen, indem ich die 30-tägigen Exerzitien des heiligen Ignatius im Dorf Jastrzębia Góra (Habichtsberg) am baltischen Meer praktizierte. Die Gebetszeit und die Spaziergänge würden entlang des Ufers stattfinden. Das Rauschen der Wellen und der Wind manchmal stark, der meine Wangen täglich liebteste, reinigte und erfrischte mich und machte mich lebendig.

Ich würde gerne die 30 Tage noch einmal wiederholen, aber die Regel erlaubt es nicht. Pater Tadeusz Pronobis,SJ Rektor des Jesuitenkollegs in Gdynia, brachte mich zu dem Ort „Święta Lipka“ (deutsch „Heilige Linde“), von dem ich bereits vor 30 Jahren gehört hatte. Es kamen Deutsche und Polen zur Muttergottes von der Heiligen Linde. Pronobis sprach zweimal mit mir über meine mögliche Zukunft bei den Jesuiten. Seiner Meinung nach, sollte es besser so bleiben, wie es bisher war: „Du kannst Gutes für die Kirche in Russland tun. Wenn du zu uns kommst, musst du hier im Westen bis zu vier Jahre bleiben: zwei Jahre, um Philosophie zu studieren, und zwei Jahre, um Theologie zu studieren. Unsere Kandidaten, die an deiner Stelle kommen, müssen mindestens zwei Jahre für die Sprache investieren. Ich rate wie für meinen Bruder, so wird es besser, aber wenn du trotzdem um jeden Preis zu uns willst, wir werden dich bitte nicht ablehnen. Fahr nach Hause, überlege es dir noch einmal, und du kannst immer, als Kandidat oder nicht, zu uns kommen und eine Zeit bei uns verweilen“.

Nach sechs Monaten musste ich sowieso abfahren, um ein neues Visum zu beantragen. Auf meiner Reise nach Sibirien kam ich nach meinem Heimatort in der Ukraine – Murafa – und kam zum Pfarrer Bronislaw Bernatzki. Er war allein. Er fragte mich und ich erzählte ihm von meinen Plänen, zu den Jesuiten zu gehen. Auch er sagte dasselbe, was man in Polen sagte: „Komm bitte hierher! Bete so viel du willst, hilf mir dabei, die alten Türme zu renovieren, weil sie sehr schwach sind und viele halbfertige Kirchen fertiggestellt werden müssen“.

Ich kam nach Sibirien zurück und fragte Bischof Werth: „Wie stehst du dazu?“ Nach reiflicher Überlegung wollte ich es doch nicht. Der Bischof aber sagte zu mir: „Beende alle deine letzten unerledigten Arbeiten. Ich bringe dich nach Nowosibirsk. Du wirst in der Kurie leben, die entstandenen Pfarrgemeinden besuchen und auch neue gründen.“ Warum der Bischof nicht mehr zu mir sagte, weiß ich nicht. Vielleicht wartete er darauf, dass ich ihn bitte, oder war er froh, wenn ich wegfuhr? Eines konnte ich nicht verstehen: Warum fragte er die Priester so oft, was er mit Prälat Josef machen solle? Ich fragte diese Priester: „Warum sagt er mir nichts?“ „Der Bischof hat Angst vor dir oder schämt sich, dich zu fragen!“ – „Wenn das so ist, dann fahre ich in die Ukraine.“

So war es mit mir „als Jesuit“ und dann als Priester. Als mein 25-jähriges Priesterjubiläum kam, brachte Bischof Wehrt mir die Prälatur aus Rom mit und übergab sie mir in einem feierlichen Hochamt in der Kathedrale, an einem Sonntag in der Kathedrale zu Nowosibirsk und an einem zweiten Sonntag in meiner ehemaligen Pfarrkirche. Ich kehrte heim, nach Murafa zurück.

Zu Hause im August 1998

Sofort wollte ich meine früheren Pläne verwirklichen und erwarb ein Schlagzeug-Set sowie E-Gitarren. Nach nur drei Monaten hatte sich bereits eine Lobpreisgruppe gebildet. Im neuen Jahr organisierte ich Treffen zur „Heiligen Schrift“. Bis zum Mai hatten sich sieben Gruppen gebildet, mit jeweils 30 bis 40 Mitgliedern. Aus den Bibelgruppen entwickelten sich im Laufe der Zeit Hauskirchen. Ich gründete eine Bibliothek und eine Filmothek für alle. Nach einem Jahr hatten wir sogar ein Blasorchester, womit sich mein Kindheitswunsch erfüllt hatte. Nach meinem Urlaub erlebte ich eine Osterprozession mit Orchester, bei der viele Männer weinten. Ich auch. Die Pfarre Murafa erlebte innerhalb eines Jahres eine Wiedergeburt im konservativen Traditionalismus. In der Pfarrgemeinde gibt es nun zwölf Hauskirchen (Gebetskreise) mit bis zu sieben Familien in jeder Gruppe. Eine davon

trägt den Namen „Gottes Wort“ und umfasst bis zu 120 Menschen, aufgeteilt in Gruppen von jeweils zehn.

Unter dem Namen „Preise den Herren“ versammeln sich zehn Jugendliche. Der Katholische Jugendbund (KJB) zählt bis zu 40 Mitglieder und „Therlesias Mission“ ist für Kinder bis zu 13 Jahren gedacht. Die „Bundeslade im Namen des Patriarchen Neu“ rundet das Angebot ab. Ich habe eine Kirche für 8000 Rubel mit eigenen Händen innerhalb von zwei Jahren gebaut und eine weitere fast fertiggestellt. Für die beiden Kirchen habe ich insgesamt 60000 Rubel aufgebracht. Im Blasorchester spielen 50 Kinder und Erwachsene. Möglicherweise werden wir auch das „Geistliche Zentrum“ im zweiten Stock abschließen, inklusive einer Kapelle im Dachboden. Es wird ein Exerzitenhaus für etwa 40 bis 50 Personen sein. Dank sei Gott, dass ich nicht für den Bischof blieb, denn diese Gefahr bestand. Die Vorbereitungen für die geheime Bischofsweihe waren bereits fast abgeschlossen. Sie sollte im Frühling 1985 stattfinden, aber das Gefängnis stand im Weg. Nach dem Gefängnis schwieg ich, weil mir eine neue Aufgabe zugewiesen wurde. Wenn die Bischöfe zwei Jahre später gekommen wären ...

Wir haben jeden Tag auf die Nominierung aus Rom gewartet, aber wie immer beeilte sich der Vatikan nicht, er hatte genug Zeit. Wir hatten vom Vatikan mehr Aktivität erwartet, aber er handelte wie überall auf der Welt. Wir brauchten „Muttermilch“, bekamen aber stattdessen Wurst. Ich sagte, was mit den Bischöfen Lenga und Wehrt geschah: Sie brauchten Hilfe, sowohl theoretisch als auch materiell. Natürlich konnten wir warten und mussten uns nicht beeilen, aber ein großer katholischer Mann des 19. Jahrhunderts, der heilige Doktor von Moskau, Arzt Fjodor Petrowitsch Gaas, hat geschrieben: „Beeilt euch, Gutes zu tun!“ Was als nächstes zu tun ist, wird uns Gott zeigen. Unsere Jugend möchte Missionen mit Predigten, Musik und Lobpreis durchführen und Zeugnis darüber ablegen, was Gott ihnen geschenkt hat.

Ich möchte meinen neuen Freunden aus Österreich einen tiefen, herzlichen Dank aussprechen. Ihre Spenden haben den Bau des Exerzitenhauses ermöglicht. Die Stadt Pinkafeld ist förmlich in die Mauern des geistlichen Zentrums eingewachsen. Vergelt's Gott! Josef Streibl, der Hauptmesner der Pfarre Pinkafeld, und DDr. Gottfried Prenner habe ich von Tscheljabinsk nach Murafa gebracht. Das Zeugnis des Glaubens meines Freundes und Bruders Gottfried hat bereits viele Orte in der ganzen Ukraine gesegnet. Gott sei Dank für dieses Geschenk! Muttergottes, auch dir sei Dank, dass er dein treuer Diener ist und die gute Nachricht aus Medjugorje bringt.

Nachwort als Zeugnis

Als ich Anfang der 1990er Jahre in meiner Heimatstadt Omsk noch ein Hippieleben führte und nichts anderes im Kopf hatte, als mit meinen Freunden Rock-n-Roll zu spielen und per Anhalter durch die ehemalige Sowjetunion zu reisen, die gerade zusammengebrochen war, hatte Jesus anscheinend schon seine Pläne mit mir.

Meine Kindheit, genau wie die fast aller meiner Gleichaltrigen war von der gottlosen Ideologie des kommunistischen Riesenstaates geprägt, der nach der Revolution 1917 alle Gottgläubigen zu den Feinden des Regimes erklärt hatte. Die Religion wurde nur noch als „rückständig und obskur“ verspottet. Meine Eltern waren nicht getauft und mein jüngerer Bruder und ich erst recht nicht. Allerdings waren sie keine Parteimitglieder.

Nach der großen Wende („Perestroika und Glasnost“, initiiert durch Mikhail Gorbatschow) zog auch die Religionsfreiheit ins Land und meine Mutter und mein Bruder ließen sich in der Russisch-Orthodoxen Kirche taufen. Ich lebte weiter ohne Gott und arbeitete ein paar Jahre bei der Maschinenbaufabrik, wo mein Vater schon seit seiner Jugend angestellt war.

1990 starb im Alter von nur 29 Jahren ein junger Musiker aus Omsk, Eugen, der für mich als Künstler sehr viel bedeutete. Von gemeinsamen Bekannten erfuhr ich, dass er sich, während er schon in der Krebsstation in Sankt-Petersburg lag, in der Römisch-Katholischen Kirche taufen lassen wollte. Aber er hatte es nicht mehr geschafft. Die sogenannte „Begierdetaufe“ (*votum baptismi*) galt ihm, da bin ich überzeugt, als außerordentlicher Weg der Erlösung. Die ewige Ruhe gib ihm, o Herr!

Ich wusste damals kaum, was die Katholische Kirche eigentlich war. Außer ein paar abschätzigen Artikeln im Lexikon des Atheismus, die „den Papismus“ und „die Gräueltaten der Inquisition“ anprangerten und dergleichen, gab es in der UdSSR nichts zu lesen.

Gott sei Dank, erschienen damals mit der Welle der Meinungsfreiheit die ersten qualitativ hochwertigen Übersetzungen von christlichen Büchern der westlichen Tradition, welche ich stundenlang mit Begeisterung und unter Tränen zu Hause las. Vor allem, waren das die christlichen Essays von C.S. Lewis, dem Autor der Chroniken von Narnia, auch die Biografien von katholischen Heiligen aus der Feder von G.K. Chesterton, der eigentlich mehr für die Detektivgeschichten von

Pater Brown bekannt ist, einem Dorfpfarrer, der durch Vernunft und Scharfsinnigkeit schwierige Kriminalfälle zu lösen vermag. Und natürlich – das lasen damals alle gern – die Bücher des Katholiken J.R.R. Tolkien: vor allem – „Der Hobbit“ und die weltberühmte Trilogie „Herr der Ringe“. Diese Bücher waren nicht nur spannend, sie haben auch langsam mein Herz für die Wahrheit Gottes aufgemacht und Interesse und Sympathie an der Person Jesus erweckt.

Ich las gleichzeitig das Neue Testament, das ich bei einem Evangelisations-Abend einer amerikanischen Freikirche im Kulturhaus als Geschenk bekommen hatte, und bemerkte, dass ich den Worten dieser Schriften über Christus wirklich glaubte! Und ich traf eine Entscheidung: Wenn ich mich jemals taufen lassen werde – dann wird es nur in den katholischen, universellen Kirche sein!

Anderthalb Jahre lang habe ich Katholiken in meiner Umgebung gesucht, ich bin sogar nach Nowosibirsk gefahren, um dort eine Kirche zu finden, die „irgendwo auf dem linken Flussufer von Ob“ sein musste... Aber alles war vergebens. Es gab noch kein Internet. Und nach den Jahren der sowjetischen Repressionen waren in ganz Russland vielleicht nur noch 1% Menschen, die sich katholisch fühlten und sich auch trauten dies öffentlich zu bekennen.

Erst 1994 erfuhr ich, dass am Stadtrand meiner Heimatstadt Omsk, nicht weit vom Flughafen ein Häuschen stand, das wie eine Kirche, mit einfachen Sitzbänken, schlichten Heiligenbildern, Statuen und einem Holztabernakel vorne in der Mitte ausgestattet war. Der Saal diente deutschen, polnischen, litauischen und weißrussischen Familien als Gotteshaus. Ihre Vorfahren waren aus den westlichen Regionen des russischen Zarenreichs nach Sibirien gekommen, um hier ein Stück eigenes Land zu erhalten, oder aber sie waren von der sowjetischen Regierung vertrieben worden, weil sie sich der Kollektivierung widersetzt hatten. Die schwersten Schicksale hatten die sogenannten „Wolgadeutschen“, welche Stalin im Zweiten Weltkrieg brutal nach Sibirien und Kasachstan deportieren ließ, da er Angst hatte, sie könnten sich auf Hitlers Seite schlagen. Ihr Glaube hat ihnen geholfen, Schwierigkeiten zu überwinden und die Hoffnung nie aufzugeben. Die schöne Omsker Pfarrkirche der Unbefleckten Empfängnis der Jungfrau Maria aus 19. Jahrhundert, im Zentrum der Stadt Omsk, war 1965 abgerissen worden, um Platz für das Jugendtheater zu schaffen.

Als es Mitte der 1980er endlich erlaubt wurde, gemeinsam zu beten, fingen die Katholiken in Omsker Gebiet an, Dorf für Dorf, Familie für Familie, Geld zu sammeln, um ihre eigene Kirche zu gründen. Die Nähe zum Flughafen wurde sogar

zum Zeichen von Gottes Vorsehung, da es leicht für die Gäste der Pfarre war, die Kirche schnell zu erreichen. Dort besuchte ich im Frühling 1993 das erste Mal im Leben eine Heilige Messe. Ich stand bescheiden in der letzten Reihe und beobachtete ganz genau und neugierig alles, was dort passierte.

Die Glocke läutete und da schritt er von hinten durch den Mittelgang nach vorne zum Volksaltar. Ein Priester in der grünen Kasel. Nicht sehr hoch von Wuchs, eher stämmig... Nein, das war nicht Chestertons Pater Brown, wie ich ihn mir vorstellte, das war „Pater Josef“ Swidnitzki – der Missionar, der den Gläubigen in Sibirien diente.

Beeindruckt von seiner feurigen Predigt und treffenden Vergleichen, wurde ich von meiner Absicht, mich hier taufen zu lassen, noch mehr überzeugt! Nach dem priesterlichen Schlussesegnen wurden alle, die beichten wollten, zu ihm in die Sakristei eingeladen. Auch diejenigen, die irgendwelche Angelegenheiten oder Fragen hätten. Als letzter betrat ich den Raum und sagte ihm gleich an der Tür, dass ich getauft werden will. Ohne zu zögern nahm Pater Josef aus dem Regal ein Heft mit den Grundbeten und einem kurzen Katechismus und feierlich überreichte es mir: „Hier ist momentan das Wichtigste, was du auswendig lernen musst – Vater Unser, Ave-Maria, das Glaubensbekenntnis... Wenn du zur Kirche gehören willst, dann komm jeden Sonntag hierher, bete den Rosenkranz vor der Messe mit, höre zu, schaue dich um, stell Fragen! Wenn es dir gefällt, wie wir leben, was wir glauben, wenn du deine Sünden von Herzen bereust, Gott um Verzeihung deiner Sünden bittest und dich zu Ihm umkehrst – taufe ich dich!

So habe ich angefangen die katholische Gemeinde „Darstellung des Herrn“ in Omsk zu besuchen. Nach und nach lernte ich beten. Nicht nur auf Russisch, sondern auch auf Deutsch und auf Polnisch, denn einige Teile der Liturgie und mehrere Gesänge pflegte Josef Swidnitzki in verschiedenen Sprachen zu halten. Auch Latein spielte dabei eine nicht unbedeutende Rolle: Kyrie, Credo, Sanctus, Agnus Dei, welche er mit seiner dröhnenden Stimme sang, durchdrangen buchstäblich Herzen und ließen niemanden gleichgültig zurück.

Eines Tages im Sommer des nächsten Jahres kündigte Pater Josef an, er würde mit einigen Bewohnern der Marktgemeinde Sargatskoje (im Volksmund auch Sargatka genannt) eine Kirche bauen, und wenn jemand Zeit und Lust hätte, auf der Baustelle zu helfen, so sei er oder sie herzlich willkommen, mit ihm dorthin mitzufahren. Die wirtschaftliche Situation war damals in ganz Russland äußerst schwer. Nicht nur in Omsk, wo die Militärproduktion nicht mehr in großen Ausmaß

lief. Der Staat verfügte nicht über genügend finanzielle Mittel, um die Gehälter der Arbeiter zu zahlen. Die Angestellten vieler Fabriken wurden von der Betriebsleitung in unbezahlten Urlaub geschickt. Dank dieser Umstände hatte ich damals viel Freizeit, die ich nach Belieben nutzen konnte. Wenn ich jetzt bei der Montage von Aufzugskabinen vorübergehend nicht gebraucht würde, konnte ich doch mit Pater Josef auf die Baustelle fahren – etwa 100 Kilometer nördlich von Omsk entfernt. Eine Kirche zu bauen, ein Gotteshaus – was kann schöner und würdiger sein? „Warten Sie bitte, Pater Josef, ich komme mit!“, hörte ich mich plötzlich sagen, „Ich hole mir nur noch schnell meine Gummistiefel von zu Hause!“.

Dann wohnte ich ein paar Monate in einer einmaligen christlichen Gemeinschaft, die vor allem aus jungen und alten Bewohnern dieses Bezirkszentrums bestand, welche jeden Tag unter der Leitung von Pater Josef und erfahrenen Bauleuten das Kirchengebäude aus roten Ziegelsteinen errichten. Als ich ankam, war das Gebäude schon fast fertig. Das gesamte Bauprojekt war so geplant, dass an die große römisch-katholische Kirche eine griechisch-katholische Kapelle angebaut werden sollte. Somit konnte die Eucharistie in beiden Riten gefeiert werden. Auf diese Weise lernte ich auch den byzantinischen Ritus der katholischen Kirche kennen, der im Prinzip dem russisch-orthodoxen Ritus sehr ähnlich ist. Der Unterschied besteht darin, dass die Ostkatholiken den Papst als den obersten Apostel anerkennen und seiner als Bischof von Rom in ihren Gebeten bei der Göttlichen Liturgie gedenken.

Diese selige Zeit, die ich damals mit dem Bau des Gotteshauses in Sargatskoje verbrachte, war für mich – ohne Zweifel die beste Schule des Einlebens in die Kirche. Jeden Abend wurde nach der Arbeit eine Heilige Messe gefeiert, welche ich oft schon mit meiner Gitarre begleiten durfte. Eine Unmenge neuer christlicher Lieder erlernte ich, die mir vorher völlig unbekannt waren. Zu dieser „Kirchenbaugemeinschaft“ gehörten auch junge Leute aus Kasachstan und der Ukraine, die Pater Josef helfen wollten.

Beim Abendessen erzählte er ab und zu von seinem Leben mit Gott und teilte seine geistlichen Erfahrungen mit uns. Da habe ich schon ein bisschen mehr von der Geschichte seiner Berufung und seiner Missionstätigkeit in Mittelasien und Sibirien erfahren. Er hatte hier schon so viele katholischen Gemeinden besucht und so viele neue gegründet! Seine pastorale Erfahrung, die er durch all die Jahre gewonnen hatte, war unschätzbar und er wusste, wie er seine Erfahrung sowohl für

die Evangelisierung als auch für die Entstehung der echten christlichen Gemeinschaft nutzen konnte.

Für seine Predigt über die Erscheinung der Muttergottes 1917 in portugiesischen Fatima war er ins Straflager gewandert. Die Jungfrau hatte davor gewarnt, dass Russland seine „Irrtümer in der ganzen Welt verbreiten“ werde, was zu Kriegen, Hungersnöten und Verfolgungen der Kirche führen würde. Als Lösung und zur Verhinderung dieses Unglücks hatte Maria die Weihe Russlands an ihr „Unbeflecktes Herz“ gefordert. Wenn der Papst ihrer Bitte nachgekommen würde, werde sich Russland bekehren, und eine Zeit des Weltfriedens werde eintreten. Für diese Worte wurde Pater Josef vom KGB verhaftet und in einer sibirischen Justizanstalt zwischen Omsk und Nowosibirsk zu Schwerarbeit rekrutiert. All das hat er später in seinen Memoiren beschrieben.

Als die Kirche in Sargatka, schließlich der heiligen Thérèse von Lisieux geweiht wurde, sagte mir mein Priester und geistlicher Begleiter: „Lieber Slavik, die Kirche, die du hier mitgebaut hast, ist gewachsen. Gleichzeitig ist die Kirche Gottes mitten in deinem Herzen gewachsen. Du bist nun bereit die heilige Taufe zu empfangen!“

Nach einer Lebensbeichte, wurde ich von ihm am 21. August 1994 in der Römisch-katholischen Pfarrgemeinde der Darstellung des Herrn in der Aviatsionnaya Straße 120 in Omsk getauft. Das Taufwasser wurde aus einer porzellanenen Teekanne über mein Kopf gegossen. Es lief über meine Haare und Gesicht und vermischte sich mit meinen Tränen. Das waren Tränen der Freude und der Dankbarkeit. Die einfache Taufkerze aus billigem gelben Paraffin fing bald nach dem Anzünden an, auf meine Hand zu tropfen, aber das machte gar nichts aus. Ich war so glücklich!

Meine Taufpaten waren Sergej Kulisch – der Oberministrant und Autofahrer der Gemeinde und Julia Beljatskaja, die später Ehefrau eines Priesters des byzantinischen wurde. Die beiden Taufpaten waren ungefähr in meinem Alter. Unsere Freundschaft und tiefe geistliche Bindung war Dank Pater Josef dort entstanden, wo wir wie Brüder und Schwestern gemeinsam Jesus in unserer Mitte erlebt haben, nämlich als wir auf dem Land in Sibirien ein Gotteshaus bauten.

Später haben sich unsere Wege getrennt. Ich habe angefangen Theologie zu studieren und von Swidnitzkis Pfarre auf dem Land wusste ich nur, dass er dort nicht mehr tätig war, sondern ein byzantinisches Ehepaar die Leitung übernommen hatte. Bischof Joseph Werth, seit 1991 in Nowosibirsk, wandte sich an den Vatikan,

um dem Priester Josef Swidnitzki den Ehrentitel des päpstlichen Prälaten zu verleihen. Diese große Feier fand dann in der neuen katholischen Kathedrale in der Maxim-Gorki-Straße, Nummer 100, in Nowosibirsk statt. Auch ich war dabei und bekam die Gelegenheit, über die Ironie des Schicksals nachzudenken: dieser Nowosibirsker Dom steht nämlich genau gegenüber des Amtsgebäudes, in welchem der KGB Pater Swidnitzki nach dessen Verhaftung verhört hatte!

Kurz danach kehrte der Prälat in seine Heimatstadt Murafa in der Region Winniza in die Ukraine zurück. Dort hat er, so habe ich gehört, wieder eine Musterpfarre mit vielen Ministranten und sogar mit einem eigenem Blasorchester aufgebaut. Wie groß war meine Freude, als ich hörte, dass Pater Josef jetzt im burgenländischen Ort Pinkafeld in Österreich wohnt, eine anderthalb Stunde von mir entfernt. Er lebt und wirkt nun in der geistlichen Gemeinschaft „Familie des Vaters“ auch in seinem ehrwürdigen Alter. Täglich feiert Prälat Swidnitzki hier die Eucharistie und steht den Brüdern und Schwestern der Gemeinschaft als Beichtvater zur Verfügung.

2023 besuchte er meine Familie und mich in Trumau – ein unvergesslicher Moment für meine Frau und für unsere Töchter. Nach einem Abend voller Erinnerungen und Gesang verabschiedeten wir uns herzlich und freudig voneinander. Auch habe ich den Herrn Prälaten im Burgenland besucht, wo er im Haus der Gemeinde, die von DDr. Gottfried Prenner und Aloisia Grabner 2016 gegründet wurde, seinen Ruhestand verbringt.

Es war für mich eine große Ehre und ein aufregendes Gefühl, das Buch mit seinen Erinnerungen in der deutschen Übersetzung revidieren zu dürfen. Beim Durchlesen wurden viele Momente wieder lebendig. Einiges in seiner Biographie und dem Gedankengut konnte ich ganz neu für mich entdecken. Ich wünsche allen Lesern dieses Buches viel Gnade und aufrichtige Hingabe auf dem Weg mit Jesus in das Reich des Vaters!

Lic. Theol. Viatcheslav (Slava) SINITSIN
Diakon der Erzdiözese Wien, am 14. Februar 2026



Prälat Josef Swidnitzki

ist zu Weihnachten 1936 in Murafa, Südwestukraine, damals noch Sowjetrepublik, geboren. Nach der Pflichtschule begann er ein Studium zum Bauingenieur in Kiew, ging aber bald nach Lettland mit dem Wunsch, Priester zu werden. Als Ukrainer durfte er dort allerdings nicht ins Seminar aufgenommen werden. Er arbeitete eine Weile auf dem Bahnhof von Riga, bis er zum einjährigen Militärdienst eingezogen wurde, wo er im hohen Norden, bei den Karelien vor der finnischen Grenze als Funker eingesetzt war. Zurück in Lettland begann er dann bei den Docks von Riga als Kranarbeiter.

Von 1961 bis 1971 schließlich gelang es ihm im Geheimen Theologie zu studieren und er empfing die geheime Priesterweihe durch den internierten litauischen Bischof, der später Kardinal werden sollte. Der KGB vertrieb Swidnitzki aus Lettland und blieb ihm auch weiterhin auf den Fersen, sei es bei der Jugendarbeit in Schytomyr, dann im Untergrund in Moskau oder später in Kirgisien (Frunse, heute Bischkek) bei Prälat Michael Köhler, der ihn wiederum weiter nach Duschanbe in Tadschikistan schickte.

In den folgenden Jahren wirkte er als Seelsorger und „priesterlicher Pionier“ in den zentralasiatischen Republiken der Sowjetunion und in Westsibirien, im Umkreis von Nowosibirsk, wo durch seinen unermüdlichen Einsatz mehrere Pfarren und insbesondere auch Gebäude für den Gottesdienst aufgebaut wurden. Nachdem er ein Buch über Fatima veröffentlicht hatte, wurde Swidnitzki zu acht Jahren Arbeitslager / GULAG verurteilt, wo er drei Jahre lang unter schweren Bedingungen verbrachte, bis er 1987 unter Gorbatschow vorzeitig entlassen wurde.